

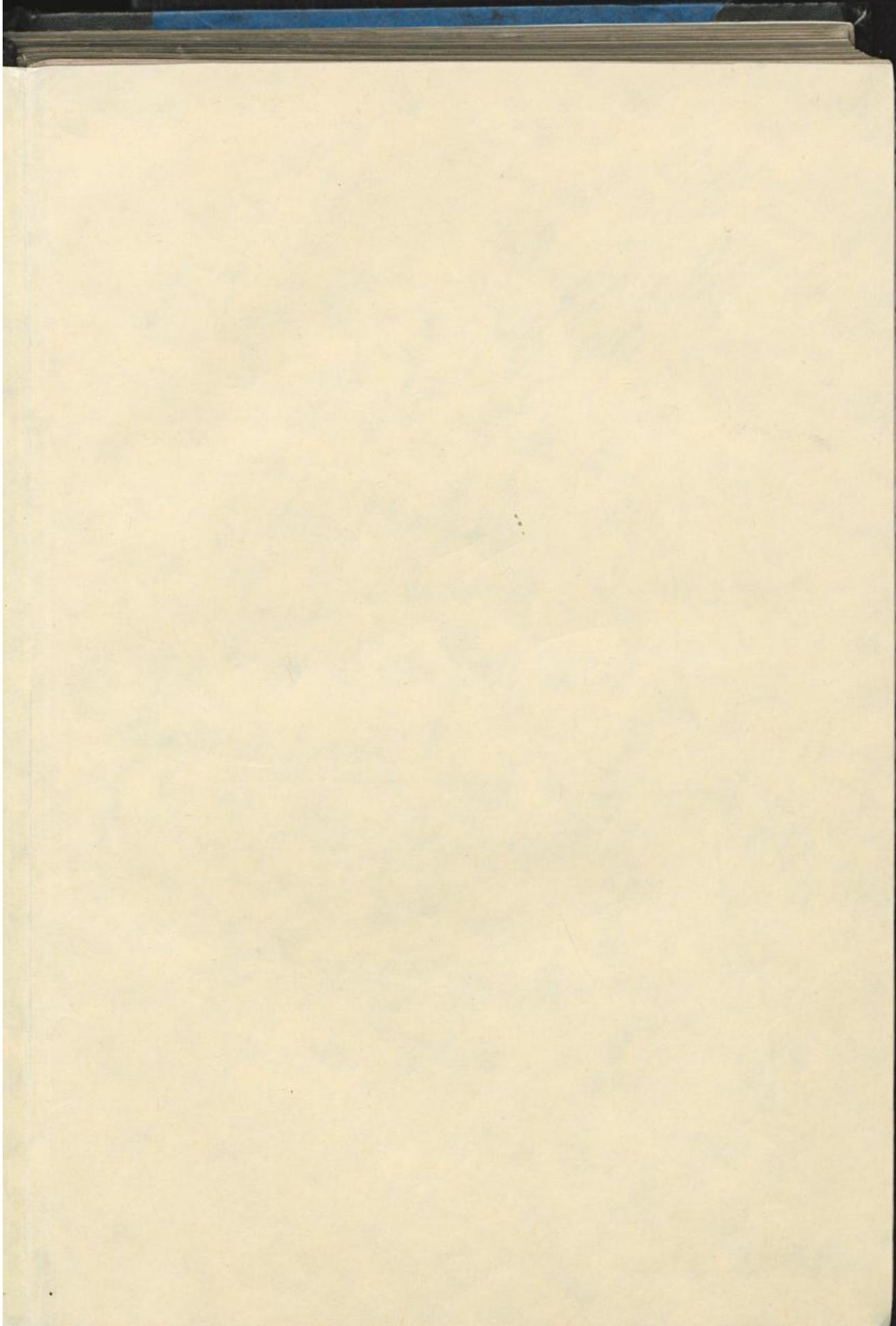
lit.
5

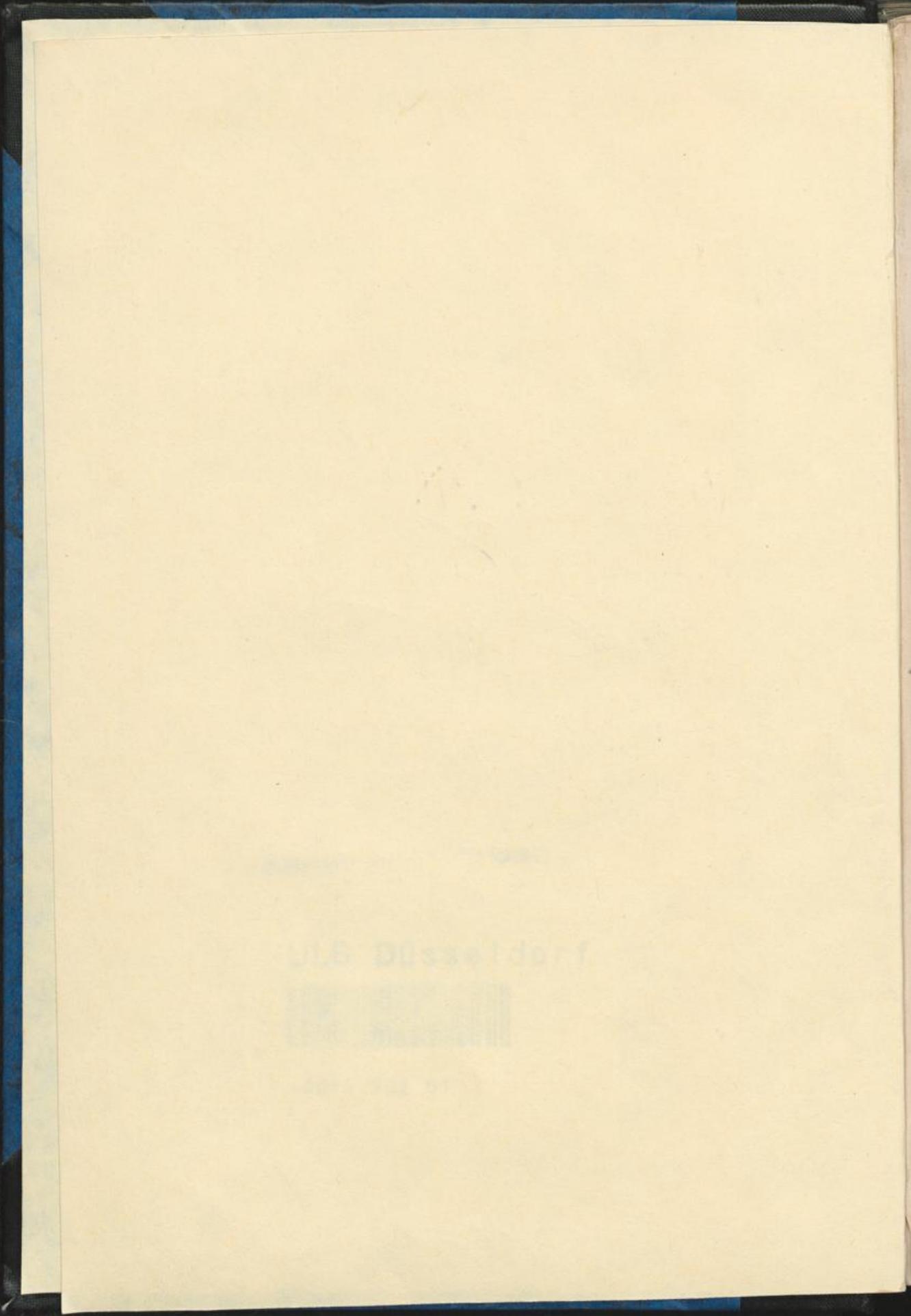
Nicht annehmbar

ULB Düsseldorf

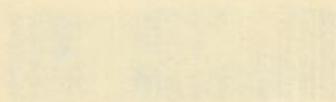


+4015 502 01





US Düsseldorf



Dieses Buch
enthalt
von

Schroeder 2

Hosemann 2

Wunderland 2

~~Mensel~~ 2

A Müller 6

? F. Ritter 4

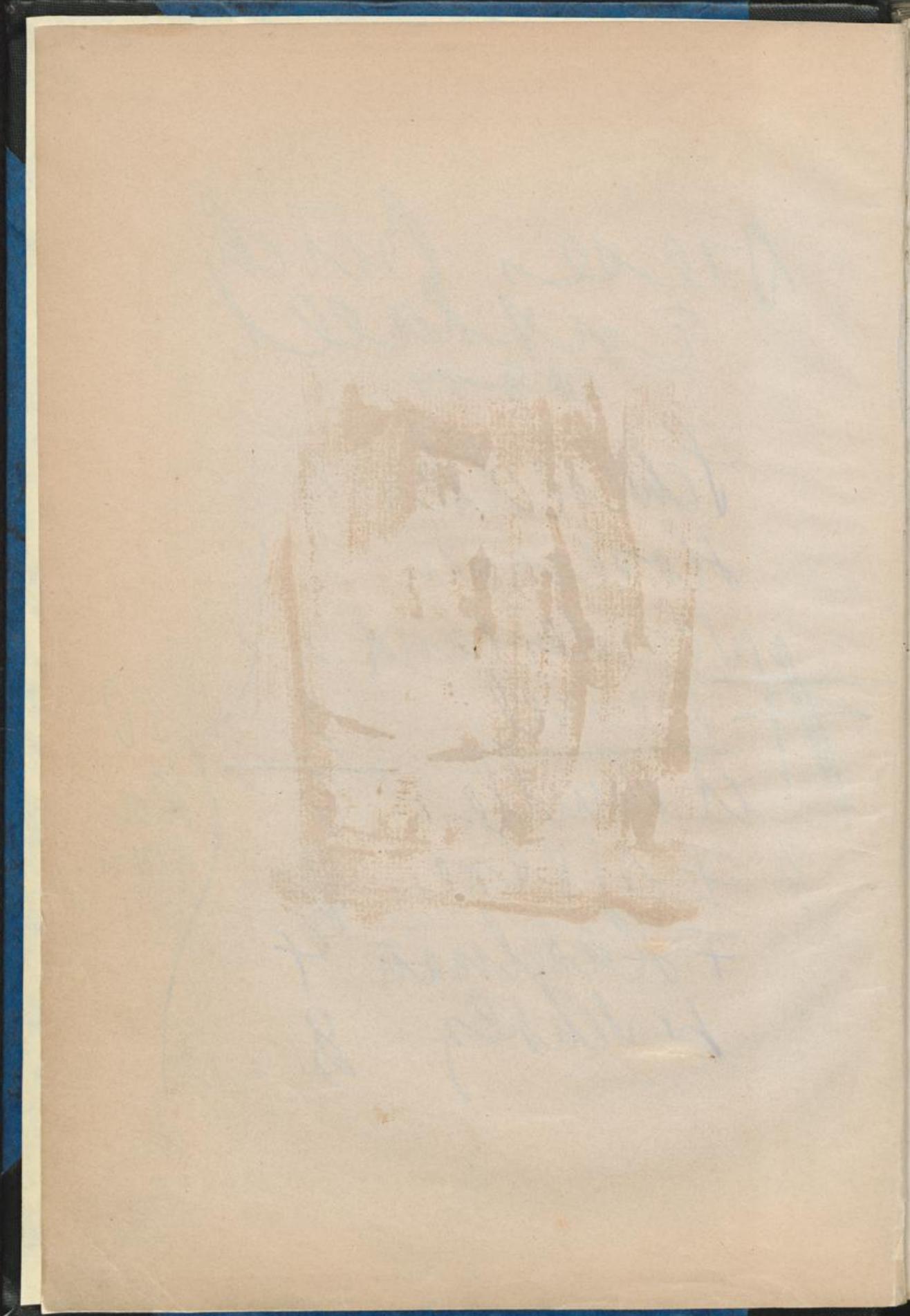
F. Labelman 4

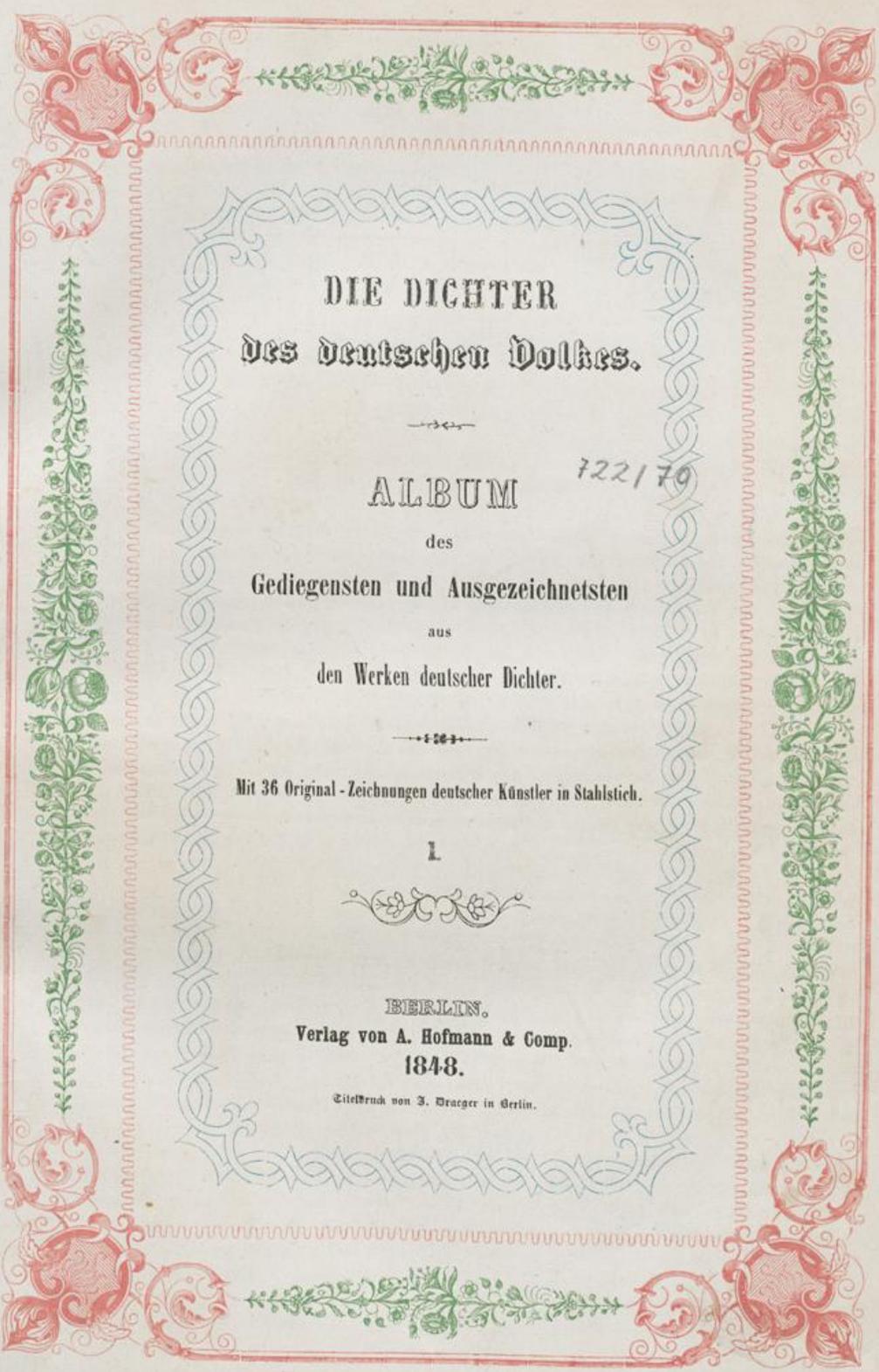
H. Scholz 2

2

30

Ka-
Häng...





DIE DICHTER
des deutschen Volkes.

ALBUM

722170

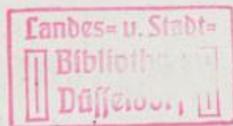
des
Gediegensten und Ausgezeichnetsten
aus
den Werken deutscher Dichter.

Mit 36 Original-Zeichnungen deutscher Künstler in Stahlstich.

I

BERLIN.
Verlag von A. Hofmann & Comp.
1848.

Titelbruch von S. Dräger in Berlin.



D. Lit 1545.141
C

09 1308

Heinrich Heine.



Es ist ein eigen Ding, wenn wir diesen Namen nennen hören, wenn wir das Buch dieses Dichters in die Hand nehmen. Da klimmert es und funkelt so gar seltsam und wunderbar in unsrem tiefinnersten Gemüth, und es wird uns etwa zu Muth, wie dem Wanderer, der am Abend träumend durch den dunkelgrünen Tann hinschlendert und in der Ferne ein Licht durch das dicke Gezweig herblicken sieht. Nun denkt er nicht anders, als er kommt an ein einsames, stillgelegenes Forsthaus, mit grünen Weincranken und duftiger Findentaube, und eine schlanke, blauäugige Dirne heißt ihn freundlich willkommen; aber wenn er näher gekommen ist, weicht das lockende Licht zurück, und er sieht, daß es ein Irwish war, der ihn geblendet, und muß sich hüten, nicht in den bodenlosen Morast zu versinken.

So Heine und seine Dichtungen. Da ist's freudig und frisch und grün in dem fremdartigen Zaubergarten seiner Poesie, alles athmet Leben und Liebe, gleichviel, er singt von der kühnastrebenden Palme oder der stillweinenden Trauerweide; aber wenn man näher hinzu tritt, um in dem Schatten des prächtigen Baumes auszuruhen, so sieht man unten garstiges Gewürm die Wurzel und das Mark zernagen; sagt er doch selbst:

Bergiftet sind meine Lieder; —
Wie könnt' es wohl anders sein?
Du hast mir ja Gift gegossen
In's blühende Leben hinein.

Und dieses Gift, hier leise und sanft, wie ein Schlaftrunk den Tod durch jeden Nerv verbreitend, dort ätzend und zerstörend, in fürchterlicher Gestalt auf den Organismus unseres Gefühls wirkend, schleicht überall durch Heine's Dichtungen, tritt uns überall mit seinem verwesenden Hauche entgegen. Aber dennoch fühlen wir uns unwillkürlich zu seiner Poesie hingezogen. Sie übt eine Macht über uns aus, ähnlich jener bunten, schönen Schlange in den wunderbaren Urwäldern Brasiliens, die mit ihrem Blicke Alles bezaubert, was sich ihr naht. Wir vermögen es nicht, uns von ihr abzuwenden, wir stehen und ergötzen uns an der herrlichen Pracht der Farben und erst, wenn wir den giftigen Stich fühlen, erwachen wir aus unserer unfreiwilligen Verzückerung.

Es ist wohl daher auch kein deutscher Dichter, der von dem ersten Augenblick seines öffentlichen Auftretens an so verschiedenartige, widersprechende Urtheile erfahren hat, als gerade Heinrich Heine. Während die Einen ihm den beinahe höchsten Rang unter Deutschlands Sängern anweisen, erschöpfen sich die Andern in Schmähungen und setzen ihn so tief als möglich in den Augen des unpartheiischen Lesers herab; nur Wenige sondern mit scharfem Auge das reine, köstliche Metall seiner Dichtungen von den anklebenden Schlacken. — Heine ist am größten als lyrischer Dichter, — sagt C. F. B. Wolf über ihn; — hier hat er sich eine neue Bahn gebrochen. Er machte den Humor zum Hauptelemente seiner Lyrik, im Gefühl der Jämmerlichkeit der Verhältnisse um ihn her und seiner Stellung zu diesen. —

Anders, fast gerade entgegengesetzt urtheilt eins der neusten Werke „E. C. Henke, die deutschen Dichter der Gegenwart“ wenn es dort heißt: Es kann gewiß kein Zweifel sein, wo Heine mehr als Dichter auftritt, in jener Verspottung und Satire, die selbst das Heiligste trifft und Heine's Geist um alle Wahrheit gebracht hat, oder in jenen objectiven Darstellungen, welche uns in seinen prosaischen Schriften begegnen, und in jenen Liedern, die durch die Tiefe der Empfindung und die Naivität des Ausdrucks an das Volkslied erinnern. — Man sieht, les extrêmes se touchent.

Fern sei es indessen von uns, den Leser mit der unserm Zwecke wenig entsprechenden Aufzählung dieser verschiedenartigen Citate zu unterhalten, oder wohl gar den Fehdehandschuh wegen einer Sache aufzunehmen zu wollen, um welche schon so mancher Strauß gestritten, dasjenige, was Heine bereits von dem reichen Schatze seiner Empfindung und seiner Phantasie ausgeströmt hat, läßt sich allerdings mit der kritischen Elle ausmessen; über das Gesamtwirken des Dichters etwas zu sagen, muß als eine Anmaßung erscheinen, da man nicht weiß, wie weit jene Flamme verglüht ist, in der seine poetische Begeisterung Nahrung fand. Erst wenn er das letzte Lied gesungen, wenn er sie mitgenommen

— in's ew'ge Grab
Die große Liebeswunde;

wenn der Fremde bei einem Besuch auf dem Kirchhof Père Lachaise an einem Grabhügel stehen bleibt, wo die einfachen Worte: „ei git Mr. H. Heine“ die Ruhestätte dieses „wildbeweglichen“ Herzens künden, alsdann erst dürfte das Urtheil über den Dichter ein sicheres, festes Resultat ergeben.

H. Heine wurde außerdem zu einer Zeit geboren, die zu reich an gewaltigen Ereignissen war, als daß sie nicht nothwendig auf die Entwicklung seiner Individualität hätte einwirken sollen. Er erblickte im Jahre 1797 zu Düsseldorf das Licht der Erde, und zwar waren seine Eltern mosaïschen Glaubens, die ihm eine in jeder Beziehung treffliche Erziehung angedeihen ließen und den Sohn anfänglich für den Kaufmannsstand bestimmten. Zu diesem Zweck begab sich Heine nach Hamburg, entsagte aber bald gänzlich einer Beschäftigung, die seinem Geiste wenig oder gar nicht zusagte, und beschloß, die Rechtswissenschaft zu studiren. — Es ist ein alter, wahrer Satz, daß gerade unsre Jugendeindrücke die bleibendsten und stärksten für das ganze Leben sind; so erklärt sich auch des Dichters enthusiastische Vorliebe für Frankreich, für Napoleon, überhaupt jene leichtfertige französische Manier der Anschauung, die einen Theil seines Characters ausmacht. Heine's Jugend fällt in jene Epoche, wo Frankreich auf dem schwindelnden Gipfel seiner Macht stand. Die Schreckenstage der Revolution waren vorüber, weggewaschen das Blut, welches die Guillotine in Strömen vergossen, der Kaiser hatte mit starkem Arme die Hügel der Regierung ergriffen, der Kaiser gründete auf den Bajonnetten seiner Pataillone eine Weltherrschaft, und „vive l'Empereur!“ ertönte es jauchzend von dem schilligen Sumpfgestade des Nils herüber bis zu den blutgedüngten Feldern von Austerlitz. — Was Wunder, wenn das jugendliche Gemüth des Dichters jenen Enthusiasmus für den Mann des Jahrhunderts einsaugte, der ihn in seinen Weisbildern sagen läßt: „Aber wie ward mir erst, als ich ihn selber sah, mit hochbegnadigten, eigenen Augen, ihn selber, Hosiannah! den Kaiser. — Wir müssen gerecht sein. — Wäre Heine vielleicht früher geboren, hätte er Theil genommen an jenen Schrecknissen, an jenen fürchterlichen Wehen, die ganz Frankreich bei der Geburt seiner Freiheit durchzuckten, er hätte vielleicht seinem Enthusiasmus weniger ercentrisch den Hügel schießen lassen. Einen Beleg hierzu liefert Chamisso. Dasselbe Frankreich, welches Heine, der deutsch geborne Dichter, vergöttert, wo er in einer Art von freiwilligem Exil lebt, verließ Jener, ungeachtet der glänzenden Anerbietungen, die ihm von demselben zu Theil wurden. Der Franzose wurde ein deutscher Dichter, deutsch im strengsten Sinne des Wortes. Aber er hatte auch jene trüben Tage der Revolution, die fürchterlichen Herrbilder, die dieselbe hervorgerufen, gesehen, sein jugendliches Gemüth hatte die Erinnerung an dieselben getreulich bewahrt. —

So erklärt sich hintänglich Heine's Vorliebe für Alles, was Frankreich betrifft. — Als er nun aber zum Gefühl seiner Kraft und seiner Selbstständigkeit gelangt war, als er mit dem Bewußtsein seines Genies auftrat und sich auf dem Felde umblickte, auf welchem er sich zu handeln berufen fühlte, da drängte sich auch ihm die Nothwendigkeit einer kräftigen, lebenskräftigen Reform auf, wenn die deutsche Poesie nicht wieder in den gähnenden Schlendrian jenes Aristokratismus versinken sollte, dessen

Adelsbrief die todte Form diktirt hatte, und welcher kalt und stolz auf alle übrige Poesie herabblidete, die nicht jenes erimirte Gewand eines zierlich geschmückten Vermaßes trug.

Schiller war todt, Göthe's Feier verstummt, Körner hatte ihnen nachgestrebt, Rückert's schöne Dichtungen klebten ebenfalls an den Fesseln der Form, und jene Anzahl von jüngeren und älteren Dichtern, denen der Patriotismus den Pegasus gezäumt, coubettirten auf demselben schulgerecht mit Erense und Randare, und sangen von Tyrannensuz und Deutschthum, von Franzosenhass und Vaterlandsliebe in so schulgerechten Alexandrinern, achtheiligen Stanzas und süßklingenden Sonetten, daß einem übel und weh dabei wurde.

Da trat Heine auf. Noch Student erschienen von ihm seine ersten Gedichte, Berlin 1822. Man stutzte, und überrascht richtete ein Jeder sein Auge auf den hecken Waghals, der mit jugendlichem Ungestüm alle jene Schranken der Form über den Haufen warf, die so manchem mittelmäßigen Poeten zur Stütze gedient hatten. Anfangs staunte man, man betrachtete einen solchen Schritt im ersten Augenblick als Hochverrath, doch bald erkönte jubelnd das *ca ira* und das *à bas* aus tausend Dichterkehlen. Aber das war eben das Unheil. Die alten, soliden Leute fanden sich über das tolle Geschrei indignirt, Heine's Weltsehmerz erschien ihnen schlimmer als der Schmerz ihrer poetischen Hühneraugen, die sie geduldig in den engen Schuh des geschmückten Vermaßes zwängten, um darin vor den Augen des Publikums ihre zierlichen Pas zu tanzen. Heine kümmerte sich indessen wenig um diese allgemeine Entrüstung, sondern fuhr fort, mit den scharfen Waffen des Spottes und der Ironie das Philistertum zu bekämpfen. Seine Gegner schrien Zeter und Mordio; aber wie ward ihnen erst, als der Dichter mit arrogant liebenswürdiger Uaivität von sich selbst sang:

Ich bin ein deutscher Dichter,
Bekannt im deutschen Land;
Nennt man die besten Namen,
So wird auch der meine genannt.

Als nun Heine, Berlin 1823, Tragödien nebst einem lyrischen Intermezzo herausgab, die allerdings zu seinen schwächsten Arbeiten gehören, da ging's an ein Stürmläuten und Posaunen durch alle Journale, denn nun glaubte ein Jeder den Sieg errungen zu haben. — Aber die Reisebilder, Hamburg 1826 — 31, machten der Freude gar schnell ein Ende.

Es ist wohl nicht gut möglich, zu bezweifeln, daß es dem Dichter bei seinen Liedern weniger daran gelegen war, eine unglückliche, subjective Liebe zu besingen, als vielmehr jene widerlich süße Sentimentalität, die der deutschen Poesie anklebte, lächerlich zu machen, denn noch lebten Werther und Lotte im Munde aller unglücklich Liebenden, denen ein unerbittlicher Tyrann von Vater die Heirathserlaubnis versagte, weil er nichts wußte von „der süßen Macht der schönen Liebe“ und außerdem, weil der Jüngling kein Brod hatte um die schmachtende Heißgeliebte zu ernähren. In den Reisebildern schwingt Heine aber auch die Geißel seines Spottes über andere Verhältnisse als die des bürgerlichen Lebens, und sein Spott trifft sowohl die Satzungen der Religion, als auch die Formen der weltlichen Regierung. — Eine Folge dieser Angriffe, die allerdings an manchen Orten zu weit gehen und einen gefährlichen Indifferentismus verrathen, war das theilweise Verbot dieses Werkes in den deutschen Bundesstaaten, eine Maßregel, über die Heine sich bitter beschwerte und die in der Folge die Veranlassung seines freiwilligen Exils wurde.

Das Buch der Lieder, welches 1827 zu Hamburg erschien, und worin er, außer seinen früheren Gedichten, dem Publikum eine Auswahl neuerer Poesien übergab, diente ebenfalls dazu, das Talent des Dichters auf eine unbestreitbare Weise herauszustellen. Es erlebte bis 1841 vier Auflagen.

Indessen hatte Heine bereits 1825 die juristische Doktorwürde erlangt und brachte nach dieser Periode seine Zeit auf Reisen, in Hamburg, München, Oberitalien und England zu. Er schrieb in diesem Zeitraum seine „Beiträge zur Geschichte der neueren schönen Literatur, Paris, 1833.“ Das Werk „französische Zustände“, das in demselben Jahre in Hamburg erschien, ist nur eine Sammlung verschiedenartiger Aufsätze, die er von Paris aus für die Augsburger allgemeine Zeitung schrieb. Diesem Buche folgte der Salon, ein theils in Prosa, theils in Versen geschriebenes, größeres Werk in drei Theilen.

IV

Alle diese Arbeiten tragen mehr oder weniger den unverkennbaren Stempel des wahren Genies, welches Heine zum Dichter berufen, und besonders sind jene Aufsätze über Frankreich mit seltenem Talent geschrieben. — In dem „Salon“ läßt er dagegen wieder seiner tollen, übermüthigen Laune den Bügel nach Herzenslust schießen, und es gilt ihm gleich, ob der Pfeil seines Witzes den Hermelinmantel, oder den modernen Frack des parfümirten Stutzers trifft. Daß der Dichter hierin allerdings oft genug zu weit geht, ist eine schwache Seite, die von seinen Feinden schon so oft und so bitter angegriffen ist, daß wir hierüber nichts weiter erwähnen wollen.

Als direct polemischer Schriftsteller, denn Polemik ist wohl in allen seinen Schriften enthalten, trat Heine in seinen „Briefen über den Adel; über den Denuncianten“ (W. Menzel) und „Heine über Börne“ auf. Diese letztere Brochüre diente indessen in der That nur dazu, Heine's Persönlichkeit herabzusetzen und ihm einen großen Theil seiner Anhänger zu entfremden. Börne hatte nämlich den ehemaligen Freund in einem Aufsatze der Plätter für litterarische Unterhaltung heftig angegriffen, und Heine, anstatt den hingeworfenen Handschuh aufzunehmen, erwiederte nichts; erst nach Börne's Tode erschien jenes berühmte Buch, in welchem Heine den todten Feind bis in seine Privatverhältnisse hinein mit den bittersten Schmähungen verfolgt. — Viel, unendlich viel hat er sich aber, wie gesagt, durch dieses Buch geschadet; mag er bald auf die eine oder die andere Weise die Manen seines todten Gegners sühnen. —

So viel über Heine. — Was seine Persönlichkeit anbetrifft, so findet man in ihm den lebenswürdigen, artigen Weltmann, den unterhaltenden, geistreichen Gesellschafter, der mit der glücklichsten Leichtigkeit den französischen Tact mit deutscher Piederkeit in sich vereinigt. Dabei ist er durchaus kein guter Haushalter, sondern wirthschaftet mit den ihm zu Gebote stehenden Mitteln oft genug allzu freigebig; besonders äußert er sein Wohlthätigkeitsgefühl gegen Deutsche, die seine Hülfe in Anspruch nehmen, denn mögen seine Feinde reden wie sie wollen, nie wird Heine sein Vaterland verleugnen. Er ist, wie die Encyclopaedie des gens du monde sagt, aus einem französischen Kopfe und einem deutschen Herzen zusammengesetzt. Daher hat er sich auch niemals von dem liberalen Schwindelgeist der französischen Nation fortreißen lassen, und was die deutsche Revolution anbetrifft, so hat er auch mit ihr nichts zu thun, da sie, wie er beifend genug bemerkt, Taback raucht und er den Tabackrauch nicht vertragen kann. Wenn aber auch dieser Kampf des deutschen und gallischen Princips, wie man behaupten will, segensbringend für den Dichter gewesen ist, da er demselben seine Originalität verdankt, so können wir uns dennoch nicht deswegen beglückwünschen. Heine mußte nie vergessen, daß er auf deutscher Erde geboren, daß es deutsche Luft war, die er als Knabe eingesogen, und bei seinen glücklichen Geistesgaben wäre er dann wahrlich für die deutsche Nation das geworden, was Peranger für das französische Volk geworden ist, der Apostel einer neuerwachenden, kräftigen Aera.

Was die einzelnen Werke Heine's anbetrifft, so haben wir im Verlauf dieser Skizze dieselben sämmtlich genannt; die hier folgenden Gedichte entlehnen wir aus dem Buch der Lieder, Hamburg 1811 bei Hoffmann & Campe.

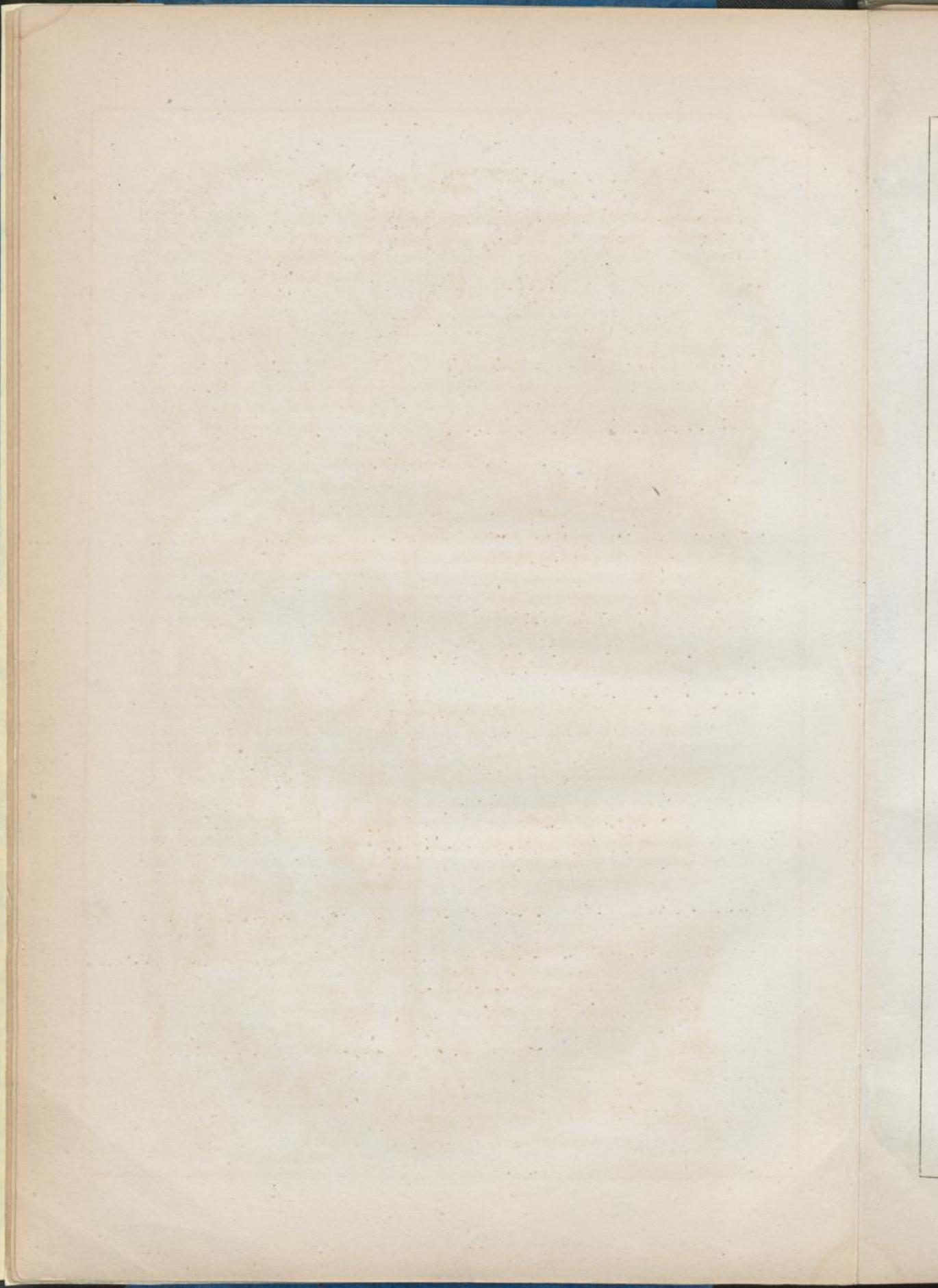


O! kennt ihr noch das alte Lied,
 Das einst so wild die Brust durchglüht,
 Ihr Saiten dumpf und trübe?
 Die Engel, die nennen es Himmelsfreud,
 Die Teufel, die nennen es Höllenleid,
 Die Menschen, die nennen es Liebe!

Kaum tönte des letzten Wortes Schall,
 Da thaten sich auf die Gräber all;
 Viel Kuttgestalten dringen hervor,
 Umschweben den Spielman u. schrillen im Chor.

Liebe! Liebe! deine Macht
 Hat uns hier zu Bett gebracht,
 Und die Augen zugemacht. —
 Ei, was ruhest du in der Nacht?







Ich kam von meiner Herrin Haus,
Und wandelt' in Wahnsinn und Mitternachtgraus.
Und wie ich am Kirchhof vorüber gehn will,
Da winken die Gräber ernst und still.

Da winkt's von des Spielmanns Leichenstein;
Das war der flimmernde Mondeschein.
Da lächelt's: Lieb Bruder, ich komme gleich!
Da steigt's aus dem Grabe nebelbleich.

Der Spielmann war's, der entstieg jetzt,
Und hoch auf den Leichenstein sich setzt.
In die Saiten der Zither greift er schnell,
Und singt dabei recht hohl und grell:

O! kennt ihr noch das alte Lied,
Das einst so wild die Brust durchglüht,
Ihr Saiten dumpf und trübe?
Die Engel, die nennen es Himmelsfreud',
Die Teufel, die nennen es Hölleleid,
Die Menschen, die nennen es: Liebe!

Kaum tönte des letzten Wortes Schall,
Da thaten sich auf die Gräber all;
Viel Luftgestalten dringen hervor,
Umschweben den Spielmann und schrillen im Chor:

Liebe! Liebe! deine Macht
Hat uns hier zu Bett gebracht,
Und die Augen zugemacht, —
O, was rufft du in der Nacht?

So heult es verworren und schwirret und krächzt,
 Und wimmert und greinet und girret und ächzt;
 Und der tolle Schwarm den Spielmann umschweift,
 Und der Spielmann wild in die Saiten greift:

Bravo! bravo! immer toll!
 Seid willkommen!
 Habt vernommen,
 Daß mein Zauberwort erscholl!
 Liegt man doch jahraus, jahrein,
 Mäuschenstill im Kämmerlein;
 Laßt uns heute lustig sein!
 Mit Vergunst, —
 Seht erst zu, sind wir allein? —

Narren waren wir im Leben,
 Und mit toller Wuth ergeben
 Siner tollen Liebesbrunst.
 Kurzweil soll uns heut nicht fehlen,
 Jeder soll hier tren erzählen,
 Was ihn weiland hergebracht,
 Wie gehest,
 Wie zerseht
 Ihn die tolle Liebesjagd.

Da hüpfst aus dem Kreise, so leicht, wie der Wind,
 Ein mageres Wesen, das summend beginnt:

Ich war ein Schneidergeselle,
 Mit Nadel und mit Scheer';
 Ich war so still und schnelle
 Mit Nadel und mit Scheer';

Da kam die Meisterstochter
 Mit Nadel und mit Scheer';
 Und hat mir in's Herz gestochen
 Mit Nadel und mit Scheer'.

Da lachten die Geister im lustigen Chor;
 Ein Zweiter trat still und ernst hervor:

Den Rinaldo Rinaldini,
 Schinderhanno, Orlandini,
 Und besonders Carlo Moor
 Nahm ich mir als Muster vor.

Doch der Gassenvogt mir grollte,
 Daß ich Sehnsuchtsstränen wollte
 Trocknen mit dem Taschentuch,
 Daß mein Nachbar bei sich trug.

Auch verliebt — mit Ehr' zu melden —
 Hab' ich mich, wie jene Helden,
 Und das schönste Frauenbild
 Spukte mir im Kopfe wild.

Und nach frommer Häsheritte
 Nahm man still mich in die Mitte,
 Und das Zuchthaus, heilig groß,
 Schloß mir auf den Muttterschooß.

Und ich seufzte auch und girte;
 Und wenn Liebe mich verwirrte,
 Steckt' ich meine Finger rasch
 In des reichen Nachbars Tasch'.

Schwelgend süß in Liebesfinnen,
 Saß ich dort beim Bellesvinnen,
 Bis Rinaldos Schatten kam,
 Und die Seele mit sich nahm.

Da lachten die Geister im lustigen Chor;
 Geschminkt und gepuzt trat ein Dritter hervor:

Ich war ein König der Bretter,
Und spielte das Liebhabersfach.
Ich krüllte manch wildes: Ihr Götter!
Ich senfzte manch zärtliches: Ach!

Den Mortimer spielt' ich am besten,
Maria war immer so schön!
Doch trotz der natürlichsten Gesen,
Sie wollte mich nimmer versteh'n. —

Sinß als ich verzweifelnd am Ende
„Maria, du Heilige!“ rief,
Da nahm ich den Dolch behende —
Und stach mich ein bißchen zu tief.

Da lachten die Geister im lustigen Chor;
Im weißen Flausch trat ein Bierker hervor:

Vom Katheder schwatzte herab der Professor,
Er schwatz', und ich schließ oft gut dabei ein;
Doch hätt' mir's behagt noch tausendmal besser
Bei seinem holdseligen Töchterlein.

Sie hatt' mir oft zärtlich am Fenster genicket,
Die Blume der Blumen, mein Lebenslicht!
Doch die Blume der Blumen ward endlich gepflücket
Vom dürren Philist'er, dem reichen Wicht.

Da such' ich den Weibern und reichen Galunken,
Und mischte mir Teufelskraut in den Wein, —
Und hab' mit dem Lode Smollis getrunken, —
Der sprach: Hibuzit, ich heiße Freund Hein!

Da lachten die Geister im lustigen Chor;
Einen Strick um den Hals trat ein Fünfter hervor:

Es prunkte und prahlte der Graf beim Wein
Mit dem Töchterchen fein und dem Edelgestein.
Was scheert mich, du Gräfslein, dein Edelgestein,
Mir mundet weit besser dein Töchterlein.

Sie lagen wohl beid' unter Riegel und Schloß,
Und der Graf besold'te viel Dienertröß.
Was scheeren mich Diener und Riegel und Schloß, —
Ich stieg getrost auf die Leitersproß.

An Liebchens Fensterlein kletter' ich getrost,
Da hör' ich es unten fluchen erbost:

„Kein sachte, mein Bübchen, muß auch dabei sein,
Ich liebe ja auch das Edelgestein.“

So spöttelt der Graf und erfaßt mich gar,
Und jauchzend umringt mich die Dienerschaar.
„Zum Teufel, Gefindel! ich bin ja kein Dieb;
Ich wollte nur stehlen mein trautes Lieb!“

Da half kein Gerede, da half kein Rath,
Da machte man hurtig die Stricke parat;
Wie die Sonne kam, da wundert sie sich,
Am hellen Galgen fand sie mich.

Da lachten die Geister im lustigen Chor;
Mit blutigem Haupt trat ein Sechster hervor:

Zum Waidwerk trieb mich Liebesharm:
Ich schlich umher, die Büch' im Arm.
Da schnarret's hohl vom Baum herab,
Der Rabe rief: Kopf — ab! Kopf — ab!

O, spürt' ich doch ein Täubchen aus,
Ich brächt' es meinem Lieb nach Haus!
So dacht' ich, und in Busch und Strauch
Späht rings umher mein Jägeraug'.

Was kofet dort? was schnäbelt fein?
Zwei Turteltäubchen mögen's sein.
Ich schleich herbei, — den Hahn gespannt, —
Sieh' da! mein eignes Lieb ich fand.

Das war mein Täubchen, meine Braut,
Ein fremder Mann umarmt sie traut, —
Nun, alter Schübe, treffe gut!
Da lag der fremde Mann im Blut'.

Bald drauf ein Zug mit Henkersfrohn —
Ich selbst dabei als Hauptperson —
Den Wald durchzog. Vom Baum herab
Der Rabe rief: Kopf — ab! Kopf — ab!

Da lachten die Geister im lustigen Chor;
Da trat der Spielmann selber hervor:

Ich hab' mal ein Liedchen gesungen,
Das schöne Lieb ist aus;
Wenn das Herz im Leibe zersprungen,
Dann gehen die Lieder nach Haus!

Und das tolle Gelächter sich toller erhebt,
Und die bleiche Schaar im Kreise schwebt.
Da scholl vom Kirchturm' „Gins“ herab,
Da stürzten die Geister sich heulend in's Grab.

Sonntags Elegie.

von v. Gaudy.

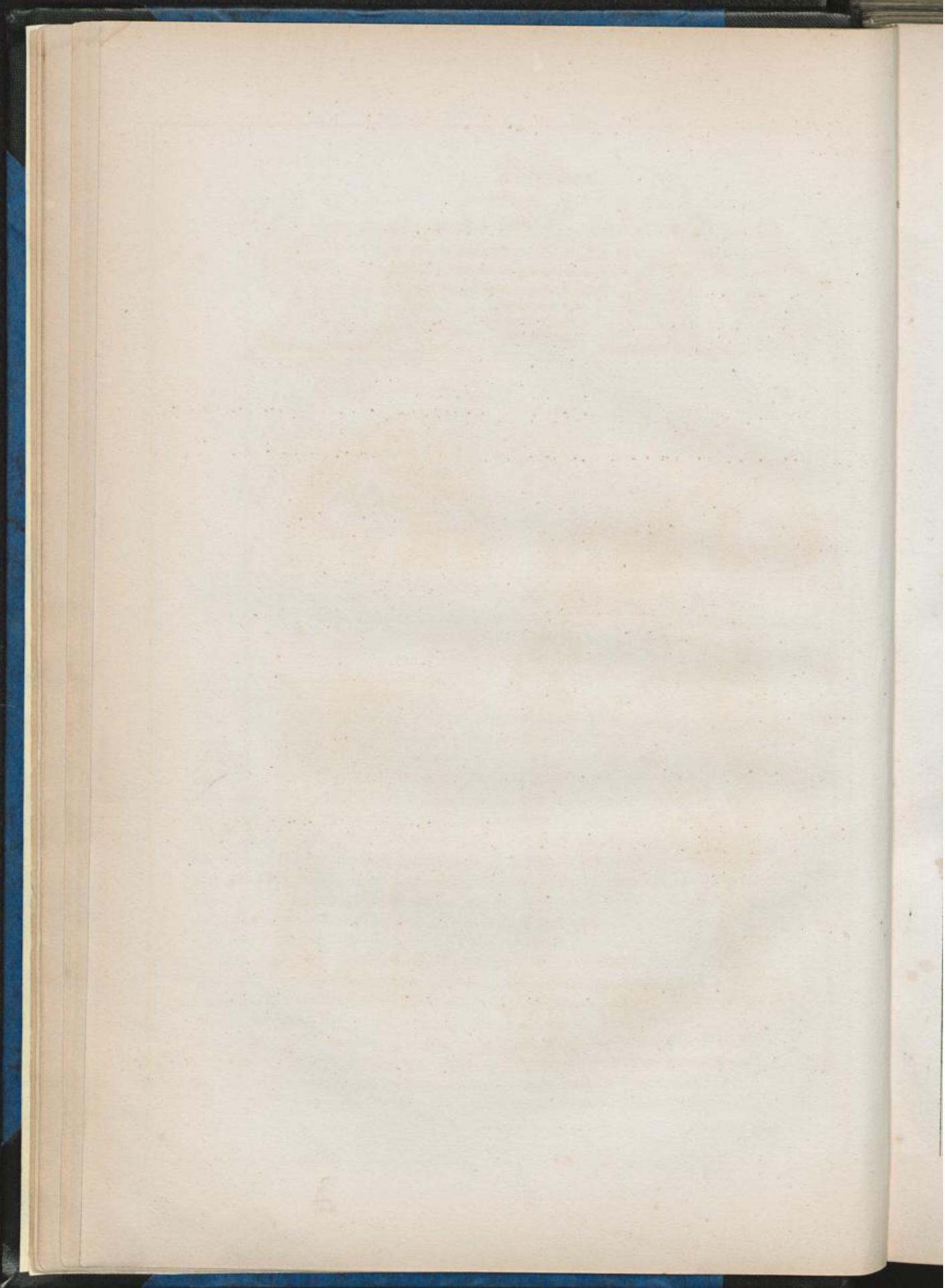


Blank sind die Gesset, Ziegel, Pfannen,
Die Herrschaft liess mich eudlich gehn
Doch gressl's vom Himmel
wie mit Kannen,
Und keine Droschke
lässt sich sehn.



ges. u. radirt v. J. Rosemann.

Verlag v. Meyer & Hofmann in Leipzig.



Sonntags-Elegie.



in freier Sonntag, und zwei Wochen
Gehudel! Wird denn nie das Joch
In dem die Köchin seufzt gebrochen;
Und Alles spricht von Freiheit doch.
Blank sind die Kessel, Tiegel, Pfannen,
Die Herrschaft ließ mich endlich gehn
Doch gießt's vom Himmel wie mit Kannen,
Und keine Droschke läßt sich sehn.

Der neue Krage muß mich kleiden —
Modern fand selbst Madame den Hut;
So mag ich die Façon wohl leiden,
Und Mosa stand von je mir gut.
Die Taille, wahrlich zum umspannen —
Und wie die weiten Ärmel sehn —
Doch gießt's vom Himmel wie mit Kannen,
Und keine Droschke läßt sich sehn.

Ob wohl der Blondkops heut' im Garten?
Er bat mich um ein Rendezvous,
Und bis um neun Uhr woll' er warten.
Er schwur mir's hoch und theuer zu.
Nach diesem Goldfisch gilt's zu spannen
Das Netz. Geläng's, und sing ich den —
Doch gießt's vom Himmel wie mit Kannen,
Und keine Droschke läßt sich sehn.

Und Geld, das hat er — viel — ich wette —
 Das feine Tuch — die goldne Uhr —
 Das Augenglas an schwerer Kette —
 Auf die Erklärung wart' ich nur.
 Doch Stund' auf Stunde schiegt von dannen:
 Ich muß hier auf der Lauer sehn;
 Noch gießt's vom Himmel wie mit Kannen,
 Und keine Droschke läßt sich sehn.

Treffkö nig wich nicht von der Seite,
 Als ich die Karte mir gelegt,
 Und daß der 'nen Rentier bedeute,
 Weiß jedes Kind — — Herr Gott! Es schlägt.
 Die Feierstunden sie verrannen —
 Die Herrschaft ruft, — schon ist es Zehn —
 Und immer gießt's noch wie mit Kannen,
 Und keine Droschke läßt sich sehn.

Die Reiterin.

Sah ich jüngst — es war im Traum —
 Einen wunderselt'nen Ritt;
 Auf bejahrtem, heißen Klepper,
 Welcher schleichend Schritt vor Schritt
 Mit den Ranken, Dornen, Nesseln
 Sich schwerfäll'gen Hufes stritt,
 Saß ein Weib, das schlafend nickte,
 Und doch nicht vom Sattel glitt.

Saß verkehrt doch gar die Donna,
 In der Hand den Schwanz als Baum,
 Wankt' hinüber und herüber,
 Murrelt' auch, doch wie im Traum.
 Wen'ge Worte nur vernahm' ich,
 Die ich hört', verstand ich kaum,
 Gab auch nicht drauf acht und mustert'
 Ihres Kleides bunten Saum.

Sah ich doch, Zeit meines Lebens,
 Nicht so farbigen Lalar;
 Graun nur gegen ihn bedünkte
 Mich der Regenbogen gar.
 Große Lappen, kleine Fegen,
 Angesicht fast wunderbar —
 Nun, der Himmel mag es wissen,
 Wer des Kleides Schneider war.

Groß und herrlich war zu schauen
 Dieser Edelrau Gestalt,
 Zeigte gleich gebogner Nacken
 Spuren von der Zeit Gewalt,
 Hatte sie mit häm'schem Finger
 Gleich manch' Fält'chen eingekralzt —
 Immer ließ sich noch ermessen,
 Daß die Frau mit Ehren alt.

Zu erwachen schien die Dame,
 Weis und schüchtern fragt' ich da:
 Wenn nicht meine Ahnung lüget,
 Seid ihr Frau Germania? —
 Bis zu Ahtzehnhundert neune
 Ward ich so genannt. O ja. —
 Und jetzt? — Hab' ich hundert Namen;
 Rennt mich Frau Steättera.

Wie ihr wollt. Doch edle Herrin,
 Welchen sabelhaften Gaul
 Reitet ihr? So abgetrieben,
 Buglahn, hinfend, träg und faul.
 Seht — doch nein, ihr könnt nicht sehen —
 Im Moraste wühlt sein Maul;
 Kommt nicht haarbreit von der Stelle.
 Schafft ihn ab. Es ist ein Gran'l.

Naseweiser Neurungsthümer,
 Welch' ein übermüth'ger Wahn
 Treibt euch, meinen Gaul zu lästern,
 Dem ich herzlich zugethan?
 Der mich schon seit grauen Jahren
 Sicher trug auf born'ger Bahn,
 Der den ält'sten Stammbaum vorweist —
 Ihn, den alten Schlendrian?

Das Orakel.

Die Mutter hält auf dem Schooße
 Das Knäblein zart und hold,
 Lippen glüh'n ihm wie Rose,
 Backen glänzen wie Gold.

Das Küssen und das Herzen
 Heute bekommt sie's nicht satt;
 Ein Jahr ist's, daß sie viel Schmerzen
 Um ihn erlitten hat.

Ein Jahr ist's, daß ich viel Schmerzen
 Um Dich erduldet hab';
 Ein Jahr seit den Himmel im Herzen
 Die Mutterbrust Dir gab.

Wie so reizend entfaltet
 Hast Du, mein Knöspschen, Dich.
 Engel des Himmels, erhaltet,
 Schüzet ihn milbiglich. —

Herrin, wollt mir erlauben,
 So flüstert jetzt die Magd,
 Daß nach des Volkes Glauben
 Das Schicksal werde befragt.

Laßt loosen das jahresalte
 Knäblein am heutigen Tag.
 Der Himmel gnädig walte,
 Daß er's wohl treffen mag.

Ich bringe die heilige Bibel,
 Den Apfel, das Thalerstück.
 Ein Loos verkündet Uebel,
 Zwei Loose verkünden Glück.

Noth bleibt er wie Apfels Bäckchen
 Wenn er die Frucht erliest.
 Nie fehlen die Thaler im Säckchen,
 Wenn er das Silber erliest.

Und, fragt die Mutter bebend,
 Erwählt er das heilige Buch?
 Die Magd spricht widerstrebend:
 Dann wird ihm das Leichentuch. —

O nimmer, nimmer wage
 Dies Spiel. Ihm bleib' es fern.
 Dies hiesse mit sündlicher Frage
 Versuchen Gott den Herrn. —

Die Magd trägt in die Kammer
 Wohl die drei Loose zurück.
 Die Bibel mit silberner Klammer,
 Sie fesselt des Kindes Blick.

Zappelnd und ringend windet
 Es sich von der Mutter Schooß.
 Lappt in das Kämmerlein, findet
 Das ernste Todesloos.

Am goldig-gleißenden Schutte
Erkennt er das Erbstück.
Mit kurzem, schwankenden Schritte
Bringt er's der Mutter zurück. —

Schon jetzt Deine Thränen fließen?
Warte noch, Mutter, ein Jahr,
Dann magst Du die bittern vergießen,
Dann wird das Orakel wahr.

S t e r b e k l ä n g e .

 Im dichtverhang'nen Zimmer
Glimmt matt der Lampe Licht,
Wirft ihren zitternden Schimmer
Auf ein welkes Greisen-Gesicht.

Die Kinder steh'n im Kreise
Um das Sterbebett herum.
Ihre Thränen rollen leise,
Sie trocknen das Auge stumm.

Die bald Verwaisten reichen
Im schmerzlichen Druck sich die Hand,
Unfäglichen Leides Zeichen,
Das keine Worte fand.

Jetzt ziehen frohe Gefellen
Singend die Straß' entlang.
Die Löne nah'n und schwellen
Zum bummeln Bitherklang.

Da schlägt die Augenwimpern
Noch einmal auf der Greis,
Läuschet der Bitter Klimpern,
Läuschet der Sangesweis.

Das sind meines Sohnes Lieder!
Mild lächelnd der Alte spricht.
Sein Haupt sinkt matt hernieder,
Das Aug' im Tode bricht.

A u s d e n K a i s e r l i e d e r n .

Die Schlacht bei den Pyramiden.

Nun schließ dich fest zusammen, du ritterliche Schaar!
Wohl hast du nicht geahnet so dräuende Gefahr.
Die übermächt'gen Hotten, sie stürmen an mit Schwall,
Die Ritter stehn und starren, wie Fels und Mauerwall.
Abhand.

ieh, an fernem Horizonte wachsen wundersame Zacken
Aus dem wüsten Plan; der Himmel ruht auf ihrem Helsenacken
Sind es Wolken, regungslose, die des Zaubersers Spruch gebannt,
Jetzt der Gletscher eis'ge Spitzen äffend auf Aegyptens Sand? —

Nein, du siehst des Stolzes Säulen, siehst des Despotismus Tempel,
Siehst den auf der Völker Stirne ewig glüh'nden Sklavenstempel,
Siehst die Male, die den Namen überdauert ihrer Herrn,
Siehst die ries'ge Marmorhülse von zu Staub zerfallnem Kern.

Jene starren Riesenhäupter, die im Morgenstrahl sich baden,
Während noch den Reif der Nächte zirkend schlürfen die Sikaden,
Die des Bliges Schlange tragen, wie dem Hauch giftschwanger Wind,
Unerreicht vom Flug des Geiers — Dschischeh's Pyramiden sind's. —

Und die blinkend helle Linie an dem Fuße der Kolossen,
Sind es Reiter, durch die Ebne stürmend auf windschnellen Rossen,
Oder sind es Nebelstreifen, die der Sonne Strahl bescheint,
Trugbild dieses Wunderlandes, Wüstenpiegel? — Nein, der Feind.

Ha, er naht! Die Wüste zittert unter seiner Renner Hufen.
Durch die Glieder der Franzosen hör' ich Bonaparte rufen:
„Schließet eures Vierecks Mauern! Von der Kön'ge Felsengrab
Schauen jetzt auf eure Thaten drei Jahrtausende herab!“

Allah jauchzend, Säbel schwingend, Bügels Backen in die Flanken
Ihrer Pferde grabend, stürzen Mammelucken jetzt auf Franken:
Also stürmt der Nordwind heulend auf der Giche Leben ein,
Die mit nerv'gem Arm umklammert hält des Felsens Urgestein.

Wellen schlagend in den Lüften fliegt der Roffe Silbermähne;
Aus dem schlanken Bau der Füße quillt die schneid'ge Kraft der Sehne,
Feuer leuchtet aus dem Auge, Schaum bespritzt das Goldgebiß,
Raum gelenkt von Reiters Händen, der des edlen Thiers gewiß.

Von der Muselmanen Haupte, von des Turbans falt'gem Schleier
Glänzt das funkelnde Geschmeide, nickt der schwanke Busch vom Reiter,
Und des Stahles Mondessichel, schmiegsam, hauchend zarten Duft,
Funkelt in der Hand des Kriegers, blizschnell zischend durch die Luft.

Also braust die niebesiegte, stolze Mitterschaft der Sonne,
Heulend wie der Wüste Raubthier, auf die fränkische Colonne,
Auf die fenersprüh'nde Hecke, rings vom Bajonett umdornt,
Die zu sprengen der Mann'lucke machtlos seinen Streithengst spornet.

Wie die Braven starrt der Leuchtturm, wenn des Meeres Woge bäumend
An der Strebeiseiler Quadern hoch hinausrauscht, zornig schäumend;
Das Gewühl der hohlen Brandung, Welle, die sich donnernd bricht,
Nichts erschüttert den Gewalt'gen; weithin sendet er sein Licht.

Aber rastlos jagt von neuem Murad-Bey die Mohusast-trunknen
Auf die fränkischen Phalangen. Die zu Boden schon Gesunken
Schleudern tückisch ihre Dolche; mit dem Hufe kämpft das Ross. —
An der Heldenmauer splittert Pferdeschuf und Wurfgeschöß.

Wie ein flüß'ger Goldstrom werfen jetzt vom sand'gen Palmehügel
Sich der Kürassier Schwadronen thalwärts mit verhängtem Zügel.
Sturm auf Sturm, auf Reiter Reiter, Kling' auf Klinge, Pferd auf Pferd,
Stahlhelm gegen Seidenturban, Pallasch gegen Sichelschwert.

Gleich dem Löwen, der im Sprunge auf der Antilope Nacken
Sich geschwungen und in's sammtne Fell begräbt der Klauen Zacken,
Der des Halses Bug zermalmet, bis das Dpfer röchelnd stinkt,
Mordet jetzt der Panzerträger, der mit dem Osmanen ringt.

Und des Halbmonds Glanz erleuchtet; seine Krieger wanken, weichen,
Suchen in des Niles Welle Zuflucht vor den Eisenstreichen,
Färben, rudend mit zerfleischtem Arm, den rollnden Strom mit Blut —
Die der Franken Stahl verschonte, schlingt hinab die falsche Fluth.

Durch Cahira's Thore ziehen, die des Welttheils Loos entschieden;
Sie, die Pulverrauch-geschwärzten Sieger bei den Pyramiden.
Von dem Thron der Pharaonen weht dreifarbiges Pannier,
Und des Morgenlandes Völker huld'gen dem Sultan Kebir.

Der Grenadier der alten Garde.

Mein Kaiser, mein Kaiser gefangen!
D. Deine.



Infern des Gitterfensters sieht an Victre's Wand
Ein Veteran, gezieret mit rothem Ehrenband,
Starrt auf die dumpf'ge Mauer, das Herz ist ihm so schwer,
Und wiegt das Haupt wie schmerzlich verneinend hin und her.

Gegrau'nde, krause Locke die hohe Stien umspielt,
Wo tiefe Narbe kündet, wie scharf der Feind gezielt;
Wo tiefe Narbe deutet, wie einst dem Schlachtentod
Er feck ins Auge schaute, feck ihm die Stirne bot.

Auf Mont-Saint-Jean's Gefilden die Schaar der Helden spricht:
Es stirbt die alte Garde, doch sie ergibt sich nicht!
Er rief's, da traf die Kugel der Bärenmüge Rand;
Mit Blut das Wort besiegelnd, sank hin er in den Sand.

Aus glüh'nden Fieberträumen, nach Mondenfrist, erwacht
Der Greis in düstrem Kerker, in düst'rer Seelennacht.
Verworr'ne Schatten treiben am Geist vorüber wild, —
Klar aus des Irthums Wolken taucht nur des Kaisers Bild.

Jetzt faßt er eine Kohle mit hiebgelähmter Hand,
Und zieht vom Hut des Kaisers den Umriß an die Wand,
Bom wohlbekannten Hute, mit den drei Farben dran,
Die auf den Siegesbahnen gezogen stets voran.

Die erste, freie Sterne entwirft er mit Geschick,
Und müht sich nachzubilden des Feldherrn Adlerblick,
Die Sonne, deren Strahlen der Greis sein Lebenslang
Gefolgt, bis ihre Glorie bei Waterloo versank.

So malt der alte Krieger mit hiebgelähmter Hand
Das Bild des großen Kaisers roh an Bicêtre's Wand,
Er zeichnet ernst und schweigend, und mit dem letzten Strich
Läßt er die Arme sinken und weinet bitterlich.

L ä t t i a.

Nie büßt eine Mutter so viel ein!
Richard III.

In des Capitoles Schwelle ragt vereinzelt in die Luft
Eine Marmorsäule, träumend, schweigsam auf der Trümmergruft.
Staub bestreut die andern alle; sie allein erhebt, umlaubt
Von des Cyhen Witwenschleier, ihr vom Blitz verschontes Haupt.

An des Capitoles Schwelle steht ein hoher Lorbeerbaum:
In dem höchsten Wipfel regt sich zögernd noch ein Lebenstraum;
An der Felsen Rippen klammert sich der Wurzeln zähe Kraft,
Doch die welken Arme starren weithin, leblos, geisterhaft.

Stolzer strebte keine Krone zu des Himmels Dom empor;
Ubershattend sieben Reiche, gleich ihr keine je zuvor;
Keine haben die Deckane, Blatt für Blatt, gleich ihr entlaubt,
Haben keiner, langsam mordend, Sproß für Sproß gleich ihr geraubt.

Auf des Capitoles Schwelle thront ein Weib, das Haar gebleicht,
 Deren Größe, deren Leiden noch kein andres Weib erreicht,
 Deren Wonne, deren Jammer keiner Mutter Busen kennt,
 Deren Hoheit, deren Glend keines Volkes Sage nennt.

Ragend so vor allen Frauen, wie vor Männern ragt ihr Sohn,
 Thronet sie, der Mütter erste, Mutter von Napoleon,
 Sie, der jeden Kelch zu leeren ward das unerhörte Loos,
 Sie, die lebende Ruine, auf Ruinen hehr und groß.

Alle Kränze, die das Fatum eines Weibes Scheitel weist,
 Jugend, holde Leibeschöne, Kinder, Macht und Herrlichkeit,
 Alle waren ihr verliehen, alle nahm ihr das Geschick:
 Nur grausamer Spott des Namens blieb ihr, und die Thrän' im Blick.

Eines halben Welttheils Throne nahmen ihre Kinder ein;
 Leuchten sah von Jedes Stirne sie des Diademes Schein,
 Sah, wie gleich des Traums Gebilden, jedes Goldreifs Glanz erblich,
 Tiefer senkte ihre Krone nur, die Märtyrkrone, sich.

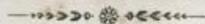
Alle: Vater, Mutter, Gatten, riß der Tod von ihrer Brust,
 Knickte Knospen, die des Schwellens, des Entfaltens kaum bewußt,
 Rief den Riesensohn verschmachten auf dem meerumrollten Stein,
 Mordete den Sohn des Sohnes, sie verschmäh't' er, sie allein.

Neiden darfst du das Gewebe, ja nur du, Lätitia,
 Das die finstern Schicksalschwefelern flochten einst für Gefuba:
 Aller Kinder Leichen thürmten sich zum Hügel um sie her,
 Und dann öffnete die Arme der Verzweifelnden das Meer.

Früher trockneten die Thränen, welche Niobe vergoß,
 Als die blüh'nden Sprossen grausam traf des Götterpaars Geschloß.
 Auf die Todten fiel ein todtes Auge, früh zu Stein erstarrt,
 Während dein's noch auf den Zähren-süll'nden Todeschleier hart.

Fallen soll des Weltendrama's Vorhang: Omnes exeunt!
 Spricht des großen Trauerspieles Schöpfer jetzt mit ernstem Mund.
 Dem Verhängniß hingeopfert sanken Fürsten, sank der Chor, —
 Und nun trete du, die Letzte, als der Epilog hervor.

Frage, Bild der ew'gen Roma, von der Niesin Gruft herab,
 Frage: Ob es einen Helden, deinem Sohne gleichend, gab?
 Frage jede deiner Schwestern: Ob sie mehr als du beweint? —
 Deine Frage wird von Jeder mit verhälltem Haupt verneint.



Theodor Körner.



s war am 26. August des Jahres 1813, als einige Compagnien französischer Infanterie einen Transport von Munition und Lebensmitteln auf der Straße von Gadebusch nach Schwerin eskortirten. Die aufgehende Sonne blitzte lustig herab auf die blanken Bajonnette der Grenadiere, die sorglos durch die vom Morgenthau duftende Halde hinmarschirten; die Tambours hatten die Trommeln auf den Rücken genommen, und laut und lustig klang das beliebte Volkslied: „le comte Orry disoit pour s'égayer“ aus den rauhen Kehlen durch den grünen Hochwald hin, denn der das Convoi führende Officier glaubte im Rücken der französischen Arme keine Gefahr befürchten zu müssen. — Da unterbrach plötzlich lautes Hurrarufen den Gesang; der gellende Ton preussischer Hörner rief zum Einhauen, Lützow'sche schwarze Jäger zu Pferde stürzten aus dem Walde hervor. — Das niedrige Gebüsch zur anderen Seite des Weges bot indessen den französischen Cirailleurs eine augenblickliche Deckung dar, und die Kleingewehrketten pfliffen um die Köpfe der kecken Reiter. Eine derselben traf das Pferd eines Officiers, ging durch den Hals desselben und durchbohrte den Unterleib des Reiters, daß beide, Kopf und Mann zusammenstürzten.

Der tödtlich Verwundete, der wenige Minuten nachher in den Armen herbeieilender Waffenbrüder seinen Geist aufgab, war Deutschlands jugendlicher Sänger, Karl Theodor Körner.

Auf dem Wege von Lübelow nach Preikrug, bei dem Dorfe Wöbbelin, etwa eine Meile von Ludwigslust, gruben Lützow's schwarze Jäger ein Grab für den Gefallenen, ihre Büchsen donnerten eine dreimalige Salve über den Hügel, unter welchem der junge Krieger den ewigen Schlaf schläft, und eine kräftige, deutsche Eiche breitet ihre knorrigen Aeste darüber hin.

So ruht der Deutsche in deutscher Erde, deren Freiheit seine Kameraden erstritten, die er zum heiligen Kampfe für das Vaterland aufgerufen.

Bei Wöbbelin, im freien Feld,
Auf Mecklenburger Grunde,
Da ruht der jugendliche Held
In seiner Todeswunde.
Er war mit Lützow's wilder Jagd
Wohl in die Schlacht gezogen:
Da hat er frisch und unverzagt
Die Freiheit eingefogen.

So singt Friedrich Förster von dem gefallenen Helden, und mit ihm beweinten alle, die ihn gekannt, denen der Klang seiner Lieder in's Herz gedrungen, den Tod des jugendlichen Sängers.

Körner war in der That eine erfreuliche, Leben und Kraft verkündende Erscheinung in der deutschen Poesie. Der nationale Aufschwung während des Krieges der Jahre 1813 bis 1815, der ganz Deutschland aus seinem Schlafe rüttelte und den wir den Befreiungskrieg nennen, fand in ihm seinen

ersten Vertreter, der aus dem thatkräftigen Leben selbst hervorging und das aussprach, was im Busen der vaterländischen Jugend mächtig erglühte.

„Das Volk steht auf, der Sturm bricht los,
Wer legt noch die Hände feig in den Schooß?“

tönte sein gewaltiger Ruf durch Deutschlands Gauen, zum heiligen Kampfe werbend; und die unter dem Namen „Feier und Schwert“ bekannte Sammlung seiner Gedichte gehört unter die schönsten Denkmäler der Nationalität, die jemals an dem Altar des Vaterlandes niedergelegt wurden. Diese Gedichte waren allein hinlänglich, den Namen des Dichters mit jenen frischen Lorbeeren zu schmücken, die unsre Väter damals auf blutgedüngter Aue brachen, und in der That sind sie es auch allein, denen Körner eine so populäre Anerkennung verdankt, die durch seine übrigen Arbeiten schwerlich hervorgerufen sein dürfte. Der Augenblick war zu reich an gewaltigen, welterschütternden Ereignissen, als daß nicht ein jugendkräftiges Gemüth, wie das Körner's, von dem Impuls der Gegenwart angeregt, begeistert in die Saiten seiner Feier gegriffen haben sollte; waren es doch nach ihm so viele schnurbärtige Bardcn, die der armen Muse mit ihrem Patriotismus so lange zusetzten, bis auch sie ihr ein paar jämmerliche Verse abgequält hatten. — Eine unserm Dichter in der That sehr ähnliche Erscheinung der neueren Zeit ist Nic. Becker, der bekannte Sänger des Rheinliedes; auch er wußte einen günstigen Moment am rechten Fleck zu fassen. Körner starb indessen, während er sang, und die deutsche Jugend entzückt seinen Gedichten lauschte; Nic. Becker aber, als sein kräftiges: „Sie sollen ihn nicht haben,“ durch Deutschland hinhalte, starb nicht, sondern ließ seine Gedichte drucken; — das ist der Unterschied zwischen beiden.

Die dramatischen Arbeiten Körner's, die zu ihrer Zeit gern genug gesehen wurden, sind durchaus ohne gewichtigen Nachhall geblieben. Man erkennt in ihnen die Kopien früherer Meister und nicht allein Schiller diente ihm in dieser Beziehung zum Muster, sondern auch Kotzebue's Manier findet man in seinen Lustspielen wieder. Seine übrigen poetischen Arbeiten, Romane, Legenden, komische und andere Gedichte, verrathen zwar eine große Leichtigkeit und Gewandtheit der Sprache, aber keine Originalität, sondern höchstens das ungelungene Streben nach derselben. „Wenn man,“ so sagt A. Streckfuß in seiner Biographie des Dichters; „wenn man mit einem unbefangenen Blick Körner's poetisches und moralisches Leben überschaut, so ahnt man sehr lebhaft die hohe Stelle des Ruhms, die er einst eingenommen haben würde, wenn nicht das Schicksal ihn den großen Opfern zugesellt hätte, mit denen des Vaterlandes Rettung erkauft werden mußte.“ Dies so unbedingt günstige Urtheil aber dürfte denn doch wohl etwas zu gewagt erscheinen. —

Bei seinem poetischen Naturell und seinen glücklichen Geistesanlagen hätte Körner gewiß noch etwas Tüchtiges geleistet, wenn er sich mit aller Kraft des Willens emporgearbeitet hätte; aber dennoch kann die Kritik den Dichter nicht nach dem beurtheilen, was er geleistet hätte, sondern nach dem, was er ihr von seinen poetischen Schöpfungen übermacht hat. — Hiervon sind seine Kriegslieber, wie schon gesagt, allerdings bei weitem das Beste. Man hört es ihnen an, daß sie aus dem thatkräftigen Leben hervorgegangen sind, daß sie auf dem Schlachtfelde selbst gedichtet, unter dem Donner der Geschütze, dem Klirren der Säbel und dem Winseln der Verwundeten und Sterbenden. — Man vergleiche das Lied: Sütow's wilde Jagd. — Welche Scenerie, welche Lebendigkeit der handelnden Personen, wenn er singt:

Was zieht dort rasch durch den finstern Wald,
Und streift von Bergen zu Bergen?
Es legt sich in nächtlichen Hinterhalt;
Das Hurrah jauchzt und die Büchse knallt,
Es fallen die fränkischen Schergen. —

Eben so kräftig, und mächtig zur Begeisterung fortreibend ist das Gedicht: „Männer und Buben,“ auf welches wir schon früher Bezug nahmen. — Mit einem Wort, Körner war das heiltönende Organ der vaterländischen Jugend, die in seinen Gedichten jene heilige Begeisterung ausgesprochen fand, welche damals das ganze Deutschland ergriffen hatte. So sind auch die Lieder von Moritz Arndt und Max von Schenkendorf, unter denen besonders der gewaltige Schlachtgesang:

„Die Feur sind entglommen“

nicht ohne mächtige Wirkung auf das Volk gewesen, obgleich sie nie die Popularität von Körner's Gedichten erreichten.

Was die Biographie des jugendlichen Dichters betrifft, so fügen wir hierüber die folgende Notiz hinzu:

Im Jahre 1791 zu Dresden geboren, empfing der Knabe den ersten Unterricht unter den Augen seines Vaters, des kursächsischen Appellationsrathes Körner, der den Geist sowohl, als den Körper seines Sohnes mit Umsicht bildete. Schon früh zeigte sich dessen Vorliebe für Poesie, und bereits im fünfzehnten Jahre fertigte er ein launiges Gedicht „Amors Heerschaaren“, welches wir in der Gesamtausgabe seiner Gedichte, Seite 96, abgedruckt finden. — In seinem siebenzehnten Jahre verließ er das väterliche Haus und bestimmte sich, nachdem er eine Zeitlang die Kriegsschule zu Dresden besucht, zum Studium des Bergbau's. Bis dahin hatte er Gelegenheit gehabt, durch den Umgang mit vielseitig gebildeten Männern, besonders mit dem dänischen Dichter Oehlenschläger, den er in seines Vaters Hause häufig sah, seinen Geist zu bilden, bis er endlich 1808 die Bergakademie zu Freiberg bezog. Durch die Protection seines Vaters fand er auch hier eine freundliche Aufnahme und ward in die ersten Sirkel der dortigen, vornehmen Welt eingeführt. — Er war noch dazu der Pathe der damaligen Herzogin von Kurland, und diese Dame sowohl, als deren Schwester, die bekannte Elisa von der Recke behandelten den jungen Mann mit vielem Wohlwollen.

Es waren zu jener Zeit durch den mächtigen Impuls, der von Frankreich ausgegangen war, endlich die hölzernen Schranken der Convenienz niedergeworfen worden, die den Unterschied der verschiedenen Stände auf eine so grelle Art markirt hatten. Während dem Dichter des achtzehnten Jahrhunderts auch in seinen geistigen Productionen eine Grenze angewiesen war, die sich nach Maßgabe seiner bürgerlichen Stellung erweiterte oder verengerte, rief jene Zeitepoche ganz andere Gesinnungen wach. Man war bisher immer der Meinung gewesen, daß ein Hofrath bessere Verse machen müsse, als ein Geheimsekretair, und ein Geheimsekretair immer noch bessere, als ein anderer, armseliger Dichter ohne Titel; Lessing und Mendelssohn, die die Verse Friedrich's II. ziemlich freimüthig beurtheilt hatten, wurden von ihren erstaunten Zeitgenossen als eine Art von Majestätsverbrechern betrachtet, und erst mit dem neuen Jahrhundert gewöhnte man sich daran, einzusehen, daß nicht Rang und Titel, sondern das Genie allein den Dichter mache.

Theodor Körner war einer der ersten, deutschen Dichter, denen diese Gesinnung zu gut kam; aber er wollte sich auch dankbar dafür beweisen, und so finden wir fast in allen seinen Liedern den Eau de Cologne Geruch der vornehmen Gesellschaft, mit welchem er seine Verse parfümirte, wie ein Stutzer sein weißgewaschenes Caschentuch von echtem Battist. Da ist kein einziger Ausdruck, der in einem Salon anständig werden könnte; seine Muse hat überall Toilette gemacht, mit Schminke, Schönplästerchen und geschmückter Caille, als ob die gute Dame zum thé-sansant eingeladen wäre. Selbst einen mehr populären Stoff, den er jedoch selten wählte, bearbeitete Körner auf solche Weise, bis endlich der Pulverdampf die parfümirte Luft reinigte, in welcher er seine Verse geschrieben.

Um so mehr muß es uns aber wundern, wenn wir den jungen Mann im Jahre 1810 die Universität Leipzig beziehen und sich dort, auf eine sogar wüste Weise, in dem burschikosen Treiben der studirenden Jugend bewegen sehen, die mit seinem früheren Leben in durchaus keiner Harmonie stand. Während zu gleicher Zeit die ersten Erzeugnisse seiner Muse unter dem Titel „Knospen“ (Leipzig bei Göschen) erschienen, schloß er sich einer Studentenverbindung an, durch die er in so unangenehme Händel gerieth, daß er sich 1811 in die Nothwendigkeit versetzt sah, Leipzig zu verlassen und sich nach Berlin zu begeben. Krankheit, die den jungen Mann bald nach seiner Ankunft in Preussens Residenz befiel, gab die Veranlassung, daß er bald nachher mit seinen Aeltern nach Carlsbad reiste, um dort seine Gesundheit wiederherzustellen. Von dort begab er sich nach Wien, wo er im Hause Wilhelm v. Humboldt's, Schlegel's, der Frau Caroline Pichler und in anderen Sirkeln die freundlichste Aufnahme fand.

In der alten Kaiserstadt, deren Umgebungen und reichen Kunstschatze dem jungen Manne mannigfachen Genuß gewährten, beschäftigte sich derselbe zuerst mit dramatischen Productionen und trat bald nachher mit zwei kleinen, einaktigen Stücken in Alexandrinen, die Braut und der grüne Domino,

auf, deren Erfolg ihn zu neuen Arbeiten ermutigte. Nachher folgte seine *Coni*, ein nach einer Erzählung von Kleist bearbeitetes Drama, dann das Trauerspiel *die Sühne* und endlich sein *Briny*, das erste, größere Drama seiner Feder. Der Stoff desselben ist der ungarischen Geschichte entnommen. Der Graf *Briny*, Befehlshaber der Festung *Sigeth*, vertheidigt dieselbe gegen den Angriff der Türken unter *Soliman*, unterliegt endlich der Uebermacht und begräbt sich mit den Seinen unter den Trümmern der von ihm angezündeten Veste; die Handlung selbst geht ohne größere Intrigue vor sich. *Juraniß*, ein Untergebener *Briny's*, liebt dessen Tochter mit Bewilligung des Vaters, und stößt der Geliebten endlich den Dolch in's Herz, damit sie den Türken nicht in die Hände falle.

Das zweite, größere Trauerspiel *Körner's*, *Kosamunde*, verräth einen größeren Aufwand von Phantasie und Erfindungsgabe; denn während der *Briny* nur dadurch allenfalls Interesse erregt, daß die Belagerten eben belagert sind, daß die Liebenden einander lieben u. s. w., finden wir in der *Kosamunde* das Talent des Dichters auf eine viel bedeutendere Weise hervortreten. Die Grundidee des Stückes ist eine Episode aus der Lebensgeschichte *Heinrich II. von England*; doch erlaubt der beschränkte Raum es nicht, hier ausführlicher dabei zu verweilen.

Außerdem dichtete *Körner* noch das ziemlich bekannte Drama *Hedwig*, das sich noch heut auf unserem Repertoire erhalten hat; sein letztes Werk ernsteren Inhalts war *Joseph Heiderich*, eine *Piece*, die indessen die schwächste Arbeit des Dichters in dieser Manier ist. Während dieser größeren Arbeiten schrieb er noch drei Operetten und eine gleiche Anzahl kleiner Lustspiele, der *Vetter aus Bremen*, der *Nachtwächter* und die *Gouvernante*.

Die Fleißigkeit, mit welcher *Körner* überhaupt producirt, geht daraus hervor, daß er alle diese Arbeiten in einem Zeitraum von fünfzehn Monaten vollendete und noch hinlänglich Zeit übrig behielt, kleinere und größere Ausflüge in die an Reizen so mannigfaltige Umgebung der Kaiserstadt zu machen. Seine Thätigkeit wurde anerkennend dadurch belohnt, daß bald nach der Aufführung des *Briny* seine Ernennung zum Hoftheaterdichter in *Wien* erfolgte.

Da erscholl der Ruf des Königs von Preußen an sein Volk. Er klang auch an *Körner's* Ohr, der bei seinem tiefen Gefühl für den damaligen Zustand Deutschlands, keinen Augenblick säumte, auch in die Reihen der Kämpfer einzutreten. Im März 1811 verließ er *Wien* und wurde bereits am 19ten desselben Monats in die Freischaar aufgenommen, welche damals der Major von *Lützow* in *Breslau* errichtete. Bald nach seinem Eintritt wurde er zum Oberjäger und am 24. April durch die Stimmen seiner Kameraden, die den feurigen, unternehmenden Jüngling sämmtlich liebgewonnen hatten, zum Lieutenant erwählt.

Ohne im Ernste des Dienstes etwas zu verabsäumen, überließ sich der junge Mann in den Stunden der Muße der Poesie, und jener Zeitperiode verdanken wir den größten Theil der kräftigen Kriegslieder des Dichters. Sein letztes Gedicht war das „Schwertlied.“ Er hatte es einigen Freunden in dem Gehölz zwischen *Cadebusch* und *Schwerin* vorgelesen, als das französische Convoi, welches die preussischen Jäger erwarteten, sich näherte, und der Dichter den Tod fand, wie wir zu Anfang dieser Notiz erwähnten.

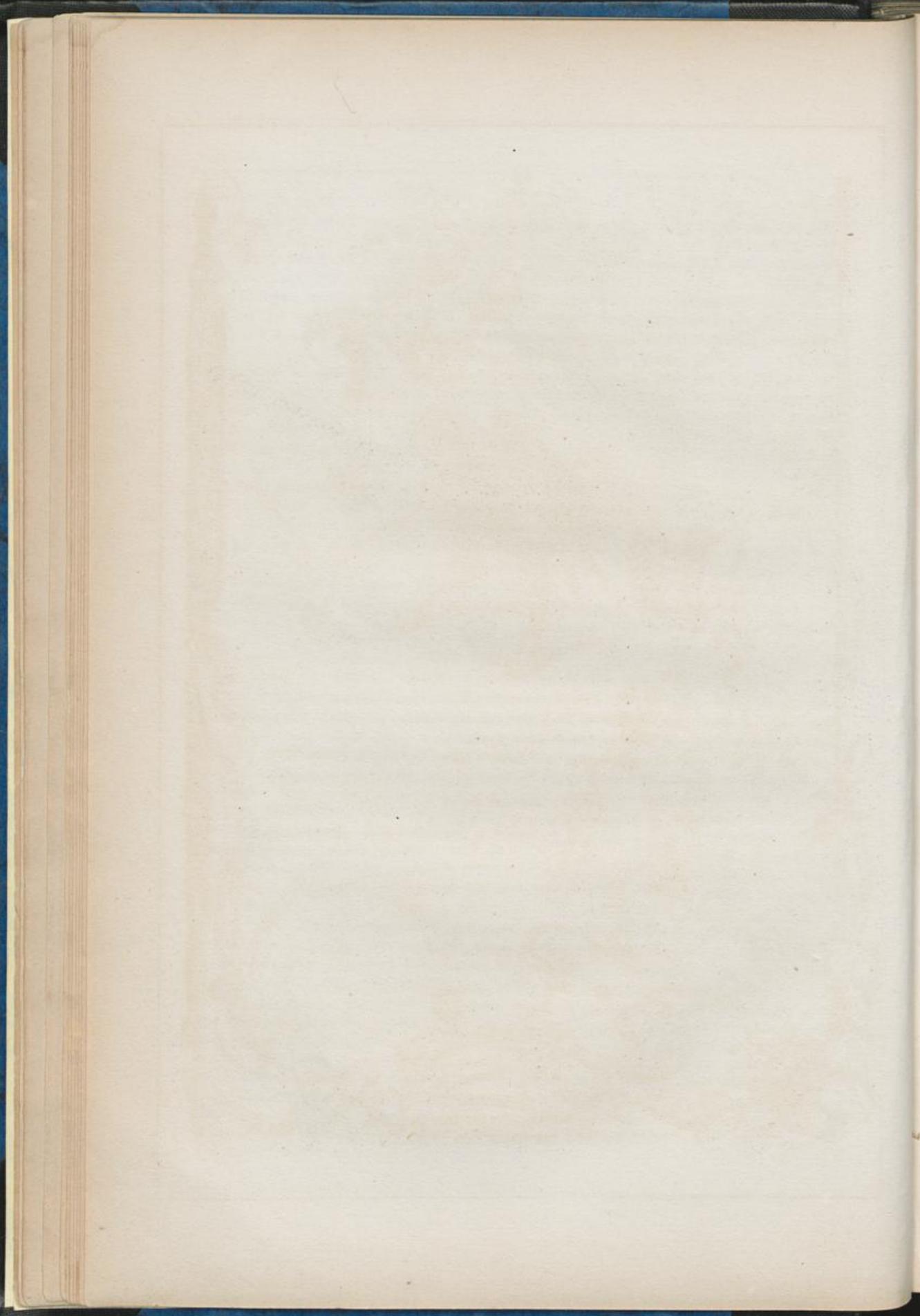
So starb *Theodor Körner*, und allgemein war die Trauer um den jugendlichen Vaterlandskämpfer. Von allen Seiten wurden seiner Familie die Beweise der Theilnahme, welche man mit dem Schicksale des Gefallenen fühlte. Unter Anderen schenkte auch der Großherzog von *Meklenburg Schwerin* dem Vater *Körner's* jenen Platz neben der Eiche, bei welcher der Dichter von seinen Kameraden begraben worden war. Ein gußeisernes Denkmal von einer Mauer umgeben bezeichnet jetzt die Stelle, wo seine Gebeine modern; aber ein bleibenderes Monument hat er sich in dem Herzen der deutschen Jugend gesetzt, die noch nach Jahrhunderten Begeisterung aus jenen wildkräftigen Liedern saugen wird, die er angestimmt, als fremder Knechtschaft Joch schwer auf dem Vaterlande lastete. — Eine Gesamtausgabe seiner Werke in einem Bande erschien zu *Berlin* (*Nicolasche Buchhandlung*), welche mehrere Auflagen erlebte und aus welcher wir die hier folgenden Gedichte entlehnen.



Der Ritter muss zum blut'gen Kampf hinaus,
 Für Freiheit, Ruhm und Vaterland zu streiten;
 Da zieht er noch vor seines Liebchens Haus:
 Nicht ohne Abschied will er von ihr scheiden.

gez. u. rad. v. J. B. Souderland.

Verlag v. Meyer & Hofmann in Berlin.



Treuer Tod.



Der Ritter muß zum blut'gen Kampf hinaus,
Für Freiheit, Ruhm und Vaterland zu streiten;
Da zieht er noch vor seines Liebchens Haus:
Nicht ohne Abschied will er von ihr scheiden.
„D weine nicht die Auglein roth,
„Als ob nicht Trost und Hoffnung bliebe!
„Bleib' ich doch treu bis in den Tod
„Dem Vaterland und meiner Liebe.“

Und als er ihr das Lebenswohl gebracht,
Sprengt er zurück zum Haufen der Getreuen;
Er sammelt sich zu seines Kaisers Macht,
Und muthig blickt er auf der Feinde Reihen.
„Mich schreckt es nicht, was uns bedroht,
„Und wenn ich auf der Wahlstatt bliebe!
„Denn freudig geh' ich in den Tod.
„Für Vaterland und meine Liebe!“

Und furchtbar stürzt er in des Kampfes Gluth,
Und Tausend fallen unter seinen Streichen;
Den Sieg verdankt man seinem Heldenmuth,
Doch auch den Sieger zählt man zu den Leichen.
„Ström' hin, mein Blut, so purpurroth!
„Dich rächen meines Schwertes Hiebe;
„Ich hielt den Schwur, treu bis in Tod,
„Dem Vaterland und meiner Liebe.“

Harras, der kühne Springer.

Noch harrete im heimlichen Dämmerlicht
 Die Welt dem Morgen entgegen,
 Noch erwachte die Erde vom Schlummer nicht,
 Da begann sich 's im Thale zu regen.
 Und es klingt herauf wie Stimmengewirr,
 Wie flüchtiger Hufschlag und Waffengeklirr,
 Und tief aus dem Wald zum Gefechte
 Sprengt ein Fähnlein gewappneter Knechte.

Und vorbei mit wildem Ruf steigt der Troß,
 Wie Brausen des Sturms und Gewitter,
 Und voran auf feurig schnaubendem Ros
 Der Harras, der muthige Ritter.
 Sie jagen, als gält' es den Kampf um die Welt,
 Auf heimlichen Wegen durch Flur und Feld,
 Den Gegner noch heut' zu erreichen,
 Und die feindliche Burg zu ersteigen.

So stürmen sie fort in des Waldes Nacht,
 Durch den fröhlich aufglühenden Morgen;
 Doch mit ihm ist auch das Verderben erwacht,
 Es lauert nicht länger verborgen:
 Denn plötzlich bricht aus dem Hinterhalt
 Der Feind mit doppelt stärkerer Gewalt,
 Das Hüftorn ruft furchtbar zum Streite
 Und die Schwerter entfliegen der Scheide.

Wie der Wald dumpf donnernd wiedererklingt
 Von ihren gewaltigen Streichen!
 Die Schwerter klingen, der Helmbusch winkt,
 Und die schnaubenden Rosse steigen.
 Aus tausend Wunden strömt schon das Blut,
 Sie achten 's nicht in des Kampfes Gluth,
 Und keiner will sich ergeben,
 Denn Freiheit gilt 's oder Leben.

Doch dem Häuflein des Ritters wankt endlich die Kraft,
 Der Uebermacht muß es erliegen,
 Das Schwert hat die Meisten hinweggerafft:
 Die Feinde, die mächtigen, siegen.
 Unbezwingbar nur, eine Felsenburg,
 Kämpft Harras noch, und schlägt sich durch,
 Und sein Roß trägt den muthigen Streiter
 Durch die Schwerter der feindlichen Reiter.

Und er jagt zurück in des Waldes Nacht,
 Jagt irrend durch Flur und Gehege;
 Denn flüchtig hat er des Weges nicht Acht,
 Er verfehlt die kundigen Stege.
 Da hört er die Feinde hinter sich drein,
 Schnell lenkt er tief in den Forst hinein,
 Und zwischen den Zweigen wird 's helle,
 Und er sprengt zu der lichtereren Stelle.

Da hält er auf steiler Felsenwand,
 Hört unten die Wogen brausen;
 Er steht an des Bschopantthals schwindelndem Rand
 Und blickt hinunter mit Grausen.
 Aber drüben auf waldigen Bergeeshöh'n,
 Sieht er seine schimmernde Feste stehn:
 Sie blickt ihm freundlich entgegen,
 Und sein Herz pocht in lauterem Schlägen.

Ihm ist 's, als ob 's ihn hinüberrief,
 Doch es fehlen ihm Schwingen und Flügel,
 Und der Abgrund, wohl fünfzig Klaffern tief,
 Schreckt das Roß, es schäumt in den Fügeln;
 Und mit Schauern denkt er 's und blickt hinab,
 Und vor sich und hinter sich sieht er sein Grab;
 Er hört, wie von allen Seiten
 Ihn die feindlichen Schaaren umreiten.

Noch sinnt er, ob Tod aus Feindes Hand,
 Ob Tod in den Wogen er wähle,
 Dann sprengt er vor an die Felsenwand,
 Und befehlt dem Herrn seine Seele;
 Und näher schon hört er der Feinde Troß.
 Aber scheu vor dem Abgrund bäumt sich das Roß.
 Doch er spornet 's, daß die Fersen bluten,
 Und er setzt hinab in die Bluthen.

Und der fühne, gräßliche Syrung gelangt,
 Ihn beschützen höh're Gevalten;
 Wenn auch das Roß zerschmettert versinkt,
 Der Ritter ist wohl erhalten;
 Und er theilt die Wogen mit kräftiger Hand,
 Und die Seinen stehn an des Ufers Rand
 Und begrüßen freudig den Schimmer.
 Gott verläßt den Muthigen nimmer.

Die vier Schwestern.

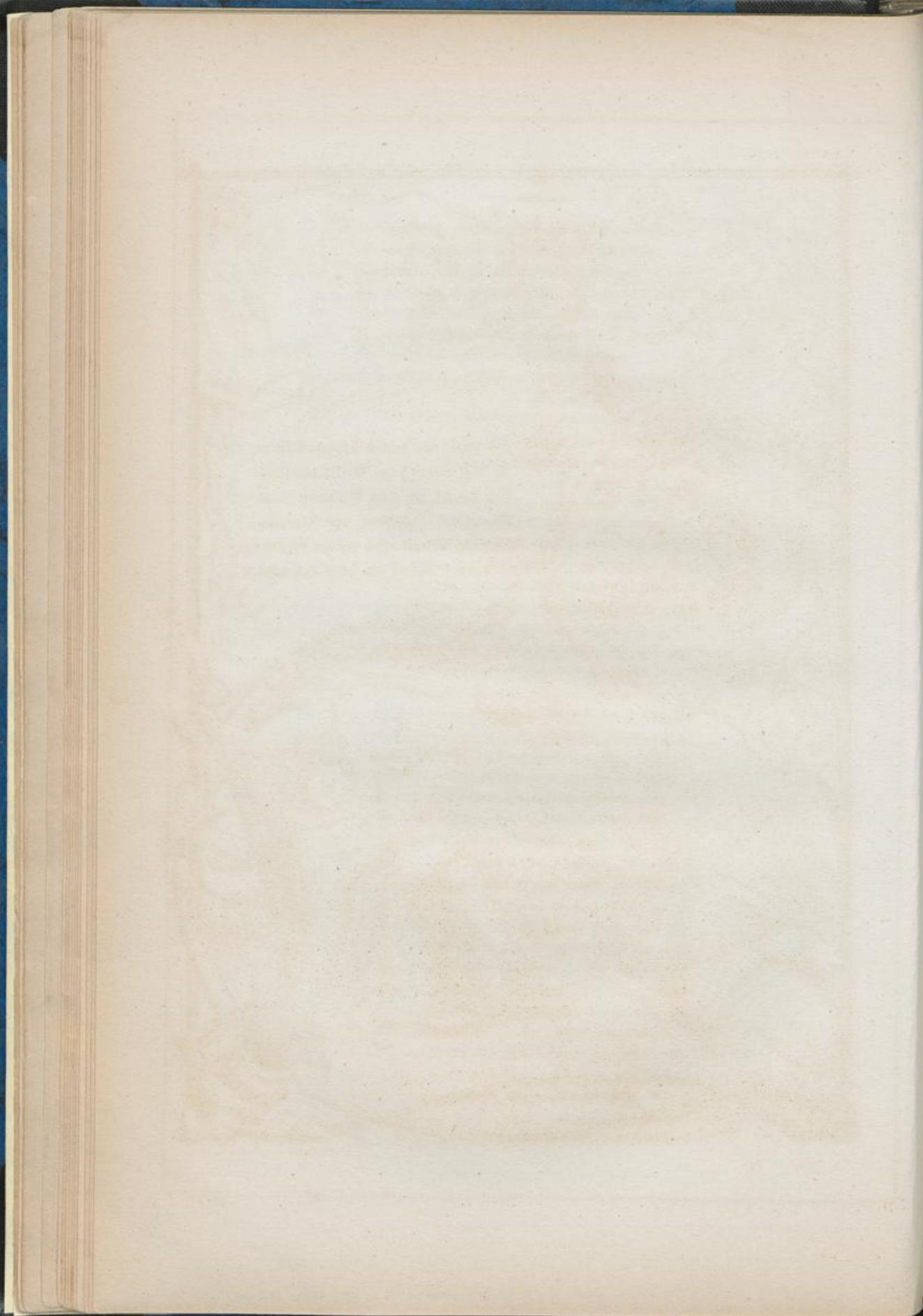
S hat eine Mutter vier Töchter gehabt;
 Drei waren mit mancherlei Reiz begabt,
 Die vierte, der Mutter Sorg' und Gram,
 War aber an allen Gliedern lahm,
 Und konnte nicht gehen, und konnte nicht sprechen,
 Das wollte das Herz der Mutter brechen.
 Und als sie fühlte, daß es aus mit ihr sei,
 Da mußten ihr die drei Schwestern geloben
 Bei'm Vater dort oben,
 Des armen Kindes zu pflegen treu.
 Drauf ist die Mutter im Frieden
 Nach kurzem Gebete verschieden.
 Und die Schwestern hielten ihr heiliges Wort,
 Als wär' das Kind ihr höchster Hort;
 Doch der Armen nimmer die Sprache kam,
 Und sie blieb an allen Gliedern lahm.
 Bis einst ein festlicher Morgen graut,
 Der die Älteste fröhlich begrüßt als Braut,
 Da haben sie erst in später Nacht
 An die arme, kleine Schwester gedacht.
 Und als sie das Zimmer erreichten im Lauf,
 Da richtet das Kind sich zum erstenmal auf,
 Und mit dem Händchen nach oben weist:
 „Lieb Mutter war bei mir, und hat mich gespeist.
 „Lieb Mutter läßt die Schwestern grüßen!“
 Drauf thät sie auf ewig die Augen schließen.



Als einst vor vielen langen Jahren
In Salamanca im Kellergewölbe
Der Teufel, auf dem Katheder sass,
Wie andre Doctoren, und derselbe
Schwarze Kunst nach eignen Heften las,
Da hatte viel Zulauf, das lässt sich denken.

gez. u. rad. v. J.B. Sonderland.

Verlag v. Meyer & Hofmann in Berlin.



Der Teufel in Salamanca.



Es giebt eine alte wahre Lehre,
Und gute Christen glauben d'ran;
Der Teufel, wenn er noch so mächtig wäre,
Hat doch dem Klugen nie was an.
Wer muthig ist und fein dabei,
Bleibt aller Satanskünste frei.
Das hat wohl mancher schon erfahren, —
Doch will ich zu Gunsten ungläubiger Seelen
Als Beispiel euch noch ein Märlein erzählen.

Als einst vor vielen langen Jahren
Zu Salamanca im Kellergewölbe
Der Teufel auf dem Katheder saß,
Wie andre Doctoren, und derselbe
Schwarze Kunst nach eignen Hefen las,
Da hatt' er viel Zulauf, das läßt sich denken,
Es wimmelte alles auf Tischen und Bänken,
Denn er verstand sich herrlich darauf;
Und ward die Magie ihm gar zu trocken,
So gab er weislich lustige Brocken
Und spasshafte Schwänke die Menge in Kauf.
Das war so ganz für der Herren Magen,
Kein and'res Collegium möcht' ihnen behagen,
Und sie sah'n das erstemal mit Gram,
Daß auch das Halbjahr zu Ende kam.
Das freute den Argen und er rief schließlich:
„Gewiß ist euch meine Weisheit erspriesslich,
Das ist euch allen sicher schon klar,
D'rum ersuch' ich um's billige Honorar,
Und bitte mir, ich sag' 's grad' heraus,
Eine von euren Seelen aus.“

Wer zuletzt wird aus der Kellerthür gehn,
 Dem will ich und soll ich den Hals umdrehn.
 Wenn 's euch gefällt, so mög't ihr losen."
 Da fingen die Herren an zu tosen,
 Schimpften den Doctor einen argen Wicht,
 Schwuren insgesammt unverhohlen,
 Der Teufel solle den Teufel holen;
 Aber all' ihr Sträuben half da nicht.
 Sie mußten sich endlich doch bequemen,
 Die fatalen Würfel zur Hand zu nehmen.
 Zur Hölle verdammt war ein junger Graf,
 Da er die niedrigsten Zahlen traf;
 Doch behielt er den Kopf auf der rechten Stelle,
 Und meinte: Noch gehör' ich nicht der Hölle,
 Noch hat der Teufel mich nicht in den Klauen,
 D'rum will ich noch menschlicher List vertrauen!
 D'rauf stellt sich der Teufel zur Kellerthüren,
 Und ließ einen nach dem andern passen,
 Und als nun der Graf, als der letzte kam,
 Der Teufel ihn bei der Kehle nahm.
 Der aber schrie: „Hast keinen Theil an mir,
 Das Loos traf meinen Hintermann hier!"
 Und wies auf den Schatten an der Wand,
 Denn die Sonne dem Keller schief über stand.
 Da hielt ihn der Teufel länger nicht,
 Denn er war geblendet vom Sonnenlicht,
 Und packte wüthend, im argen Wahn
 Mit seinen Klauen den Schatten an.
 Der Graf schlüpfte behend hinans,
 Und lachte den armen Teufel aus.
 Doch noch was Wunderbares sich fand,
 Denn als er in lichter Sonne stand,
 Erschraken alle und stanneten sehr: —
 Der Graf warf keinen Schatten mehr!

Die Eichen.


 Abend wird 's, des Tages Stimmen schweigen,
 Röthet strahlt der Sonne letztes Glühn;
 Und hier sitz' ich unter euren Zweigen,
 Und das Herz ist mir so voll, so kühn!

Alter Zeiten alte, treue Zeugen,
 Schmückt euch doch des Lebens frisches Grün,
 Und der Vorwelt kräftige Gestalten
 Sind uns noch in eurer Pracht erhalten.

Viel des Edeln hat die Zeit zertrümmert,
 Viel des Schönen starb den frühen Tod:
 Durch die reichen Blätterkränze schimmert
 Seinen Abschied dort das Abendroth.
 Doch um das Verhängniß unbekümmert,
 Hat vergebens euch die Zeit bedroht,
 Und es ruft mir aus der Zweige Wehen:
 Alles Große muß im Tod' besehen! —

Und ihr habt bestanden! — Unter allen
 Grün't ihr frisch und kühn mit starkem Muth;
 Wohl kein Pilger wird vorüber wallen,
 Der in eurem Schatten nicht geruht.
 Und wenn herblich eure Blätter fallen;
 Todt auch sind sie euch ein köstlich Gut:
 Denn, verwesend, werden eure Kinder
 Eurer nächsten Frühlingspracht Begründer.

Schönes Bild von alter, deutscher Treue,
 Wie sie bessere Zeiten angeschaut,
 Wo in freudig kühner Todesweih
 Bürger ihre Staaten festgebaut. —
 Ach was hilft 's, daß ich den Schmerz erneue?
 Sind doch alle diesem Schmerz vertraut!
 Deutsches Volk, du herrlichstes vor allen,
 Deine Wichen stehn, du bist gefallen!

A u f r u f.

risch auf, mein Volk! Die Flammenzeichen rauchen,
 Hell aus dem Norden bricht der Freiheit Licht.
 Du sollst den Stahl in Feindes Herzen tauchen;
 Frisch auf, mein Volk! — Die Flammenzeichen rauchen,
 Die Saat ist reif; ihr Schnitter, zaudert nicht!
 Das höchste Heil, das letzte, liegt im Schwerte!
 Drück' dir den Speer in's treue Herz hinein:
 Der Freiheit eine Gasse! — Wasch' die Erde,
 Dein deutsches Land, mit deinem Blute rein!

Es ist kein Krieg, von dem die Kronen wissen;
 Es ist ein Kreuzzug, 's ist ein heil'ger Krieg!
 Recht, Sitte, Tugend, Glauben und Gewissen
 Hat der Tyrann aus deiner Brust gerissen;
 Errette sie mit deiner Freiheit Sieg!
 Das Winseln deiner Greise ruf: „Erwache!“
 Der Hütte Schutt versucht die Räuberbrut,
 Die Schande deiner Töchter schreit um Rache,
 Der Mordmord der Söhne schreit nach Blut.

Zerbrich die Pflugschaar, laß den Meißel fallen,
 Die Leyer still, den Webstuhl ruhig stehn!
 Verlasse deine Höfe, deine Hallen: —
 Vor dessen Antlitz deine Fahnen wallen,
 Er will sein Volk in Waffenrüstung sehn.
 Denn einen großen Altar sollst du bauen
 In seiner Freiheit ew'gem Morgenroth;
 Mit deinem Schwert sollst du die Steine hauen,
 Der Tempel gründe sich auf Heldenloob. —

Was weint ihr, Mädchen, warum klagt ihr, Weiber,
 Für die der Herr die Schwerter nicht gefählt,
 Wenn wir entzückt die jugendlichen Leiber
 Hinwerfen in die Schaaren eurer Räuber,
 Daß euch des Kampfes kühne Wollust fehlt? —
 Ihr könnt ja froh zu Gottes Altar treten!
 Für Wunden gab er zarte Sorgsamkeit,
 Gab euch in euern herzlichen Gebeten
 Den schönen, reinen Sieg der Frömmigkeit.

So betet, daß die alte Kraft erwache,
 Daß wir dastehn, das alte Volk des Sieges!
 Die Märtyrer der heil'gen, deutschen Sache,
 O rufst sie an als Genien der Rache,
 Als gute Engel des gerechten Kriegs!
 Louise, schwebe segnend um den Gatten;
 Geist uns'res Ferdinand, voran dem Zug!
 Und all' ihr deutschen, freien Helbenshatten,
 Mit uns, mit uns und unsrer Fahnen Flug!

Der Himmel hilft, die Hölle muß uns weichen!
 Drauf, wadres Volk! Drauf! ruf die Freiheit, drauf!
 Hoch schlägt dein Herz, hoch wachsen deine Eichen.
 Was kümmern dich die Hügel deiner Leichen?

Hoch pflanze da die Freiheitsfahne auf!
 Doch stehst du dann, mein Volk, bekränzt vom Glücke,
 In deiner Vorzeit heil'gem Siegerglanz:
 Vergiß die treuen Lobten nicht und schmücke
 Auch unsre Urne mit dem Eichenkranz!

Lützow's wilde Jagd.



Was glänzt dort im Walde im Sonnenschein?
 Der's näher und näher brausen.
 Es zieht sich herunter in düstern Reich'n,
 Und gellende Hörner schallen darein,
 Und erfüllen die Seele mit Grausen.
 Und wenn ihr die schwarzen Gefellen fragt,
 Das ist Lützow's wilde, verwegene Jagd.

Was zieht dort rasch durch den finstern Wald,
 Und streift von Bergen zu Bergen?
 Es legt sich in nächtlichen Hinterhalt;
 Das Hurrah jauchzt, und die Büchse knallt,
 Es fallen die fränkischen Schergen.
 Und wenn ihr die schwarzen Jäger fragt,
 Das ist Lützow's wilde, verwegene Jagd.

Wo die Reben dort glühen, dort braust der Rhein,
 Der Wüthrich geborgen sich meinte:
 Da naht es schnell mit Gewitterschein,
 Und wirft sich mit rüstigen Armen hinein,
 Und springt an's Ufer der Feinde.
 Und wenn ihr die schwarzen Schwimmer fragt,
 Das ist Lützow's wilde, verwegene Jagd.

Was braust dort im Thale die laute Schlacht,
 Was schlagen die Schwerter zusammen?
 Wildherzige Reiter schlagen die Schlacht,
 Und der Funke der Freiheit ist glühend erwacht,
 Und lodert in blutigen Flammen.
 Und wenn ihr die schwarzen Reiter fragt,
 Das ist Lützow's wilde, verwegene Jagd.

Wer scheidet dort röchelnd vom Sonnenlicht,
 Unter winselnde Feinde gebettet?

Es zuckt der Tod auf dem Angesicht,
 Doch die wackern Herzen erzittern nicht;
 Das Vaterland ist ja gerettet!
 Und wenn ihr die schwarzen Gefall'nen fragt,
 Das war Lüchow's wilde, verwegene Jagd:

Die wilde Jagd, und die deutsche Jagd
 Auf Henkersblut und Tyrannen!
 Drum, die ihr uns liebt, nicht geweint und geklagt:
 Das Land ist ja frei, und der Morgen tagt,
 Wenn wir 's auch nur sterbend gewannen!
 Und von Enkeln zu Enkeln sei 's nachgesagt:
 Das war Lüchow's, wilde, verwegene Jagd.

Letzter Trost.



Was zieht ihr die Sterne finster und kraus?
 Was starrt ihr wild in die Nacht hinaus,
 Ihr freien, ihr männlichen Seelen?
 Jetzt heult der Sturm, jetzt braust das Meer,
 Jetzt zittert das Erdreich um uns her;
 Wir woll'n uns die Noth nicht verhehlen.

Die Hölle braust auf in neuer Gluth,
 Umsonst ist geflossen viel edles Blut,
 Noch triumphiren die Bösen.
 Doch nicht an der Rache des Himmels verzagt!
 Es hat nicht vergebens blutig getagt:
 Noth muß ja der Morgen sich lösen.

Und galt es früherhin Muth und Kraft,
 Jetzt alle Kräfte zusammengerafft!
 Sonst scheitert das Schiff noch im Hafen.
 Erhebe dich, Jugend; der Tieger bräut!
 Bewaffne dich, Landsturm; jetzt kommt deine Zeit!
 Erwache, du Volk, das geschlafen!

Und die wir hier rüstig zusammenstehn,
 Und seck dem Tod in die Augen sehn,
 Woll'n nicht vom Rechte lassen:
 Die Freiheit retten, das Vaterland,
 Oder freudig sterben, das Schwert in der Hand,
 Und Knechtschaft und Wüthriche hassen.

II

Das Leben gilt nichts, wo die Freiheit fällt.
Was giebt uns die weite, unendliche Welt
Für des Vaterlands heiligen Boden? —
Frei woll'n wir das Vaterland wiedersehn,
Ober frei zu den glücklichen Vätern gehn!
Ja! glücklich und frei sind die Todten.

Drum heule, du Sturm, drum brause, du Meer,
Drum zitter, du Erdreich, um uns her;
Ihr sollt uns die Seele nicht zügeln!
Die Erde kann neben uns untergehn;
Wir wollen als freie Männer bestehn,
Und den Bund mit dem Blute besiegeln.

Gebet während der Schlacht.



Vater, ich rufe dich!
Brüllend umwölft mich der Dampf der Geschütze,
Sprühend umzucken mich rasselnde Blitze.
Lenker der Schlachten, ich rufe dich!
Vater du, führe mich!

Vater du, führe mich!
Führ' mich zum Siege, führ' mich zum Tode:
Herr, ich erkenne deine Gebote;
Herr, wie du willst, so führe mich.
Gott, ich erkenne dich!

Gott, ich erkenne dich!
So im herblichen Rauschen der Blätter,
Als im Schlachtendonnerwetter,
Ursquell der Gnade, erkenn' ich dich.
Vater du, segne mich!

Vater du, segne mich!
In deine Hand befehl' ich mein Leben,
Du kannst es nehmen, du hast es gegeben;
Zum Leben, zum Sterben segne mich!
Vater, ich preise dich!

Vater, ich preise dich!
's ist ja kein Kampf für die Güter der Erde;
Das Heiligste schützen wir mit dem Schwerte:
Drum, fallend und siegend, preis' ich dich.
Gott, dir ergeb' ich mich!

Gott, dir ergeb' ich mich!
Wenn mich die Donner des Todes begrüßen,
Wenn meine Adern geöffnet fließen:
Dir, mein Gott, dir ergeb' ich mich!
Vater, ich rufe dich!



Franz v. Gaudy.



Das war noch eine schöne Zeit, als wir da zusammensaßen in der Schützenstraße zu Berlin, Romulus Heilmann, der nun schon lange hinüber gegangen ist, Eduard Ferrand, der jetzt auch todt, Arthur Mueller, und die Andern all', die lustigen Sänger, die damals zu dem Verein der jüngeren Berliner Dichter gehörten. — Ich sage, es war eine recht schöne Zeit, und die alte Linde da im Garten könnte viel erzählen, von den fröhlichen Gefellen, die sich dort zusammenfanden, und sich Gedichte vorlasen, und ihren Liebsten manch Lebehoch brachten und dem Wirth ein Vereat, wenn das Bier einmal trübe war. Ja, ja, da war noch keiner, der schon tiefer in's Leben hineingeblickt hatte, in das kalte, zusammengeformte Alltagsleben mit seinen Buchhändlern, Kammergerichten und Censoren, und die Namen der Festungen kannte man nur aus der Geographie. Das ist jetzt Alles ganz anders geworden. Ein Verleger druckt nur dann Gedichte, wenn es politische sind; aber wenn der Dichter den Pegasus besteigt, legt er dem armen Vieh Scheuklappen an, worauf die drei Worte geschrieben sind: „Kirche, Staat, Privatinteressen.“ — Doch ich will lieber selbst einen Gedankenstreich machen, als mir dergleichen machen lassen, und zudem möchte der Leser auch fragen, was diese thörigten Veklerionen mit dem Dichter zu thun haben, von welchem ich hier spreche. Darauf würde ich jedoch antworten, daß sie allerdings wohl mit ihm zu thun haben; denn der arme Gaudy hat viel zu kämpfen gehabt mit den Censurledern, und wer's nicht glauben will, lese nur fleißig seine Gedichte, wo er sich darüber wundert, daß es noch Freitische, Freieremplate und andere Freiheiten giebt, daß man einen Brief frei machen kann u. s. w.

Aber wieder auf die alte Linde zurück zu kommen, so muß ich erzählen, daß wir auch einmal in ihrem lustigen Schatten zusammensaßen, und der Kellner mit der grünen Schürze viel zu rennen hatte, denn es war ein recht heißer Tag und das häufige Verserlesen trocknete den Mund aus, als uns Gaudy besuchte. Ich sah ihn damals zum ersten Male, und seine imponirende, zugleich aber gewinnende Persönlichkeit machte einen tiefen Eindruck auf mich und auf uns alle, die wir ihn mit herzlichster Freundlichkeit empfingen. — Seit jener Zeit war er ein oft und gern gesehener Gast in diesem Kreise, denn wenn er den Vormittag über gearbeitet hatte, saß er den Rest des Tages am Liebsten in der Gesellschaft gleichgesinnter Freunde, sich über Poesie und Literatur unterhaltend, ohne jedoch die anderen Interessen des Lebens zu vernachlässigen.

Er war im Jahre 1800, am 19. April, zu Frankfurt a. d. O. geboren und sein Vater, Franz Wih. Leop., Freiherr v. Caudy, nachmals 1814 General-Gouverneur von Sachsen. Der Knabe reifte somit unter dem Wallenklinge heran, der sein Vaterland in jener Zeitperiode aus der lethargie wach rief, in welche ganz Deutschland versunken war, und hatte um so mehr Gelegenheit, Antheil daran zu nehmen, als ihn sein Vater ebenfalls für die militairische Laufbahn bestimmte. Zu jung indessen, um an dem sogenannten Freiheitskriege Antheil zu nehmen, fastete er nachmals einen entschiedenen Widerwillen gegen den Militairdienst im Frieden, der ihn bis zu seinem Tode nicht verließ. Seinen ersten Schulunterricht hatte er in dem Collège français zu Berlin erhalten; nachher bezog er das Gymnasium zu Schulpforte und verließ dasselbe erst im Jahre 1818, um dem Plane seines Vaters gemäß in ein Regiment einzutreten. Bereits im folgenden Jahre zum Officier avanciert, sagte diese Lebensweise dennoch seinem lebhaften, feurigen Geiste, der jede Abhängigkeit hasste, durchaus nicht zu, und ein komisches Bild dieses Seelenzustandes entwirft er in seiner „Lieutenantsklage.“ Obgleich sein Vater bereits 1823 starb, gelang es ihm doch nicht, sich vor dem Jahre 1833 von dem Militairdienste loszumachen, dann aber verließ er seine Garnison Glogau und eilte von da nach Berlin, nur allein der Poesie und andern literarischen Beschäftigungen zu leben.

Es scheint indessen, als ob das Talent des Dichters eine längere Entwicklungsperiode zur Selbstständigkeit brauchte, wenn er nicht vielleicht das „nonum in annum“ des Horaz in Anwendung bringen wollte; denn erst in einem Alter von neunundzwanzig Jahren veröffentlichte er seine ersten dichterischen Productionen, eine Sammlung von Gedichten, unter dem Titel: „Crato“ (Glogau 1829). Unstreitig finden wir auch in diesen Versen, die nichts desto weniger 1835 eine zweite Auflage erlebten, das Nachklingen der Heine'schen Manier auf eine auffallende Weise hervortreten, und obgleich Caudy's spätere Arbeiten eine weit gediegenere Originalität bekunden, so stoßen wir doch selbst in diesen noch auf ähnliche Erinnerungen. Man vergleiche z. B. die folgenden Stellen:

Heine: die Heimkehr III.

Mein Herz, mein Herz ist traurig,
Doch lustig leuchtet der Mai;
Ich stehe gelehnt an der Linde
Hoch auf der alten Bastei.

Da drunten fließt der blaue
Stadtgraben in stiller Ruh;
Ein Knabe fährt im Kahne,
Und angelt und pfeift dazu ꝛc.

Caudy: der Handwerksbursch.

Bei'm Heil'gen auf der Brücken
Sitz' ich auf feinerer Bank,
Und werfe das Ränzel vom Rücken
Und schaue den Fluß entlang.

Es schwellt der Wind das Segel
Heidi! Das geht vom Fleck,
Der Schiffer, der faule Flegel,
Ruht schmauchend auf dem Deck ꝛc.

Indessen berechtigen in der That nur die ersten Arbeiten Caudy's zu einem solchen Urtheile, und seine Prosa giebt uns noch weniger Anlaß dazu. Das Erste in dieser Gattung, was von ihm erschien, war ein viel gelesenes, in kurzer Zeit die zweite Auflage erlebendes Buch: „Gedankensprünge eines Cholera Entronnenen“ (Glogau 1832), eine Arbeit voll hecken Humors, der sich mitunter mit beißender Satyre mischt; aber wenn auch hier die Einzelheiten weniger an Heine erinnern, so läßt sich bei der Anlage des Ganzen der Gedanke an eine ähnliche Tendenz, wie die der Heine'schen Reisebilder, nicht gänzlich ableugnen. — Indessen rang er sich immer mehr und mehr kräftig von dieser Abhängigkeit los. Dies beweisen die 1833 erschienenen „geschichtlichen Gesänge der Polen Niemcewicz und Mickiewicz“ und die Arbeiten des folgenden Jahres „Korallen“ und „Desengano“ eine Novelle. 1835 vollendete er die metrische Bearbeitung des Roman von Holo und den Herzogen der Normandie von Robert Wace und sodann seine „Kaiserlieder.“

Von allen andern Arbeiten Caudy's sind es wohl diese Gedichte vorzüglich, welche dazu dienen, seinen Dichterruhm zu begründen. Eine kräftige und dennoch wieder weiche, fast wehmüthige Sprache, die sich gefällig dem Gegenstand anschmiegt, die Poesie, welche ihre ernstern, süßnenden Gedanken in die ehernen Plätter der Weltgeschichte hineinhaucht, sind die Vorzüge dieses Werkes, das den Dichter zu den Besten unserer Nation emporhebt. — Welch' ein schöner Gedanke der poetischen Gerechtigkeit liegt nicht in dem Gedichte, der Napoleons Trennung von Josephine behandelt:

III

„Und die Kaiserin erhebt sich, zeichnet trüb' das Pergament,
Das sie von der Herscherkrone, das sie von dem Gatten trennt.
Scheidet mit verhülltem Auge, weinet unter Blumen fern
Weinet bis zum Tod, entflohen ist mit ihr des Kaisers Stern.“

Nach der Beendigung dieser Arbeiten machte Gaudy eine Reise nach Italien, welche auch zunächst den Stoff zu seinem viel gelesenen Buche: „mein Römerzug“ (3 Bde. Berlin 1836) gab. Ein zweites Werk, zu welchem er den Stoff, den ihm diese Reise darbot, benutzte, war eine kleine Novelle, die unter dem Titel: „aus dem Tagebuche eines wandernden Schneidergesellen“ zu Berlin 1836 erschien und wahrscheinlich durch Nicolais ziemlich allgemein bekanntes Buch über Italien hervorgerufen sein mag. In derselben Zeit schrieb er auch die Erzählung: „Clotilde von Valons Chats.“ Während dieser Arbeiten hielt sich Gaudy größtentheils in Berlin auf, noch außerdem mit Arbeiten für Journale (Morgenblatt, Berl. Conversationsblatt, Preuss. Volksfreund u. A.) beschäftigt. — Obgleich er durch seine Geburt auf die Gesellschaft der höchsten Dinkel hingewiesen war fühlte sich Gaudy dennoch wenig heimisch in diesen steifen, eleganten Salons, sondern zog eine bequeme, gemüthliche Geselligkeit unter guten Freunden jenen aristokratischen Freuden vor. Er machte auch gar kein Geheimniß daraus, daß er sich in irgend einem Kaffehause bei einem Glase Wein, oder gar ganz plebejischem Biere, mit einer Cigarette im Munde, einem Freund gegenüber sitzend, weit wohler befände, als auf dem schlüpfrigen Fußboden eines Gesellschaftssaales, im Gespräche mit geputzten Salonsdamen und besternten Herren. Man kann daher wohl schließen, daß er deshalb Anfeindungen aller Art ausgesetzt war; doch rächte er sich durch manchen Ausfall seiner beißenden Satyre, mit welcher er den hohlen Aristokratismus unsrer Zeit züchtigte, z. B. in der Parodie des Körnerschen Gedichtes „Männer und Puden, das wir in seiner Sammlung abgedruckt finden, wo es heißt:

Es stehn die Diener starr und stumm
Um den gnädigen Herren im Kreis herum.
Der spricht stolz zum Bedientenpaar
Seifend die recht' und die linke Backe;
Schaut Ihr Hallunken in mir den Mann
Ja in mir den Mann
Aus dem nichts Höhr'es werden kann.
Gott machte mich zum Edelmann,
Der Fürst hing mir den Schlüssel an.
Was bleibt nun
Mir zu thun?
Mich zu rastren und auszuruhn.

Für die Verläumdungen, welche ihn deshalb trafen, entschädigte ihn jedoch die Gesellschaft der geistreichsten Männer Berlins. Ganz besonders vertraut war er mit Chamisso und unternahm mit diesem gemeinschaftlich eine ziemlich schwierige Arbeit, die Uebersetzung einer Auswahl der Lieder von Beranger. Zugleich besorgte er auch mit Chamisso die Herausgabe des deutschen Musenalmanachs, nachdem Schwab von der Redaction desselben zurückgetreten war. 1837 veranstaltete er eine neue Sammlung seiner Gedichte, die er unter dem anspruchslosen Titel: „Lieder und Romane“ (Leipzig, bei Weidmann) herausgab; bald nachher erschienen in zwei Bänden „Venetianische Novellen.“

Der Aufenthalt in Italien hatte indessen einen zu günstigen Eindruck auf seinen Geist geübt, daß er sich nach diesen anstrengenden Arbeiten nicht noch einmal gesehnt haben sollte, den klassischen Boden der Halbinsel abermals zu betreten. Er beschloß seine Reise zu wiederholen, und von seinem Freunde Ferrand bis nach der Schweiz geleitet, kam er wieder in Rom an, wo er von den dortigen Künstlern jeder Nation mit den ehrenvollsten Auszeichnungen aufgenommen wurde.

Während dieser Zeit starb Chamisso in Berlin, und in einem wunderschönen Gedichte, welches in der That zu seinen besten Arbeiten gehört, feierte Gaudy den Tod seines entfernten Freundes, der ihn mit wehmüthigen Ahnungen erfüllt zu haben schien. Seine Rückkehr nach Berlin, die Gesellschaft der alten Bekannten heiterte ihn jedoch wieder auf und er überließ sich aufs Neue mit der alten

Ehätigkeit seinen literarischen Beschäftigungen, als ihn im Februar 1840 der Tod unvermuthet den Armen seiner Freunde entriß. —

Wenn wir nun noch einen Blick auf das Gesamtwirken Gaudy's werfen, so könnte allerdings nur ein übertriebenes Lob ihn den Coriphäen unserer Dichter zugesellen. Er gehört mit zu der romantischen Schule der neueren Periode, der indessen, wenn nicht alle Anzeigen trügen, eine gänzliche Umwälzung bevorsteht; denn auch in der Poesie macht sich, wie in jedem andern Interesse unsers geistigen und materiellen Lebens mit jedem Tage mehr und mehr die Spaltung sichtbar, die bisher durch den bodenlosen Indifferentismus mit eben so vieler Gefahr für den Unvorsichtigen beider Partheien verdeckt wurde, wie der Abgrund eines Felsens, über welchen tückische Schlingpflanzen ihre grünenden Arme für den Wanderer trügerisch lockend ausbreiten, er komme nun von der einen oder der andern Seite. Aber jetzt endlich stehen beide Partheien einander mit dem klaren Bewußtsein ihrer selbst gegenüber, und in der Poesie greift die Romantik nach Schwert und Pickelhaube, um ihre Interessen zu vertheidigen. Der Feldruf: Liberal! Ultra! ertönt immer ernster und gewichtiger. — Gaudy wäre in der That ein tüchtiger Kämpfer für das erstere Princip geworden, oder auch wohl für das glückliche Ganze, welches aus einer Verschmelzung beider Partheien hervorgehen wird und muß. Sein scharfer, beißender Spott begann schon zu einer Zeit den kleinen Krieg, als die Poesie sich noch fern von dem Kampfe hielt, an den sie in dem Zeitraum der letzten vier Jahre bereits so kräftigen Antheil genommen, und gewiß dürfte es auch ihr, bei ihren auf die Gesamtmasse wirkenden Kräften, am leichtesten gelingen diesen Streit zum glücklichen Ende zu führen.

Gaudy's Kaiserlieder gehören gewichtig in das Interesse unserer Tage, und seine Uebersetzung des Heranger zeigt uns, daß er den Dichter einer fremden Nation auf uns übertragen wollte, dessen Leistungen einen so bedeutenden Einfluß auf die Geschichte seines eigenen Volkes hatten.

Eine Gesamtausgabe von Gaudy's Arbeiten ist bisher noch nicht erschienen. Seine Freunde, Arthur Mueller und Eduard Ferrand hatten dieselbe vorbereiten wollen, doch da Dieser nun auch gestorben, müssen wir dieselbe von dem Ersteren allein erwarten. Die hier folgenden Gedichte entlehnen wir aus seinen schon vorher angeführten Liedern und Romanzen und den Kaiserliedern.

Wo bleibt's?



Wo bleibt's?



von v. Gaudy

Ich trinke nicht,
Eos ich auch mal
ein Hundert
Glück plustern
nun dafür is's Panax
is's Aussterben
und wird dazu
burgawderl.
Nur zur Verdannung
thu ich's,
das is' klar.

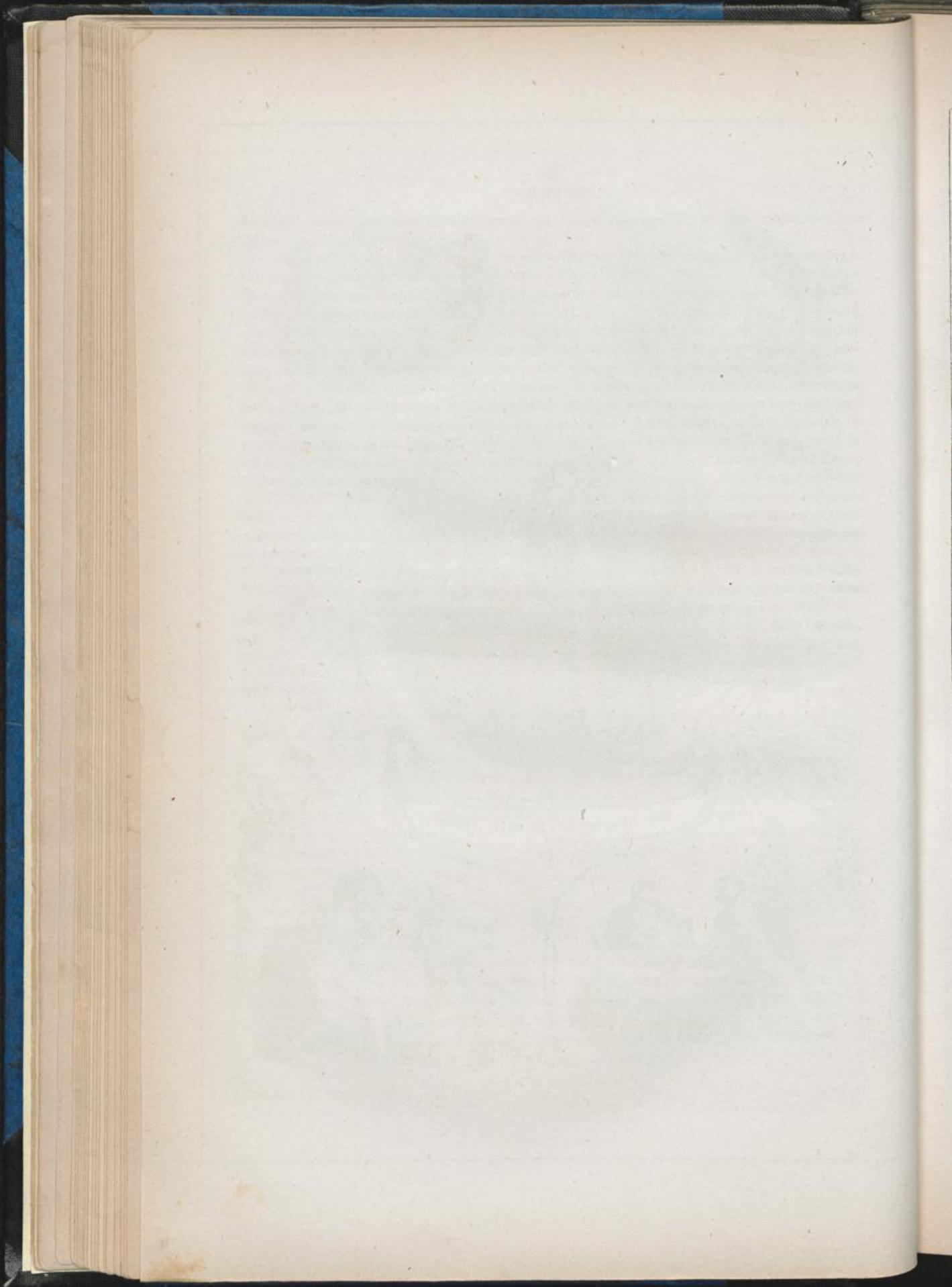


Dass ich für Mädchen
mich in Schulden
stürze,
Fällt mir nicht ein.
Sich Lieb' erkauten?
Pfi!'
Schenk' ich Stathilden
auch einmal ne Schürze
Ara neuen Seidenhut,
'nen Parasol
Was wollen diese Kappe,
reien sagen?

Wo bleibt mein Geld? So ruh ich alle Tage.



ges. v. Radt v. T. Rosenmann



W*o b l e i b t ' s ?



Wo bleibt mein Geld? So ruf' ich alle Tage,
Vergeblich sinnend Lehr' ich spät nach Haus.
Wo bleibt mein Geld? Mit dieser ew'gen Frage
Schütt' ich den Rest von meiner Börse aus.
Die Tasche hat kein Loch. Die harten Thaler
Wo sind sie hin? Gott weiß. In alle Welt.
Des Morgens noch ein Rothschild — Abends kahler
Als eine Kirchenmaus — wo bleibt mein Geld?

Im Buche steht es, was ich eingenommen,
Denn in der Ordnung treib' ich's fast zu weit.
Wißt' ich nur, wie ich um mein Geld gekommen,
Um alles, in so kurzer Spanne Zeit?
Der Dinkel ist splendid. Die Redakteure
Bezahlen prompt — vernimm's ungläub'ge Welt! —
Buchhändler geben mehr als ich begehre —
Ich schreibe viel — und doch: wo bleibt mein Geld?

Ich bin solide, lebe wie der Weise
Von Sans-souci — und immer sans six sous!
Ja, schweift' ich dann und wann noch aus dem Gleise,
Dann trüg' ich mein Geschick mit Seelenruh',
Doch so — — Mein Zimmer ist auf gleicher Erde —
Den möcht' ich sehn, der sich zu Hause hält
Gleich mir — wenn ich nicht just verleitet werde —
Frag' ich da nicht mit Recht: wo bleibt mein Geld?

Ich spiele nie! Dem Faro — Gott bewahre! —
 Ich opfern — nein, die Zeiten sind vorbei.
 Und bleg' ich nun auch ein paarmal im Jahre
 Mein Kärtchen — 's ist 'ne wahre Lumperei.
 Zwar leugn' ich nicht, daß mein Gewinnst nur spärlich —
 Im Gegentheile, meine Karte fällt
 Stets linker Hand — doch der Banquier ist ehrlich; —
 Das löst die Frage nicht: wo bleibt mein Geld?

Ich trinke nicht! — Eff' ich auch 'mal ein Hundert
 Stück Austern — nun, dafür ist's Januar,
 Ist's Austerzeit. Und wird dazu burgundert,
 Nur zur Verdauung thu' ich's, das ist klar.
 Daß man die Auster nicht im Mühlenbache
 Kann fischen, daß ihr Preis so hoch gestellt —
 'S ist hart — allein dies ist nicht meine Sache;
 Das Einz'ge frag' ich nur: wo bleibt mein Geld?

Daß ich für Mädchen mich in Schulden stürze,
 Fällt mir nicht ein. Sich Lieb' erkaufen? Pfui!
 Schenk' ich Mathilden auch einmal 'ne Schürze,
 'Nen neuen Seidenhut, 'nen Parapluie,
 'Ne Damenuhr, 'nen ächten Blondenkragen,
 Und was den jungen Mädchen sonst gefällt —
 Was wollen diese Lappereien sagen?
 Da frag' ich immer noch: wo bleibt mein Geld?

Das freie Land.

u trauerst Freund? Wem gilt die bange Klage? —
 „Der Freiheit, die von uns sich abgewandt.
 Wo weilt sie jetzt?“ — Wo? Sonderbare Frage!
 Blick auf! Du hochst ja in der Freiheit Land,
 Hier braucht sie sich nicht blöde zu verstecken,
 Großmüthig schirmt sie selbst die Polizei.
 Hörst Du aus jedem Mund, an allen Ecken
 Laut und vernehmlich nicht das Wörtchen: frei?

Sieh den Geheimrath — zehn Orden quellen
 Aus seinem Knopfloch. Ahnst Du, was er sei?
 Lab' ihn zu Tisch — er wird sich pünktlich stellen,
 Und lispelt zärtlich-leis: Ich bin so frei!
 Hörst Du's? Er ist so frei, der Mann des Rathes,
 Der wirkliche, geheimnißvolle Mann —
 Nun zweifle noch an Freiheit eines Staates,
 Wo Solcher solche Worte wagen kann!

Darfst du den Freisinn offen nicht bekunden
 Auf Briefadressen? Schlafe Heuchelei
 Fremdländ'scher Franco-Schiffer ist verschwunden,
 Und mannhaft kühn schreibst Du das deutsche: frei.
 Der Sekretair der Post wird nicht erbleichen,
 Er tuakt in's Lintefäß mit fester Hand,
 Und kriegelt auf's Kouvert das rothe Zeichen —
 Postfreiheit ist kein Wahn bei uns zu Land.

Mein Freund, hierher paßt nicht die alte Leier,
 Da stimme anderswo dein Liedchen an.
 Freimaurer haben wir, Freiherrn und Freier,
 Nun frag' ich ob man mehr verlangen kann?
 Freistellen giebt's, Freitische (freilich kläglich!)
 Wir haben einen Dichter Freiligrath,
 Den Freitag wöchentlich, Freistunden täglich —
 Und noch nicht frei genug dünkt Dich der Staat?

Haderlumpen-Liedchen.

Mit dem Lumpensack durchstreife,
 Trillernd auf der Pfennigspitze,
 Ich die Stadt der Kreuz und Quer.
 Lump! Lump!
 Bänder geb' ich, Messingringe,
 Funkeknagelneue Dinge,
 Gebt nur Gure Lumpen her.
 Lump! Lump!

Oft schon hat es mich gewundert,
 Daß in diesem Lumpjahrhundert
 Noch an Lumpen Mangel sei.
 Lump! Lump!
 Juden, vor und nach der Taufe,
 'S gilt ein Schacherchen! Ich kaufe
 Lumpen! Seid ihr nicht dabei?
 Lump! Lump!

Verse gegen englisch Pflaster
Tausch ich ein, Ihr Poetaster,
Denen Herz und Hemd zerlegt.

Lump! Lump!

Gebt mir herzenswelle Lieder,
Weiß' Papier bekommt Ihr wieder —

Mehr zahlt auch nicht Hofmann jetzt.

Lump! Lump!

Pietisten, hört's im Städtchen,
Werft heraus mir die Traktätchen,
Den Bericht der Missionairs.

Lump! Lump!

Kirchenzeitung, die aus Halle,
Kauf' ich, und die Schriften alle

Ihrer würd'gen Redakteurs.

Lump! Lump!

Ihr, Unmünd'ger Kuratoren,
Advokaten, spitzt die Ohren
Wenn mein geller Ruf erschallt!

Lump! Lump!

Sind die Akten in Verwirrung,
Gebt sie mir. Jedwede Irrung
Löst die Mühlenstampfe bald.

Lump! Lump!

Ihr vom hohen Adel, hört es!
Höre mich, Du hochverehrtes,
Höchstgebild'ges Publikum!

Lump! Lump!

Willst Du fort und fort am alten,
Längst vermorschten Tröbel halten!

Sieh Dich doch nach Neuem um.

Lump! Lump!



Mir träumt' ich bin der liebe Gott,
Und sitz' im Himmel droben,
Und Englein sitzen um mich her,
Die meine Verse loben.

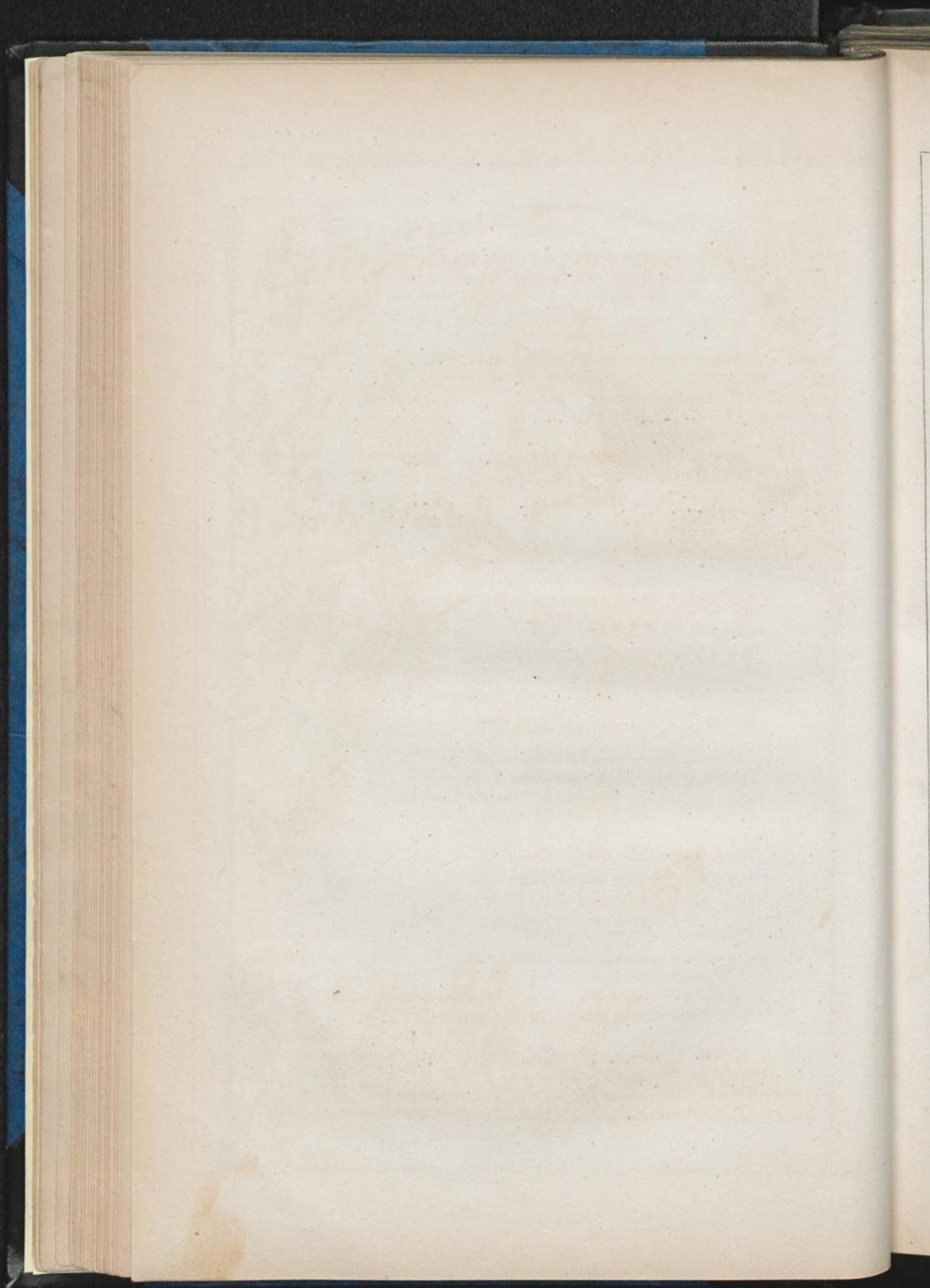
Und Kuchen ess' ich und Confect
Für manchen lieben Gulden,
Und Kardinal trink' ich dabei,
Und habe keine Schulden.

Doch Langeweile plagt mich sehr,
Ich wollt' ich wär' auf Erden
Und wär ich nicht der liebe Gott,
Ich könnt' des Teufels werden.



gez. u. radirt v. A. Schröter.

Verlag v. Meyer & Hofmann in Berlin.





ir träumt: ich bin der liebe Gott,
Und sitz' im Himmel droben,
Und Englein sitzen um mich her,
Die meine Verse loben.

Und Kuchen ess' ich und Confekt
Für manchen lieben Gulden,
Und Kardinal trink' ich dabei,
Und habe keine Schulden.

Doch Langeweile plagt mich sehr,
Ich wollt', ich wär' auf Erden
Und wär' ich nicht der liebe Gott,
Ich könnt' des Teufels werden.

Du langer Engel Gabriel,
Geh', mach' dich auf die Sohlen,
Und meinen theuren Freund Eugen
Sollst du herauf mir holen.

Such' ihn nicht im Collegium,
Such' ihn beim Glas Tokaier;
Such' ihn nicht in der Hedwigskirch,
Such' ihn bei Mamsell Meyer.

Da breitet aus sein Flügelpaar
Und fliegt herab der Engel,
Und packt ihn auf, und bringt herauf
Den Freund, den lieben Bengel.

Ja, Jung', ich bin der liebe Gott,
Und ich regier' die Erde!
Ich hab's ja immer dir gesagt,
Daß ich was Rechts noch werde.

Und Wunder thu' ich alle Tag,
Die sollen dich entzücken,
Und dir zum Späße will ich heut
Die Stadt Ir-Ir beglücken.

Die Pflastersteine auf der Straß',
Die sollen jetzt sich spalten,
Und eine Kuster, frisch und klar,
Soll jeder Stein enthalten.

Ein Regen von Zitronensaft
Soll thauig sie begießen,
Und in den Straßengässen soll
Der beste Rheinwein fließen.

Wie freuen die Ir-Irer sich,
Sie gehen schon an's Pressen;
Die Herren von dem Landgericht,
Die saufen aus den Gassen.

Wie freuen die Poeten sich
Bei solchem Götterraße!
Die Leutnants und die Fähndrichs,
Die lecken ab die Straße.

Die Leutnants und die Fähndrichs,
Das sind die klügsten Leute,
Sie denken, alle Tag' geschieht
Kein Wunder so wie heute.

II.

Wa hab' ich viel blasse Leichen
Befchworen mit Wortesmacht;
Die wollen nun nicht mehr weichen
Zurück in die alte Nacht.

Das zähmende Sprüchlein vom Meister
Vergaß ich vor Schauer und Graus;
Nun zieh'n die eig'nen Geister
Mich selber in's neblichte Haus.

Last ab, ihr fustren Dämonen!
Last ab, und drängt mich nicht!

Noch manche Freude mag wohnen
Hier oben im Rosenlicht.

Ich muß ja immer streben
Nach der Blume wunderhold; —
Was bedeutel' mein ganzes Leben,
Wenn ich dich nicht lieben sollt'?

Ich möcht sie nur einmal umfassen,
Und pressen an's glühende Herz!
Nur einmal die Lippen und Wangen
Küssen mit sel'gem Schmerz.

Nur einmal aus ihrem Munde
Möcht ich hören ein liebendes Wort, —
Alsdann wollt' ich folgen zur Stunde
Such, Geister, zum finstern Ort.

Die Geister haben's vernommen,
Und nickten schauerlich.
Feins Liebchen, nun bin ich gekommen;
Feins Liebchen, liebst du mich?

III.

s stehen unbeweglich
Die Sterne in der Höh',
Viel tausend Jahr', und schauen
Sich an mit Liebesweh.

Sie sprechen eine Sprache,
Die ist so reich, so schön;
Doch keiner der Philologen
Kann diese Sprache verstehen.

Ich aber hab' sie gelernt,
Und ich vergesse sie nicht;
Mir diente als Grammatik
Der Herzallerliebsten Gesicht.

IV.

ie Lotusblume ängstigt
Sich vor der Sonne Pracht,
Und mit gesenktem Haupte
Erwartet sie träumend die Nacht.

Der Mond, der ist ihr Buhle,
Er weckt sie mit seinem Licht',
Und ihm entschleiert sie freundlich
Ihr frommes Blumen Gesicht.

Sie blüht und glüht und leuchtet,
Und starrt stumm in die Höh',
Sie duftet und weinet und zittert
Vor Liebe und Liebesweh'.

V.

nd wüßten's die Blumen, die kleinen,
Wie tief verwundet mein Herz,
Sie würden mit mir weinen,
Zu heilen meinen Schmerz.

Und wüßten's die Nachtigallen,
Wie ich so traurig und krank,
Sie ließen fröhlich erschallen
Erquickenden Gesang.

Und wüßten sie mein Wehe,
Die goldnen Sternelein,
Sie kämen aus ihrer Höhe,
Und sprächen Trost mir ein.

Die alle können's nicht wissen,
Nur eine kennt meinen Schmerz:
Sie hat ja selbst zerrissen,
Zerrissen mir das Herz.

VI.

m Nichtenbaum steht einsam
Im Norden auf kahler Höh'.
Ihn schläfert; mit weißer Decke
Umhüllen ihn Eis und Schnee.

Er träumt von einer Palme,
Die, fern im Morgenland,
Einsam und schweigend trauert
Auf brennender Felsenwand.

VII.

in Jüngling liebt ein Mädchen,
Die hat einen Andern erwählt;
Der Andre liebt eine Andre,
Und hat sich mit dieser vermählt.

Das Mädchen heirathet aus Aerger
Den ersten besten Mann,
Der ihr in den Weg gelaufen;
Der Jüngling ist übel d'ran.

Es ist eine alte Geschichte,
Doch bleibt sie immer neu;
Und wem sie just passirt,
Dem bricht das Herz entzwei.

VIII.

Ihm leuchtenden Sommermorgen
Geh' ich im Garten herum.
Es flüstern und sprechen die Blumen,
Ich aber wandle stumm.

Es flüstern und sprechen die Blumen,
Und schau'n mitleidig mich an:
Sei unserer Schwester nicht böse,
Du trauriger, blasser Mann.

IX.

Sie saßen und tranken am Theetisch,
Und sprachen von Liebe viel.
Die Herren, die waren ästhetisch,
Die Damen von zartem Gefühl.

Die Liebe muß sein platonisch,
Der dürre Hofrath sprach.
Die Hofrätthin lächelt ironisch,
Und dennoch seufzet sie: Ach!

Der Domherr öffnet den Mund weit:
Die Liebe sei nicht zu roh,
Sie schadet sonst der Gesundheit.
Das Fräulein löpelt: wie so?

Die Gräfin spricht wehmüthig:
Die Liebe ist eine Passion!

Und präsentirt guttig,
Die Tasse dem Herren Baron.

Am Tische war noch ein Plätzchen;
Mein Liebchen, da hast du gefehlt.
Du hättest so hübsch, mein Schätzchen,
Von deiner Liebe erzählt.

X.

Ich hab' im Traum geweinet,
Mir träumte, du lägest im Grab'.
Ich wachte auf und die Thräne
Floß noch von der Wange herab.

Ich hab' im Traum' geweinet,
Mir träumt' du verließest mich.
Ich wachte auf, und ich weinte
Noch lange bitterlich.

Ich hab' im Traum' geweinet,
Mir träumte du wärst mir noch gut.
Ich wachte auf, und noch immer
Strömt meine Thränenfluth.

XI.

In schönes Fischermädchen,
Treibe den Kahn an's Land;
Komm zu mir und setze dich nieder,
Wir kosen Hand in Hand.

Leg' an mein Herz dein Köpfchen,
Und fürchte dich nicht zu sehr,
Vertrau'st du dich doch sorglos
Täglich dem wilden Meer.

Mein Herz gleicht ganz dem Meere,
Hat Sturm und Ebb' und Fluth,
Und manche schöne Perle
In seiner Tiefe ruht.

XII.

ie der Mond sich leuchtend dränget
Durch den dunkeln Wolfenstör,
Also taucht aus dunkeln Zeiten
Mir ein lichtiges Bild hervor.

Saßen all auf dem Verdecke,
Führen stolz hinab den Rhein,
Und die sommergrünen Ufer
Glüh'n im Abendsonnenschein.

Sinnend saß ich zu den Füßen
Einer Dame, schön und hold;
In ihr liebes, bleiches Antlitz
Spielt' das rothe Sonnengold.

Lauten klangen, Buben sangen,
Wunderbare Fröhlichkeit!
Und der Himmel wurde blauer,
Und die Seele wurde weit.

Mährchenhaft vorüberzogen
Berg' und Burgen, Wald und Au'; —
Und das Alles sah ich glänzen
In dem Aug' der schönen Frau.

XIII.

errieth mein blaßes Angesicht
Dir nicht mein Liebeswehe?
Und willst du, daß der stolze Mund
Das Bettelwort gestehe?

O, dieser Mund ist viel zu stolz,
Und kann nur küssen und scherzen;
Er spräche vielleicht ein höhnisch Wort,
Während ich sterbe vor Schmerzen.

XIV.

ich wollt', meine Schmerzen ergößen
Sich all' in ein einziges Wort,
Das gäb' ich den lustigen Winden,
Die trügen es lustig fort.

Sie tragen zu dir, Geliebte,
Das schmerzefüllte Wort;
Du hörst es zu jeder Stunde,
Du hörst es an jedem Ort.

Und hast du zum nächtlichen Schlummer
Geschlossen die Augen kaum,
So wird dich mein Wort verfolgen
Bis in den tiefsten Traum.

Die Grenadiere.

ach Frankreich zogen zwei Grenadier',
Die waren in Rußland gefangen.
Und als sie kamen in's deutsche Quartier,
Sie ließen die Köpfe hängen.

Da hörten sie beide die traurige Mähr:
Daß Frankreich verloren gegangen,
Besiegt und zerschlagen das tapfere Heer, —
Und der Kaiser, der Kaiser gefangen.

Da weinten zusammen die Grenadier'
Wohl ob der kläglichen Kunde.
Der Eine sprach: Wie weh wird mir,
Wie brennt meine alte Wunde.

Der Andre sprach: das Lieb ist aus,
Auch ich möcht mit dir sterben,
Doch hab' ich Weib und Kind zu Haus,
Die ohne mich verderben.

Was scheert mich Weib, was scheert mich Kind,
Ich trage weit bess'res Verlangen;
Laß sie betteln gehn, wenn sie hungrig sind, —
Mein Kaiser, mein Kaiser gefangen!

Gewähr' mir Bruder eine Bitt':
Wenn ich jetzt sterben werde,
So nimm meine Leiche nach Frankreich mit,
Begrab' mich in Frankreichs Erde.

Das Ehrenkreuz am rothen Band
Sollst du auf's Herz mir legen;
Die Klinge gib mir in die Hand,
Und gürt' mir um den Degen.

So will ich liegen und horchen still,
Wie eine Schildwach, im Grabe,
Bis einst ich höre Kanonengebrüll,
Und wiehernder Rosse Getrabe.

Dann reitet mein Kaiser wohl über mein Grab,
Viel Schwerter klirren und klingen;
Dann steig' ich gewaffnet hervor aus dem Grab', —
Den Kaiser, den Kaiser zu schützen.

Die Lore-Ley.

Lore weiß nicht, was soll es bedeuten,
Daß ich so traurig bin;
Ein Märchen aus alten Zeiten,
Das kommt mir nicht aus dem Sinn.

Die Luft ist kühl und es dunkelt,
Und ruhig fließt der Rhein;
Der Gipfel des Berges funkelt
Im Abendsonnenschein.

Die schönste Jungfrau sitzet
Dort oben wunderbar,
Ihr gold'nes Geschmeide blitzet,
Sie kämmt ihr gold'nes Haar.

Sie kämmt es mit gold'nem Kamme,
Und singt ein Lied dabei;
Das hat eine wundersame,
Gewaltige Melodei.

Den Schiffer im kleinen Schiffe
Ergreift es mit wildem Weh;
Er schaut nicht die Felsenriffe,
Er schaut nur hinauf in die Höh'.

Ich glaube, die Wellen verschlingen
Am Ende Schiffer und Kahn;
Und das hat mit ihrem Singen
Die Lore-Ley gethan.

Des Predigers Familie.

Ber bleiche, herbliche Halbmond
Lugt aus den Wolken heraus;
Ganz einsam liegt auf dem Kirchhof
Das stille Pfarrerrhaus.

Die Mutter liest in der Bibel,
Der Sohn, der starret in's Licht,
Schlaftrunken dehnt sich die ält're,
Die jüngere Tochter spricht:

Ach Gott! wie Einem die Tage
Langweilig hier vergeh'n;
Nur wenn sie Einen begraben,
Bekommen wir etwas zu sehn.

Die Mutter spricht zwischen dem Lesen:
Du irrst, es starben nur Vier,
Seit man deinen Vater begraben,
Dort an der Kirchhofsthür'.

Die ält're Tochter gähnet:
Ich will nicht verhungern bei euch,
Ich gehe morgen zum Grafen,
Und der ist verliebt und reich.

Der Sohn bricht aus in Lachen:
Drei Jäger zechen im Stern,
Die machen Gold und lehren
Mir das Geheimniß gern.

Die Mutter wirft ihm die Bibel
In's mag're Gesicht hinein;
So willst du, Gottverfluchter,
Ein Straßenräuber sein!

Sie hören pochen an's Fenster,
Und seh'n eine winkende Hand;
Der todte Vater steht draußen
Im schwarzen Pred'gergewand.

Die Wallfahrt nach Kevlaar.

I.

m Fenster stand die Mutter,
Im Bette lag der Sohn.
„Willst du nicht aufstehn, Wilhelm,
Zu schau'n die Prozession?“ —

„Ich bin so krank, o Mutter,
Daß ich nicht hör' und seh';
Ich denk' an das todte Gretchen,
Da thut das Herz mir weh.“ —

„Steh' auf, wir wollen nach Kevlaar,
Nimm Buch und Rosenkranz:
Die Mutter Gottes heilt dir
Dein krankes Herz ganz.“

Es flattern die Kirchenfahnen,
Es singt im Kirchenton;
Das ist zu Gellen am Rheine,
Da geht die Prozession.

Die Mutter folgt der Menge,
Den Sohn, den führt sie,

Sie singen beide im Chore:
Gelobt sei'st du Marie!

II.

Die Mutter Gottes zu Kevlaar
Trägt heut' ihr bestes Kleid;
Heut' hat sie viel zu schaffen,
Es kommen viel' franke Leut'.

Die franken Leute bringen
Ihr dar, als Oyferspand',
Aus Wachs gebildete Glieder,
Viel wächserne Füß' und Händ'.

Und wer eine Wachshand opfert,
Dem heilt an der Hand die Wund';
Und wer einen Wachsfuß opfert,
Dem wird der Fuß gesund.

Nach Kevlaar ging Mancher auf Krücken,
Der jeho tanzt auf dem Seil',
Gar Mancher spielt jetzt die Bratsche,
Dem dort kein Finger war heil.

Die Mutter nahm ein Wachslight,
Und bildete d'raus ein Herz:
„Bring das der Mutter Gottes,
Dann heilt sie deinen Schmerz.“

Der Sohn nahm seufzend das Wachshertz,
Ging seufzend zum Heiligenbild;
Die Thräne quillt aus dem Auge,
Das Wort aus dem Herzen quillt:

„Du Hochgebenedeite,
Du reine Gottesmagd,
Du Königin des Himmels,
Dir sei mein Leid geklagt!

„Ich wohnte mit meiner Mutter
Zu Gellen in der Stadt,
Der Stadt, die viele hundert
Kapellen und Kirchen hat.

„Und neben uns wohnte Gretchen,
Doch die ist todt jegund —
Marie, dir bring' ich ein Wachsherz,
Heil' du meine Herzenswund'.

„Heil' du mein krankes Herze,
Ich will auch spät und früh'
Inbrünstiglich beten und singen:
Gelobt seist du, Marie!“

III.

Der franke Sohn und die Mutter,
Die schliefen im Kämmerlein;
Da kam die Mutter Gottes
Ganz leise geschritten herein.

Sie beugte sich über den Kranken,
Und legte ihre Hand
Ganz leise auf sein Herze,
Und lächelte mild und schwand.

Die Mutter schaut Alles im Traume,
Und hat noch mehr geschaut;
Sie erwachte aus dem Schlummer,
Die Hunde bellten so laut.

Da lag dahingestreckt
Ihr Sohn, und der war todt;
Es spielt auf den bleichen Wangen
Das lichte Morgenroth.

Die Mutter faltet die Hände,
Ihr war, sie wußte nicht wie;
Andächtig sang sie leise:
Gelobt seist du, Marie!

Adalbert v. Chamisso.



Ich weiß mich noch darauf zu besinnen, als wäre es erst gestern gewesen, wie wir Kinder zusammen hockten in der großen Hinterstube und Peter Schlemihl's wundersame Geschichte lasen. Wir konnten im Grunde genommen nicht klug aus dem Buche werden und wußten nicht, sollten wir dabei weinen oder lachen. Mir aber fiel bei dem Lesen unwillkürlich jener große, lange Mann ein, der immer bei unserm Hause vorüberkam und gar nicht aussah, wie die anderen Leute, dieser Mann mit dem langen, graugelockten Haar, Brust und Hals entblößt, gleichviel ob es Sommer oder Winter, der immer so große Schritte machte, als sei er wirklich an die Siebenmeilen-Stiefel Peter Schlemihl's gewöhnt und habe jetzt nur ein Paar gewöhnlicher Stiefel angezogen, um sich von seinen anstrengenden Reisen in Berlin zu erholen. Seit jener Zeit betrachtete ich diesen Unbekannten mit noch größerem Interesse als zuvor; ich grüßte ihn, wenn ich, nach der Schule gehend, ihm begegnete, mit ehrerbietiger, aber geheimnißvoller Miene, als wollte ich sagen: „Ich weiß es recht gut, daß Du Peter Schlemihl bist, mögen die Andern auch glauben, was sie wollen;“ und ich meine, er mußte etwas davon merken, denn er lachte jedesmal, wenn er mich ansah. — So hatte sich ein eigenthümliches Einverständniß zwischen uns Beiden gebildet, welches so lange dauerte, bis wir eine andere Wohnung bezogen und ich diesen geheimnißvollen Mann nicht mehr sah. Als ich, größer geworden, ihn späterhin wieder erblickte, erfuhr ich, daß es zwar nicht Peter Schlemihl selbst, aber doch der Biograph desselben, Adalbert v. Chamisso sei.

Aber in der That, er war es doch selbst, dieser ewig umherirrende, nirgends eine dauernde Ruhestätte findende Peter Schlemihl, dessen Weltbürgerschaft ihm nicht Ersatz geben konnte für das verlorene Vaterland. — „Ich bin Franzose in Deutschland“, sagt er von sich selbst, diese unglückliche Derrissenheit seines Herzens bitter empfindend; „und ich bin Deutscher in Frankreich, Katholik bei den Protestanten, Protestant bei den Katholiken, Philosoph bei den Frommen und Frömmeler bei den Freigeistern, Weltmann bei den Gelehrten und Pedant in der großen Welt, Jacobiner bei den Aristokraten und unter den Demokraten ein Edelmann aus der alten Zeit. Ich bin nirgends an meinem Platze!“ — Und er hatte wohl ein vollkommenes Recht dazu, sich über diese Leere, diesen Zwiespalt seines innersten Seins zu beklagen, obwohl er dies schmerzliche Gefühl fest in seine Brust verschloß und nur selten ein tief wehmüthiger Klage-ton hervorquoll in einem jener kleinen lyrischen Gedichte, wie „Schloß Boncourt“ und einige Andere. —

Chamisso verlebte seine Jugend in jener für die Weltgeschichte so unnenbar wichtigen Periode, wo die französische Nation ihre Selbstständigkeit fühlend, sich für mündig erklärte und die Völker Europa's aufrief, ihrem Beispiele zu folgen. — Aber Chamisso sah auch alle jene Gräucl der Verwüstung, die der aus seinen Pässen gebrochene Strom anrichtete; er mußte selbst das Land verlassen, das er liebte, das er hochschätzte, um sich unter einem fremden Volke eine neue Heimath zu suchen. — Aber als er diese Heimath gefunden, als er Deutschland, welches ihm ein freundliches Asyl gewährt, lieben gelernt hatte, da brach zwischen diesen beiden Nationen, unter denen sein Herz getheilt war, der Kampf aus, in welchem sich die Adler Frankreichs triumphirend bis zu Deutschlands äußerster Grenze Bahn brachen. — So sah er sein Vaterland auf dem Gipfel des Ruhmes und der Herrlichkeit; das Land aber, welches seinem Herzen fast eben so theuer geworden war, herabgewürdigt, erniedrigt in Schmach und Knechtschaft. — So stand er in einer Zeit, wo Alles um ihn her Partei war und es sein mußte, allein, verlassen, von beiden Seiten mit mißtrauischen Blicken betrachtet da, ohne sich selbst Rechenschaft über diese Gefühle geben zu können, die ihn nach den verschiedenartigsten Richtungen hin bewegten. Dennoch trug er sein trübes Schicksal wie ein Mann. Er dachte hochherzig genug, nicht mit dem Geschick zu hadern, nicht die gewaltigen Interessen der Zeit mit mißgünstigem Blick zu betrachten, weil er durch dieselben Alles verloren, was das Glück des Individuums ausmacht. Das schon vorher angeführte Gedicht: „Schloß Boncourt“ ist ein schöner Beweis dieser Gesinnung: Das Schloß seiner Väter liegt zerstört und niedergebroschen, der Pflug geht über die Stelle hin, wo es gestanden, aber dennoch sagt er in wehmüthiger Erinnerung:

Sei fruchtbar, o theurer Boden,
Ich segne dich mild und gerührt;
Und segn' ihn zwiefach, wer immer
Den Pflug nun über dich führt.

Daß nun Chamisso ungeachtet seines echt deutschen Gemüthes dennoch ein Franzose blieb, ist nicht zu leugnen, und während wir uns Glück wünschen müssen, daß wir dies markvolle Dichtertalent der fränkischen Nation abgewonnen haben, hatte er bei diesem Tausch doch Alles verloren. Um so höher und größer müssen wir ihn aber achten, daß ihm bei aller dieser Berrissenheit seiner kräftigen Seele nicht jene Gesinnungslosigkeit überkam, welcher ein Deutscher Dichter, der zu Frankreichs Fahne geschworen, leider anheimgefallen ist. Ich meine H. Heine, den wir schon früher mit Chamisso verglichen. — Chamisso's Herz blieb und mußte seinem Vaterlande bleiben, und von diesem französischen Anklingen zeigt besonders seine Vorliebe für grelle Effekte bei Bearbeitung irgend eines Stoffes. Unser Landsmann, der als Kritiker so hochgeschätzte Professor C. Seidel, erzählte mir, daß er seinem Freunde Chamisso einst gesprächsweise die schreckliche, unter mancherlei Gestaltungen in der vaterländischen Sage auftauchende Geschichte von dem Bildhauer oder Maler mittheilte, der den Jüngling an's Kreuz nagelt, damit er ihm zum Modell diene; Chamisso benutzte diesen Stoff zu seinem oft angegriffenen Gedichte: „das Crucifix“, „zu meinem nicht geringen Staunen“ wie der Erzähler mir sagte, „da ich weit davon entfernt gewesen war, zu glauben, daß diese schreckliche Scene das Gemüth des Dichters ansprechen könne.“ — Eben so grell ist der Stoff in dem Gedichte: „Matteo Falcone“ wo der Vater den Sohn erschießt, weil dieser den Flüchtling verrathen, der sich in seiner Hütte verborgen. „Don Juanito Verdugo de los Leganes“ enthält ein nicht minder schauerhaftes Ereigniß: der gefangene Juanito vollführt das Amt des Henkers an seiner ganzen Familie; Vater, Mutter, Schwester und Bruder bluten unter seinem Schwert, weil er nur dadurch sein Leben retten kann, und der Vater ihm bei seinem Fluche geboten, selbst auf diese Weise für die Aufrechthaltung seiner Familie zu leben.

Aber ungeachtet dieser düsteren Seite, welche Chamisso's Dichtungen zuweilen haben, tritt uns doch überall seine erhabene, jeder unwürdigen Verirrung fremde Gesinnung entgegen, sei es nun in jenen entsetzlichen Scenen, von denen wir vorher sprachen, oder in seinen gedankenvollen Lebens Träumereien, und kecken Humor, der sich bisweilen hinter das ernste Gewand der poetischen Auffassung verbirgt und dann plötzlich hervorspringt mit seiner Schellenmütze und seinem buntscheckigem Gewande. —

Von Chamisso's Gedichten sind wohl diejenigen die gelungensten zu nennen, welche in das Gebiet der poetischen Erzählung gehören, und unter diesen, wie z. B. Woronyoff, nimmt besonders das „Salas y Comez“ eine vorzügliche Stelle ein. — Außer seinen Gedichten ist aber noch vor Allem sein vorerwähntes Buch „Peter Schlemihl“ anzuführen, ein Werk, das zu allgemeine Anerkennung gefunden hat, als daß noch nöthig sein sollte, etwas Weiteres darüber zu sagen.

Was die Biographie des Dichters anbetrifft, so verstatet uns der beschränkte Raum dieser Blätter nicht, ausführlicher bei den mannigfachen Schicksalen zu verweilen, aus welchen sich das Leben dieses Mannes zusammensetzt.

Aus einer alten, französischen Familie entsprossen, wurde er im Januar 1781 auf dem Schlosse zu Poncourt in der Champagne geboren. Dieselben Gründe, welche zu jener Zeit einen großen Theil des französischen Adels dazu veranlaßten, sein Vaterland mit dem Rücken anzusehen, waren die Ursache, daß der junge Chamisso bereits im Jahre 1790 ebenfalls Frankreich verließ. Ohne einen festen Wohnsitz zu finden, kam seine Familie nach mannigfachen Reisen durch die Niederlande, Holland und Deutschland endlich auch nach Berlin, wo Chamisso Edelknecht bei der Königin, der Gemalin Friedrich Wilhelm's II. wurde und endlich 1798 bei einem in Berlin garnisonirenden Regimente in preussische Kriegsdienste trat. Als den Emigrirten die Rückkehr in's Vaterland gestattet wurde und auch die Familie Chamisso's dorthin zurückging, blieb der junge Mann jedoch in seiner Garnison, und in jener Periode, wo er, ganz allein stehend, Niemanden hatte, an den er sich anschließen konnte, fing sich sein poetisches Talent an zu entwickeln; er machte Verse, erst französische, dann deutsche, die indessen noch ohne besondern Gehalt waren. In Gemeinschaft mit Varnhagen von der Ense gab er auf eigene Kosten den *Musen Almanach* auf das Jahr 1804 heraus, ein Unternehmen, das noch zwei andere Jahrgänge zur Folge hatte, für Chamisso aber besonders dadurch wichtig wurde, das es ihn mit jungen Leuten gleichen Strebens in Verbindung brachte.

Die unglücklichen, politischen Ereignisse, welche damals Preußen betrafen, störten indessen Chamisso's Pläne für die Zukunft. Er hatte den Entschluß gefaßt, dem Dienst zu entsagen und sich, da seine wissenschaftliche Bildung durchaus nicht sehr bedeutend war, den Studien zu widmen. Demgemäß wollte er die Universität zu Halle beziehen, aber diese wurde bekanntlich in jener verhängnißvollen Periode aufgelöst, und um seine Lage noch niederdrückender zu machen, starben auch seine Eltern zu jener Zeit.

Fast mit sich selbst und der ganzen Welt zerfallen lebte Chamisso nun in Berlin, ohne zu wissen, was er beginnen sollte, als er im Spätjahre 1809, durch die Vermittelung eines Freundes seiner Familie, den Ruf als Professor am Lyceum zu Napoleonville erhielt. Dieser Aufforderung folgend, reiste er wirklich nach Frankreich, trat aber, obwaltender Mißverständnisse wegen, sein Amt nicht an. — In dieser Zeit machte er die Bekanntschaft der geistreichen Frau v. Stael welche er auf ihrer bekannten Fahrt begleitete. — Mit einer Art von Enthusiasmus pflegte sich Chamisso an diese Tage zu erinnern, welche so zu sagen, den Glanzpunkt seines Lebens ausmachten, und nachdem er in Gesellschaft der Stael und der bedeutendsten Männer jener Tage bis zum Jahre 1812 gelebt, verließ er Coppet, und kam wieder nach Berlin, um sich auf der dortigen Universität dem Studium der Naturwissenschaften zu widmen. — Im Jahre 1810, jener für ganz Europa so inhaltsschweren Periode, schrieb er mit seinem nach so verschiedenen Seiten hin angezogenem Herzen das schon mehrmahls erwähnte Märchen Peter Schlemihl. — So kam das Jahr 1815 heran; noch einmal riefen die Adler des Kaisers ganz Europa zu den Waffen, nur Chamisso mußte unthätig bleiben. „Die Zeit hat kein Schwecdt für mich;“ rief er schmerzlich aus; „aber aufreibend ist es, bei solcher waffenfreudigen Volksbewegung müßiger Zuschauer bleiben zu müssen!“

In jener Zeit wurde von Seiten der russischen Regierung eine Entdeckungsexpedition nach dem Nordpol vorbereitet und durch die Empfehlung seines Freundes Julius Eduard Gitzig wurde Chamisso zum Naturforscher der Expedition an die Stelle des Professor Ledebur, den seine geschwächten Gesundheitsumstände zurücktreten ließen, ernannt.

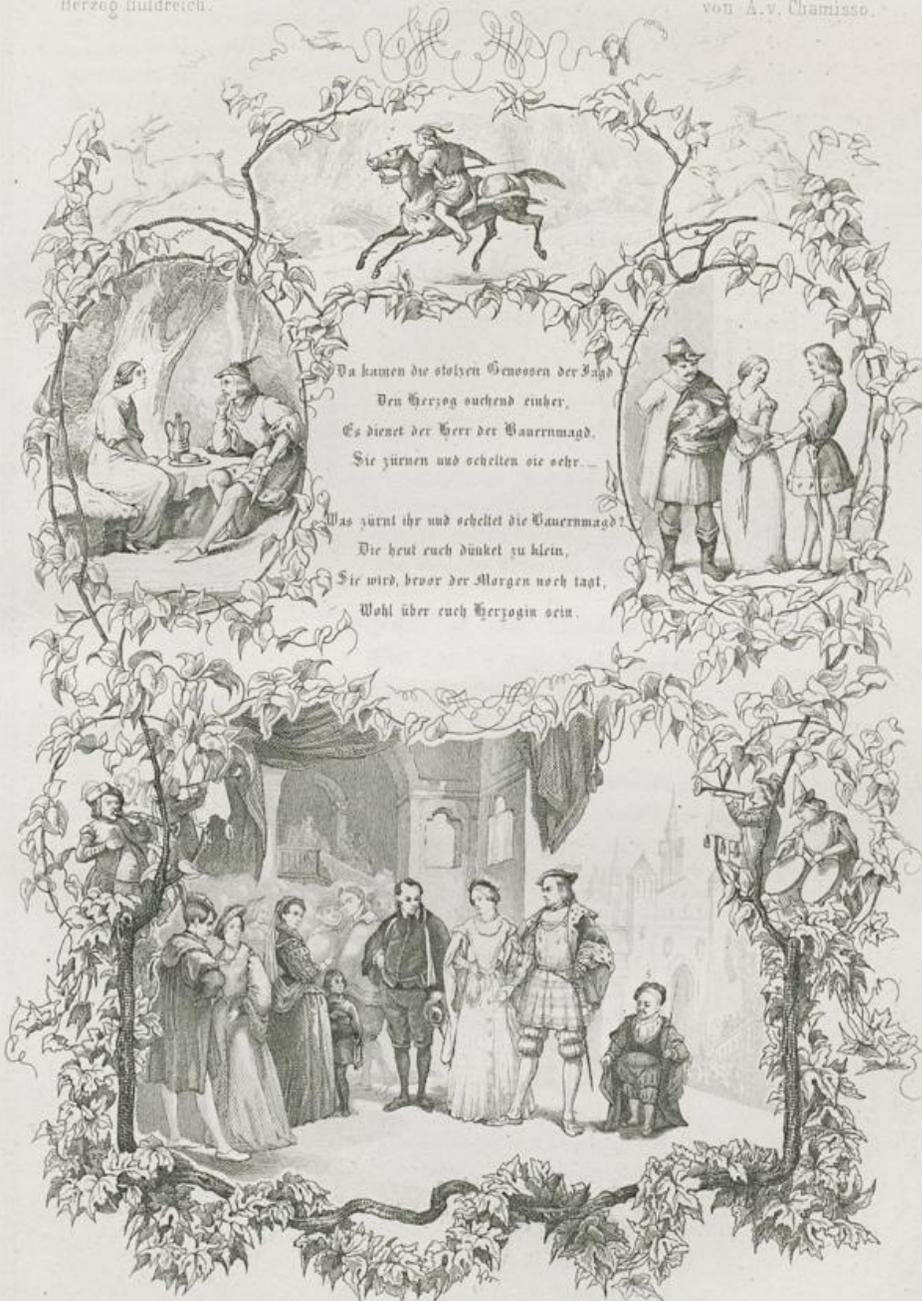
Nach den verschiedenartigen mit einer solchen Expedition verknüpften Schicksalen, wie sie uns Chamisso in seinen hinterlassenen Werken selbst mittheilt, kehrte er wieder nach Berlin zurück, und nun beginnt

IV

auch in seinem literarischen Wirken eine neue Periode. Seine erste Arbeit nach seiner Rückkehr war das ebenfalls schon genannte Gedicht: „Salas y Comey“ in Terzinen geschrieben. — Zugleich nahm er wieder an der Redaktion des inzwischen neu erstandenen Musenalmanachs Theil und zwar in Verein mit G. Schwab, mit dem er besonders Freiligrath in die deutsche Literatur einführte. Seine gesammelten Gedichte erschienen 1831, und fünf Jahre später war schon eine dritte Auflage derselben nothwendig geworden. In diesem Jahre erschienen auch seine gesammelten Werke, 4 Bände, Leipzig 1836, da er in der Vorahnung eines nahen Todes Niemandem das Sammeln seiner Arbeiten überlassen wollte.

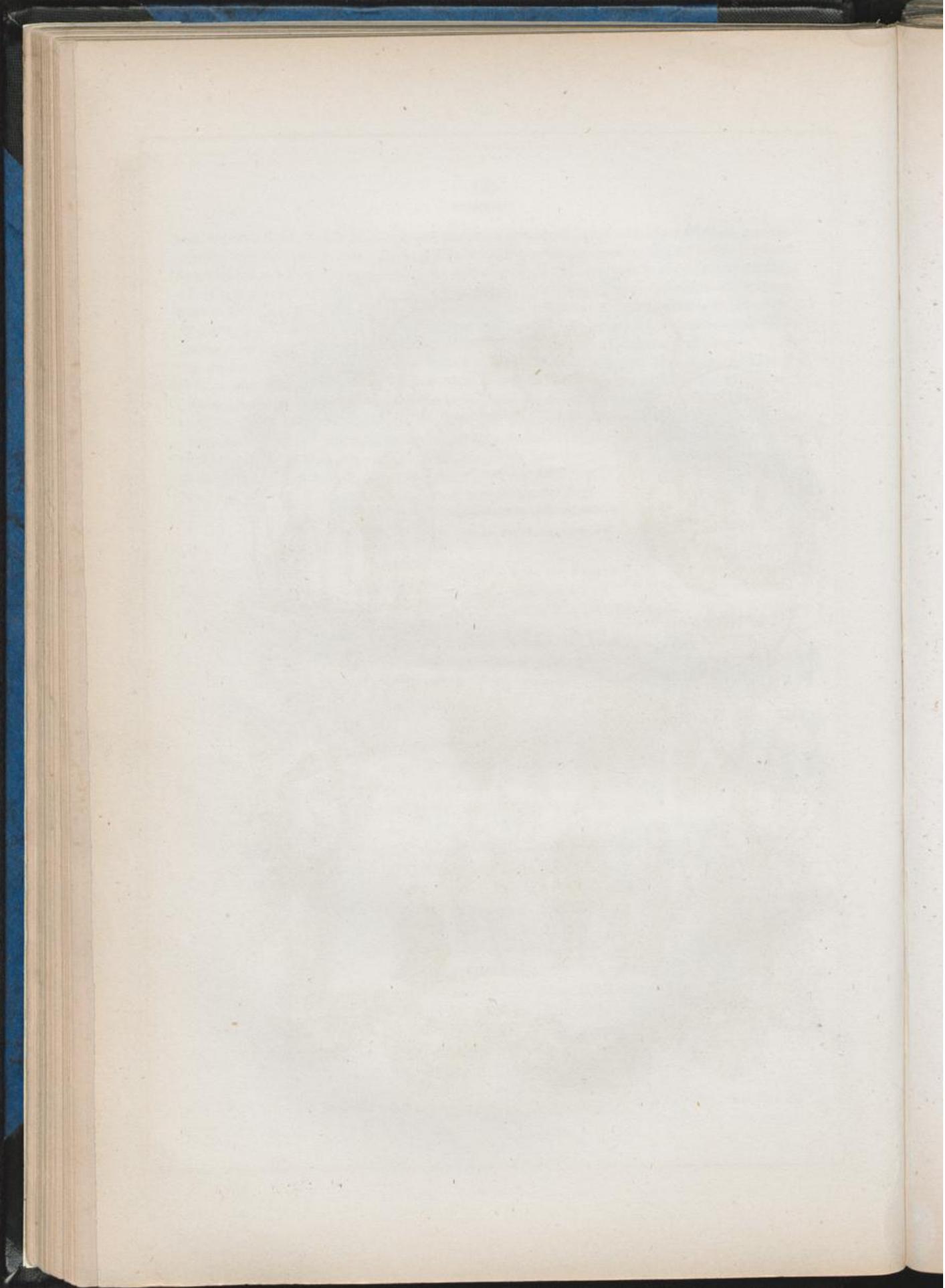
In den letzten Jahren seines Lebens beschäftigte er sich indessen, abgezogen durch eigene Kränklichkeit, so wie durch den Tod seiner geliebten Gattin, weniger mit der Poesie, als mit wissenschaftlichen Studien, und diesen verdanken wir die Schrift: „Ueber die Javaiische Sprache“. Leipzig 1838. In demselben Jahre erschienen indessen eben daselbst seine „Lieder von Peranger“ die er im Verein mit seinem Freunde Franz v. Sauty übersetzt hatte. Bald nachher überraschte ihn unter seinen wissenschaftlichen Beschäftigungen der Tod. — Er starb 1839, noch bis zum letzten Augenblick seine volle Geistesthätigkeit beibehaltend, wie er schon vorher von sich selbst singt:

„Ein halbes Hundert mir entraschter Jahre
Hat nicht mein Herz berührt, nur meine Haare.“



gez. v. E. Holbein radirt v. A. Teichel.

Verlag v. Mayer & Hofmann, Berlin.



Herzog Huldreich und Beatrix.



Herzog Huldreich, der Herzog im Böhmerland,
Er jagt auf den Höhen zur Stund';
Die Bäuerin wäscht die Leinwand
Am Bach im schattigen Grund.

„Bedürftig und müde verirrest du
Dich Jäger in unser Thal;
Laß hier dich nieder zu kurzer Ruh,
Und theile mit mir das Mahl.“ —

Hab' Dank, hab Dank, du freundliches Kind,
Du spendest, wo mancher raubt;
Wie mir ermattet die Glieder sind,
Sinkt sorgenschwer auch mein Haupt. —

„Und naht die Sorge bei freudiger Jagd
Dir Jäger im lustigen Wald?
Wenn nagend den alten Vater sie plagt,
Verscheuchet mein Lied sie bald.“ —

Kein Lied aus trauer, freudiger Brust!
So einsam inmitten der Schaar!
Kein Stern der heiteren, innigen Lust,
Kein Aug', wie das deine so klar! —

„Doch leuchtet aus kühngewölbten Brau'n
Mildfreundlich dein Augenstern;
Wer möchte nicht in den Himmel schau'n,
Wer nicht in das Auge dir gern?“

Zu mir hinauf wohl manche sah,
 Frug nicht nach des Auges Licht,
 Und hätte gestanden ein Anderer da
 Statt meiner, sie merk' es nicht. —

„Auf, Jäger, es mag geschieden nun sein;
 Dort windet dein Pfad sich hinan.
 Noch schaut' ich in's Auge dem Vater allein,
 Sonst keinem andern Mann.“ —

Wißdente nicht ein trübes Wort,
 Das nicht, du Gute, dir galt;
 Und schickst du von hinnen mich zürnend fort,
 Wo find' ich auf Erden noch Halt? —

„Ich zürne nicht, wie du es meinst,
 Ich bin vom Zürnen, wie fern!
 Gott segne dich, und die dereinst
 Wird deines Himmels Stern.“ —

Gott segne dich, du liebe Maid;
 Noch Eins verkünde mir mild:
 Gedenk' ich dein in Freud' und Leid,
 Wie nenn' ich das süße Bild? —

„Beatrice nennt der Vater mich,
 Desß Hütte dort sich zeigt;
 Du aber sprich, wie nenn' ich dich,
 Der huldreich sich mir geneigt?“ —

Beatrice, Heilesbringerin!
 Wohl wirst du als solche gekannt;
 Und fragest nach mir? mit zartem Sinn
 Hast selbst du mich eben genannt. —

„Du Huldreich? hab' ich's doch gedacht,
 Wie unser Herzog schier,
 Und kam' er daher in der Herrschaft Pracht,
 Ich blickte doch nur nach dir.“ —

Ich dünkte der Freude mich fremd noch fast,
 Und hab's dir, Beatrice, vertraut;
 Doch wenn um Liebe du Liebe hast,
 Verbinde der Ring mir die Braut. —

„Du lieber, du seltsamer Jägermann,
 So Hulb= mir und Liebe-reich;
 Den Ring, den nehm' ich vom Vater nur an,
 Ich führe zum Alten dich gleich.“ —

Wohlan, wohlan, du süße Gestalt,
 Ich werb' um deine Hand;
 Der Alte findet den Bessern, halt!
 Doch nicht im böhmischen Land. —

Da kamen die stolzen Genossen der Jagd
 Den Herzog suchend einher,
 Es dienet der Herr der Bauernmagd,
 Sie zürnen und schelten sie sehr. —

Was zürnt ihr und scheltet die Bauernmagd?
 Die heut euch dünket zu klein,
 Sie wird, bevor der Morgen noch tagt,
 Wohl über euch Herzogin sein.

Die Löwenbraut.

Mit der Myrte geschmückt und dem Brautgeschmeid
 Des Wärters Tochter, die rosige Maid,
 Tritt ein in den Zwinger des Löwen; er liegt
 Der Herrin zu Füßen, vor der er sich schmiegt.

Der Gewaltige, wild und unbändig zuvor,
 Schaut fromm und verständig zur Herrin empor;
 Die Jungfrau, zart und wonnereich,
 Liebstreichelt ihn sanft und weinet zugleich:

„Wir waren in Tagen, die nicht mehr sind,
 Gar treue Gespielen wie Kind und Kind,
 Und hatten uns lieb, und hatten uns gern;
 Die Tage der Kindheit, sie liegen uns fern.“

Du schütteltest machtvoll, eh' wir's geglaubt,
 Dein mähnenumvogtes königlich Haupt;
 Ich wuchs heran, du siehst es, ich bin
 Das Kind nicht mehr mit kindischen Sinn.

D wär' ich das Kind noch und bliebe bei dir,
 Mein starkes, getreues, mein redliches Thier;
 Ich aber muß folgen, sie thaten's mir an,
 Hinaus in die Fremde dem fremden Mann.

Es fiel ihm ein, daß schön ich sei,
 Ich wurde gefreiet, es ist nun vorbei; —
 Der Kranz im Haare, mein guter Gesell,
 Und nicht vor Thränen die Blicke mehr hell.

Verstehest du mich ganz? Schau'st grimmig dazu;
 Ich bin ja gefaßt, sei ruhig auch du;
 Dort seh' ich ihn kommen, dem folgen ich muß,
 So geb' ich denn, Freund, dir den letzten Kuß!“

Und wie ihn die Lippe des Mädchens berührt,
 Da hat man den Zwinger erzittern gespürt;
 Und wie er am Gitter den Jüngling erschaut,
 Erfasst Entsetzen die bangende Braut.

Er stellt an die Thür sich des Zwingers zur Nacht,
 Er schwinget den Schweif, er brüllet mit Macht;
 Sie stehend, gebietend und drohend begehrt
 Hinaus; er im Bern den Ausgang wehrt.

Und draußen erhebt sich verworren Geschrei,
 Der Jüngling ruft: „bring' Waff'n herbei;
 Ich schieß' ihn nieder, ich treff' ihn gut!“
 Auf brüllt der Gereizte, schäumend vor Wuth.

Die Unselige wagt's, sich der Thüre zu nah'n,
 Da fällt er verwandelt die Herrin an;
 Die schöne Gestalt, ein gräßlicher Raub,
 Liegt blutig, zerrissen, entstellt in dem Staub.

Und wie er vergossen das theure Blut,
 Er legt sich zur Leiche mit finstern Muth,
 Er liegt so versunken in Trauer und Schmerz,
 Bis tödtlich die Kugel ihn trifft in das Herz.

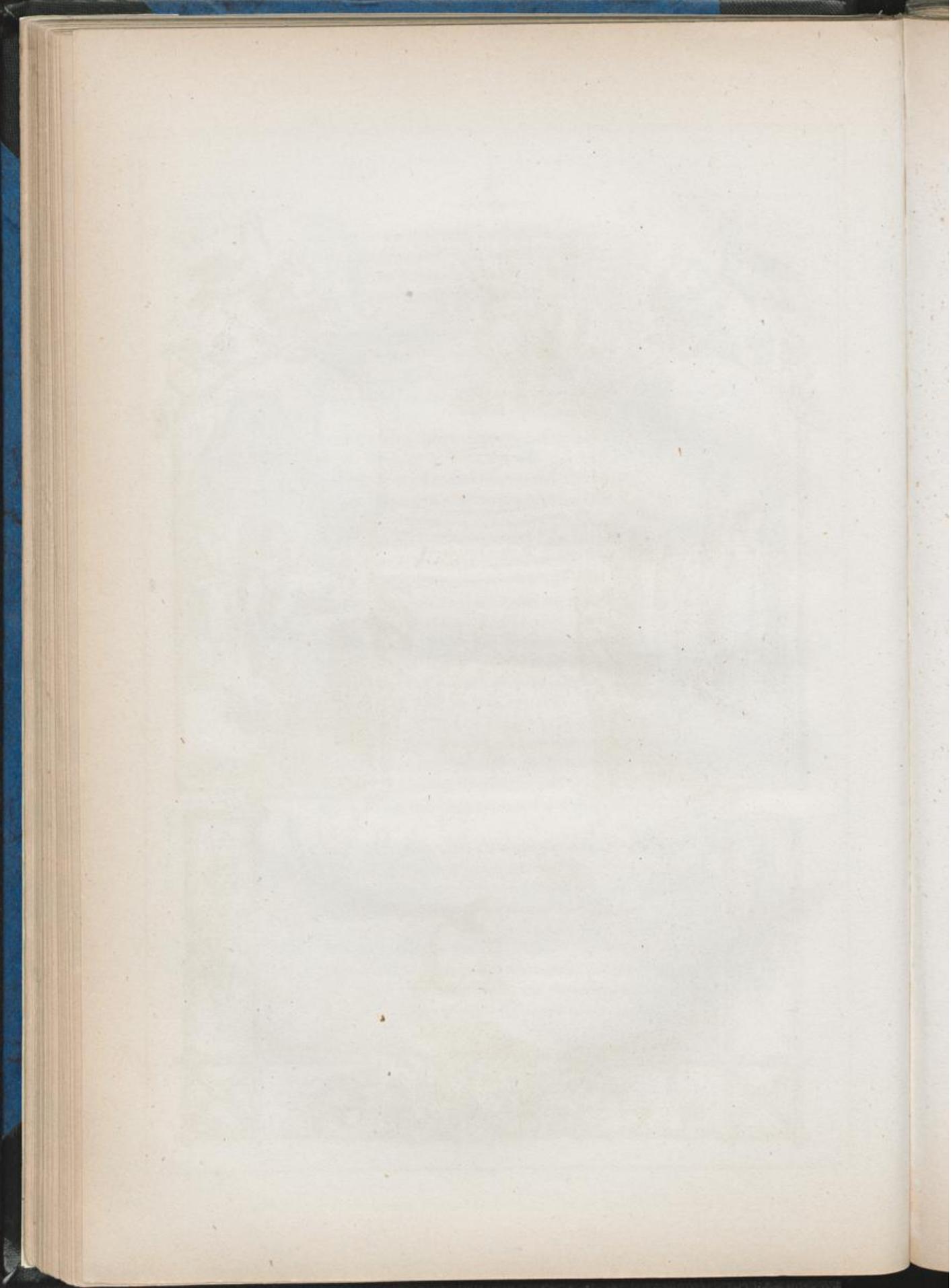
Des Gesellen Heimkehr.

von A. v. Chamisso.



gez. v. E. Holbein, radirt v. A. Teichel.

Verlag v. Meyer & Hofmann, Berlin.



Des Gefellen Heimkehr.



Wer klopft so stark? wer begehrt in's Haus?
Ich schließe nicht auf, mein Gh'herr ist aus.

„Und sag' ich dir an, der klopft, ist dein Sohn,
„O Mutter, o Mutter! so öffnest du schon.“

Was kehrtest du heim, mein Sohn, so geschwind,
Bevor noch die Jahre verstrichen sind?

„Ich kehrte heim — ich war wohl bethört —
„Gast, Mutter, du nie von Heimweh gehört?“

Mein Mann, befürcht' ich, vernimmt's nicht gern; —
O weh', daß ich freite den anderen Herrn!

„O weh', daß dem Zweiten du hin dich warfst,
„Und nicht mit dem Sohne dich freuen mehr darfst!“

Mein Sohn, o schone der Mutter dein,
Und laß das Gericht nur Gottes sein!

„O meine Mutter! — doch, mache mir kund,
„Wo weilt die Christel zu dieser Stund?“

Mein Mann ist streng, unfreundlich fast,
Er trieb aus dem Haus den ihm lästigen Gast.

„Des Sohnes Braut aus dem Hause gejagt! —
 „So auch den Sohn, sei Gott es geklagt!

„Das Heimweh trieb, ich kam geeilt,
 „Die Heimath hat gar bald mich geheilt.

„Und falls Frau Mutter mich länger nicht hält,
 „Möcht' weiter ich zieh'n in die weite Welt.

„Wohin? — wen kummert's? — auf gutes Glück,
 „Und käme vielleicht so bald nicht zurück.

„Ade! du giebst deinen Segen mir doch, —
 „Und Gott, vielleicht, erbarmet sich noch!“

So schied er, und wandte zu gehen sich um;
 Die Mutter verharrte zitternd und stumm.

Und wie hinab er die Straße gewallt,
 Am Thor, vor der Wache, da macht er Halt.

Stand Christel dort im Soldatenschwarm,
 Und hing verbuhlt dem Kinen im Arm.

Wie aber sie erst den Gefellen erschaut,
 Verhüllt' sie ihr Antlitz und weinte laut.

Da haben umher die Soldaten der Wacht
 Mit lärmendem Jubel sie ausgelacht.

Er hat nicht gelacht, er hat nicht geweint,
 Er starrte sie an und war wie versteinet.

Er raffte sich endlich, endlich auf,
 Und stürzte hinaus mit schnellerem Lauf.

Wohin? wen kummert's? man weiß es nicht,
 Erzählt sich zur Kurzweil nur manche Geschichte!

Er war hienieden so ganz verarmt,
 Hat Gott vielleicht sich seiner erbarmt?

Sein Nam', als eines Verschollenen, hat
 Zu drei Mal gestanden im Wochenblatt.

Das Gebet der Wittwe.

Die Alte wacht und betet allein
 In später Nacht bei der Lampe Schein:
 Laß unsern gnädigen Herrn, o Herr!
 Recht lange leben, ich bitte dich sehr.
 Die Noth lehrt beten.

Der gnädige Herr, der sie belauscht,
 Vermeint nicht anders, sie sei berauscht;
 Er tritt höchst selbst in das ärmliche Haus
 Und fragt gemüthlich das Mütterchen aus:
 Wie lehrt Noth beten?

Acht Kühe, Herr, die waren mein Gut,
 Ihr Herr Großvater sog unser Blut,
 Der nahm die beste der Kühe für sich
 Und kummerte sich nicht weiter um mich.
 Die Noth lehrt beten.

Ich flucht' ihm, Herr, so war ich bethört,
 Bis Gott, mich zu strafen, mich doch erhört,
 Er starb, zum Regimente kam
 Ihr Vater, der zwei der Kühe mir nahm.
 Die Noth lehrt beten.

Dem flucht' ich arg auch ebenfalls,
 Und wie mein Fluch war, brach er den Hals;
 Da kamen höchst Sie selbst an das Reich
 Und nahmen vier der Kühe mir gleich.
 Die Noth lehrt beten.

Kommt Dero Sohn noch erst dazu,
 Nimmt der gewiß mir die letzte Kuh —
 Laß unsern gnädigen Herrn, o Herr!
 Recht lange leben, ich bitte dich sehr.
 Die Noth lehrt beten.

Der Invalid im Irrenhaus.

Leipzig, Leipzig! arger Boden,
Schmach für Unbill schafftest du.
Freiheit! hieß es, vorwärts, vorwärts!
Traukst mein rothes Blut; wozu?

Freiheit! rief ich, vorwärts, vorwärts!
Was ein Thor nicht alles glaubt!
Und von schwerem Säbelsstreiche
Ward gespalten mir das Haupt.

Und ich lag, und abwärts wälzte
Unheilswanger sich die Schlacht,
Ueber mich und über Leichen
Sank die kalte, finst're Nacht.

Aufgewacht zu grauen Schmerzen,
Brennt die Wunde mehr und mehr;
Und ich liege hier gebunden,
Grimm'ge Wächter um mich her.

Schrei' ich wüthend noch nach Freiheit,
Nach dem bluterkauften Glück,
Peitscht der Wächter mit der Peitsche
Mich in schöne Ruh' zurück.

Matteo Falcone, der Corse.

Von wessen Rufe hört man wiederhallen,
Die her zu diesen Höhen führt, die Schlucht
Von Porto-vecchio? Flintenschüsse fallen.
Die Gelben sind's, die Jäger, und es sucht'
Vor ihnen her den Buschwald zu erreichen
Ein schwer Verwundeter in schein'ger Flucht.
Aus dem Gehöfte will ein Kind sich schleichen,
Zu spähen, was bedeute solcher Ton;
Er siehet vor sich sieh'n den Blut'gen, Bleichen. —

„Du bist, ich kenne Dich, Falcone's Sohn;
 Ich bin Sampiero; hilf mir, feines Kind,
 Verstecken mich, die Gelben nahen schon.“ —
 „Ich bin allein, die beiden Keltren sind
 Hinausgegangen.“ — „Schnell denn und verschlagen!
 Wohin vertriech' ich mich? sag' an, geschwind.“ —
 „Was aber wird dazu der Vater sagen?“ —
 „Der Vater sagt, Du habest recht gethan;
 Und Du zum Dank sollst diese Münze tragen.“
 Die Münze nahm der Knabe willig an.
 Ein Haufen Heu, der sich im Hofe fand,
 Verberg den blutigen, zerknauten Mann.
 Dann ging das Kind, des Blutes Spur im Sand
 Austretend, nach dem äußern Thor besonnen,
 Wovor schon lärmend der Verfolger stand.
 Es war der Vetter Gamba. — „Wo entronnen,
 Sprich, Vetter Fortunato, ist der Wicht,
 Dem wir die Fährte hierher abgewonnen?“ —
 „Ich schlief.“ — „Ein Lügner, der vom Schläfe spricht!
 Dich hat zu wecken mein Gewehr geknallt.“ —
 „Noch knallt es wie des Vaters Büchse nicht.“ —
 „Antworte, Bursche, wie die Frage schallt;
 Und führst Du solche Reden mir zum Hohne,
 So schlepp' ich Dich nach Corta mit Gewalt.“ —
 „Versuch' es nur, mein Vater heißt Falcone.“ —
 „Ich aber werde Deinem Vater sagen,
 Daß er mit Schlägen Dir die Lüge lohne.“ —
 „Ob er es thut, das möchte noch sich fragen.“
 „Wo ist Dein Vater? sprich!“ — „Ich bin allein,
 Im Buschwald wird er sein, ein Wild zu jagen.“
 Und Gamba zu den Untergeb'nen sein:
 „Hier führt, ich traf ihn gut, die Spur des Blutes;
 Durchsucht das Haus, er wird zu finden sein.“
 Ein Jäger d'rauf: „So Ihr es wollt, so thut es:
 Doch solltet Ihr's erwägen, Adjutant,
 Uns bringt Falcone's Feindschaft nimmer Gutes.“
 Er aber stand unschlüssig, abgewandt,
 Und stach in's Heu, nachlässig in Gedanken,
 Wie Einer, der das Rechte nicht erkannt.
 Der Knab' indessen spielte mit dem blanken
 Gehense seiner Uhr, und schob gelinde
 Ihn vom Versteck zurück des armen Kranken,
 Und wieder freundlich sprach er zu dem Kinde:
 „Du spielst mit meiner Uhr und hast noch keine;

Die hatt' ich Dir bestimmt zum Angebinde.“ —
 „In meinem zwölften Jahr' bekom' ich eine.“ —
 „Bist zehn erst alt, betrachte diese nur.“
 Und blinkend hielt er sie im Sonnenscheine.
 Gar argen Glanzes funkelte die Uhr;
 Das zierliche Gehäus so blank und klar,
 Die Nadeln Gold, das Zifferblatt Lasur. —
 „Wo steckt Sampiero?“ — „Wird Dein Wort auch wahr?“
 Dem Knaben schwur er zu mit theuerm Eide,
 Daß sie der schöne Preis des Blutes war.
 Des Knaben Rechte hob nach dem Geschmeide
 Sich langsam zitternd; niederwärts sich neigend
 Berührt' es sie; ihm brannt' das Eingeweide.
 Da hob sich auch die Linke, rückwärts zeigend,
 Und gab den Schügling dem Verfolger bloß;
 Geschlossen war der Kauf, der arge, schweigend.
 Da ließ der Adjutant die Kette los;
 Das Kind, vom köstlichen Besitz befangen,
 Vergaß sich selbst und des Verrath'nen Loos.
 Und Gamba ließ hervor den Flüchtling langen,
 Der blickte stumm verächtlich auf den Knaben
 Und gab dem Jäger willig sich gefangen. —
 „Ihr müßt, Freund Gamba, schon die Güte haben,
 Schafft eine Wahre her, ich kann nicht gehen;
 Verblutet hab' ich mich, im Heu vergraben.
 Ihr seid ein Schüs, man muß es Euch gestehen;
 's ist aus mit mir; Ihr habt mich gut gefaßt,
 Doch habt Ihr auch, was ich vermag, gesehen.“
 Und menschlich sorgte man und freundlich fast
 Für Sinen, den man doch als tapfer pries
 Und, wo es galt, als Gegner nur gefaßt.
 Die Münze reicht ihm Fortunat, er stieß
 Zurück den Knaben, welcher voller Scham
 Entwich und jenen Thaler fallen ließ.
 Falcone jetzt mit seinem Weibe kam
 Vom Walde her; um sein Gehöfte sah
 Er Jäger schwärmen, was ihn Wunder nahm.
 Schußfertig, kühn, vorsichtig naht' er da,
 Und hieß das Weib der zweiten Büchse pflegen,
 Wie's Brauch ist, wo der Schüs dem Feinde nah'.
 Ihn kennend, ging ihm Gamba schnell entgegen. —
 „Berkennst den Freund nicht!“ — Langsam stieg der Lauf
 Der Büchse, die im Anschlag schon gelegen. —
 „Wir hatten, Better, einen weiten Lauf,

Der Tag war heiß, wir haben ihn erjagt,
 Doch gingen auch der Unfern zwei darauf;
 Ich meine den Sampiero.“ — „Was Ihr sagt!
 Sampiero, der die Ziege mir geraubt,
 Vom Hunger freilich wohl, und scharf geplagt.“ —
 „Er hat gefochten, wie es Keiner glaubt;
 Wir haben ihn und danken's Fortunato,
 Der uns geliefert sein geächtet Haupt.
 Der Vater rief entrüstet: „Fortunato?“ —
 Die Mutter sank zusammen, wie gebrochen,
 Und wiederholte schaurig: „Fortunato?“ —
 „Er hatte dort sich in das Heu verkrochen,
 Der Vetter zeigt ihn an; man soll's erfahren,
 Und ihm und Euch wird hohes Lob gesprochen.“ —
 Sie treten an das Haus; die Jäger waren
 Geschäftig und bemühet um den Alten,
 Die Bahre wohl mit Mänteln zu verwahren.
 Und wie zu seinem Ohr die Schritte schallten,
 Und er sich umgesehen, wer genahet;
 Da konnt' er nicht zu lachen sich enthalten;
 Ein Lachen, gar entseßlich in der That.
 Das Haus anspeind schrie er: „Lug und Trug!
 In diesen Mauern hauset der Verrath!“ —
 Erbleichend, zitternd hört's Falcone, schlug
 Bor's Haupt sich die geballte Faust, und stumm
 Verharr't er, bis man fort den Alten trug.
 Es sah sich Gamba grüßend nach ihm um;
 Er merkt es nicht; er ließ die Truppe ziehen,
 Er starrte zu dem Knaben taub und stumm
 Es will vor ihm das Kind erzitternd knien,
 Er schreit es an: „Dein erstes Stück war gut!
 Zurück von mir!“ — Es hat nicht Kraft zu fliehen. —
 Und zu der Frau gewandt: „Ist der mein Blut?“ —
 „Ich bin Dein Weib“ — und ihre bleichen Wangen
 Erglühen schnell von wunderbarer Gluth. —
 „Und ein Verräther!“ — Ihre Blicke hangen
 An ihrem Kinde, sie erspäht die Uhr:
 „Von wem hast dieses Kleinod Du empfangen?“ —
 „Vom Vetter Gamba.“ Hestig an der Schnur
 Sie reißend, schleudert und zerschellt Falcone
 An einen Stein der That verhasste Spur,
 Dann starrt er vor sich hin und scharret, wie ohne
 Gedanken, mit dem Kolben in den Sand,
 Und rafft sich endlich auf und ruft dem Sohne:

„Mir nach!“ Das Kind gehorcht. Er selbst, zur Hand
 Sein trautes Feuerrohr, nimmt durch die Haide
 Den Richtpfad nach dem nächsten Waldestrand.
 Ihn hält die Mutter schreckhaft an dem Kleide:
 „Dein Sohn, Dein einziger Sohn, den Gott Dir gab,
 Den mit Gelübden wir ersuchten Beide!“
 Und er: „ich bin sein Vater, d'rum, laß ab!“
 Da küßet sie verzweiflungsvoll den Kleinen
 Und schaut ihm nach bis in den Wald hinab,
 Dann geht sie, vor das Heil'genbild der reinen,
 Gebenedeiten Mutter sich allein
 Zu werfen, und zu beten und zu weinen.
 Falcone hält im Wald am schwarzen Stein,
 Versucht den Boden und erwählt die Stätte;
 Hier ist die Erde leicht, hier wird es sein.
 „Knie nieder, Fortunato, knie und bete.“
 Der Knabe kniet und winselt: „Vater, Vater!
 Du willst mich tödten?“ — Und der Vater: „bete!“
 Und weinend, schluchzend stammelt er das Vater;
 Mit fester Stimme spricht der Vater: „Amen!“
 Und weiter stammelt er das Ave Mater. —
 „Bist Du nun fertig?“ — „Von den Klosterdamen
 Erlern' ich noch die Litanei so eben.“ —
 „Sehr lang ist die; jedoch, in Gottes Namen!“
 Er hat gebetet. — „Vater, laß mich leben,
 D tödte mich noch nicht!“ — „Bist Du am Schluß?“
 „Bergieb mir —“ „Gott, der möge Dir vergeben!“
 Die Hände streckt er aus — da fällt der Schuß.
 Vom Leichnam wendet sich der Vater ab,
 Und heimwärts schreitend wanket nicht sein Fuß.
 Sein Aug' ist dürr, mit seines Alters Stab
 Sein Herz gebrochen. Also holt der Mann
 Den Spaten, um zu graben dort das Grab.
 Die Mutter stürzt bei'm Schuß entsetzt heran,
 Sie stürmet händeringend auf ihn ein:
 „Mein Kind! mein Blut! Was hast Du nun gethan?“ —
 „Gerechtigkeit. — — Er liegt am schwarzen Stein.
 Ich laß' ihm Messen lesen, der als Christ
 Gestorben ist, und also muß' es sein.
 Sobald Du aber selbst gefasster bist,
 Verkünde unserm Tochtermann Renzone,
 Daß meine wohlerwog'ne Meinung ist,
 Daß künftig er mit uns mein Haus bewohne.“

Anastafius Grün.



gleich eine gewisse Klasse kritischer Propheten, oder besser prophetischer Kritiker, Ach und Weh schreit über die Richtung der jetzigen, lyrischen Poesie; wenn diese gestrengen Herren auch mit unumstößlicher Gewissheit den gänzlichen Untergang derselben weissagen und sich mit freudiger Emsigkeit eine wasserdichte Arche zusammenkleistern aus Predikationen und Festgedichten zu Geburtstagen hoher und höchster Personen, wenn diese braven Männer schon im Geiste die Briettaube heranklattern sehen, statt des Oelblatts ein Hofrathspatent im Schnabel, so mag das glauben, wer's will; ich aber meine, der sonnige Regenbogen der Versöhnung wird sich über uns wölben auch ohne diese Sündfluth, Friede breitend, Heil bringend, Haß und Zwietracht versöhnend.

Auch Anastafius Grün ist oft genug für einen Dichter ausgeschrieen worden, der in dieser verderbten Zeit poetischer Sünde und Schande weidlich das Seinige dazu beitrüge, jene schreckliche Katastrophe zu beschleunigen. — „Anstatt eine neue Welt zu schaffen, wie es der Dichter soll, reproducirt er nur etwas längst Dagewesenes, einförmig Begrenztes, die Empfindungen seines eigenen, leidenden Innern, und um diese Leere zu verdecken, zieht er Gegenstände und Gedanken in den Kreis der Poesie, welche der Natur derselben fern liegen.“

So ungefähr lautet das Urtheil, mit welchem Grün's Gegner dem reich begabten Dichter bei jeder Gelegenheit gegenübertreten, und es ist in der That sehr zu bedauern, daß diese Herren, anstatt sich in diesen und ähnlichen, allgemeinen Redensarten zu erschöpfen, uns nicht eine mehr detaillierte Definition dessen geben, was sie eigentlich unter lyrischer Poesie verstehen.

Daß die Lyrik sich grade nur in der poetischen Subjectivität des Dichters begründet, und diese subjectiven Empfindungen derselben sich mit den objectiven, von Außen her aufgenommenen Einwirkungen zu einem Ganzen amalgamiren, welches dann als poetische Schöpfung an's Licht tritt, wenn eben die Basis dieser Schöpfung, das Gefühl des Dichters, poetisch zu nennen ist, das ist ein zu allgemein bekannter und seit dem Bestehen deutscher Lyrik feststehender Punkt, als daß es nöthig wäre, etwas darüber zu sagen. — War nun die lyrische Poesie einer früheren Periode daran gewöhnt, Abends in mond-süchtiger Verzückung spazieren zu gehen, und Luna's hellen Silberchein, oder Selenen, die durch trübe Wolken blickt, zu besingen, auch wohl Liebchens Augen mit dem Morgenstern zu vergleichen, so ist doch die Poesie unserer Zeit in einer zu kräftigen Epoche herangewachsen, als daß dieselbe nicht andere, gewichtigere Interessen haben und fühlen sollte.

Anstatt sich in jenen mondbeglänzten Träumereien zu ergehen, ringt unsere heutige Lyrik mit aller Kraft danach, eine Poesie der Menschheit zu werden, aber nicht jener harmlos unglücklichen Subjecte mit Schäferstab und Panspfeife, wie Damon und Consorten, sondern die Poesie der Menschheit mit all' ihren gewaltigen Interessen der Gegenwart und der Zukunft.

Das ist das Streben unserer heutigen Lyrik; daß sie indessen ihr Ziel bereits erreicht hätte, wäre eine thörigte Behauptung. „Was nun die Lyrik als solche anbetrifft“, sagt Ch. Mundt in seiner Literaturgeschichte der neuesten Zeit; „so kann wohl ihrer ursprünglichen Aufgabe nichts mehr entgegen sein, als die, sich zu einem prickelnden Element in der Zeitbewegung zu machen, und diese sogenannte Zeitlyrik oder Oppositionspoese, wie überreichliche Gunst man auch ihren, zum Theil unpoe-tischen Ergießungen geschenkt, und wie sehr sie auch andertheils die ihr gezollte Anerkennung verdienen mag, wird doch, so lange sie noch mehr Zeitungspoese als Volkspoese bleibt, nur für eine untergeordnete Gattung erklärt werden müssen. Ihre wahre Aufgabe ist, sich aus der bloßen Oppositionspoese zur wahren Volkspoese zu erheben.“

Anastasius Grün ist nun gewiß unter allen deutschen Lyrikern dieser Richtung einer von denen, die am Nächsten daran sind, diese Aufgabe zu lösen. — Unter allen Sängern der Oesterreicher war er der Erste, welcher seine Feier zu diesen wehmüthig-kräftigen Liedern stimmte, die an das innerste Mark des Gefühls rütteln, und grade diese unabweisbare Kraft und Gewalt, welche auch von seinen Gegnern anerkannt und gefürchtet wird, hat ihm jene Feinde erweckt. Karl Beck, ein junger talent-voller Dichter, der sich ebenfalls in neuerer Zeit einen nicht unverdienten Ruhm erworben hat und auch den von Grün eingeschlagenen Weg verfolgt, ist häufig viel weniger streng beurtheilt worden, und dennoch tritt er oft mit weit größerer Keckheit auf, als Jener. Aber die Wirkung seiner Poese läßt auch keinen so nachhaltigen Eindruck zurück, sie ist häufig genug nur auf den rhetorischen Glanz berechnet, während Grün sich tief und fest in unseren Gefühlen heimisch zu machen weiß.

So sehen wir ihn ruhig und ernst auf der einmal sich vorgezeichneten Bahn vorwärts schreiten. — Während die Andern, welche mit ihm das gleiche Ziel verfolgen, oft ungestüm, im jugendlichen Uebermuth, ihrer Phantasie den Zügel schießen lassen, ist er stets ruhig, besonnen, gemäßig, als sei er sich seines Sieges vollkommen bewußt. — Man hat es indessen in neuerer Zeit sogar gewagt — was sollten Neid und Mißgunst nicht wagen — den Dichter zu verdächtigen, daß sein Eifer für den Dienst der Fahne, zu welcher er geschworen, erkaltet sei; aber auch diese verleumderische Behauptung hat sich ohne allen Grund und als völlig unhaltbar bewiesen. Die Gedichte Grün's sind keine Poesen der Füge, sie sind tief und warm aus dem vollen Busen des Sängers gedrungen; die Gefühle, die aus ihnen sprechen, können nicht angenommen, oder weggeworfen werden, sie sind das bleibende Eigenthum des Dichters. Aber Grün's Dichtungen knüpfen sich auch nicht engherzig an die Grenzen seines Vaterlandes, nein, sie umfassen mit gleicher Liebe alle Nationen, und der Dichter ist Weltbürger im eigent-lichsten, weitesten Sinne des Wortes. So ruft er dem Kaiser Franz zu:

Herr, gib frei uns die Gefangnen: den Gedanken und das Wort!
 Zieh, es gleicht der Mensch dem Baume, schlicht und schmucklos grünt er fort;
 Doch wie schön, wenn der Gedanke d'ran als bunte Blüthe hängt,
 Und hervor das Wort, das freie, reif als goldne Frucht sich drängt.

Dann singt er weiter von Oesterreichs Macht und Herrlichkeit, wie es gewaltig und groß dasteht im deutschen Lande; aber er prahlt nicht übermüthig mit den Eroberungen des doppelten Adlers, er weicht vielmehr ein trübes, wehmüthiges Wort der versunkenen Herrlichkeit jener Lande, durch welche das alte Kaiserreich so groß und mächtig geworden.

Auf das Verdeck des Schiffes zusammengedrängt, von allen Himmelsgegenden her, preist ein Jeder der Männer sein Vaterland, nur Einer schweigt düster und gießt endlich das gefüllte Glas in den weiten Ocean aus. Es ist ein Venetianer, der mit schmerzlich bitterem Weh in die Worte ausbricht:

Mein Vaterland, o Heimath,
 Du bist nur Wasser und Stein!

Einst glomm der Freiheit Sonne,
 Da lebt' und sprach der Stein,
 Und tönte, wie Memnon's Säule
 In's Morgenroth hinein.

III

Da wogte glühend das Wasser,
Mit Purpur gürtend die Welt,
Und Regenbogen schleudernd
Hinauf in's Himmelszelt!

Warum bist du erloschen,
Du schöner Sonnenschein?
Warum bist du o Heimath
Jetzt Wasser nur und Stein?

Diese Tiefe und Wärme des Gefühls, welches nicht, in krankhafter Zerrissenheit zur Verzweiflung getrieben, nach Dolch und Pistole greift, sondern vielmehr Trost und Beruhigung in stillfreudiger Hoffnung und in seinem Schatze unermesslicher Liebe findet, taucht überall in Grün's Dichtungen hervor. Selbst da, wo sein oft beißender Spott erbarmungslos die Geißel schwingt, sucht er doch wieder das zu versöhnen und mit einander auszugleichen, was er zerrissen.

Mit dieser Tiefe des Gefühls verbindet der Dichter nun auch jene Anmuth der Piction, jene Vollendung der Form, diese Musik der Rede, die von Vielen eine Coquetterie der Sprache genannt wird, die aber bei Grün nichts weniger als dies, seinen Gedichten einen unendlichen Zauber verleiht.

In seinen „Spaziergängen eines Wiener Poeten“ (Hamburg, 1831) und in den Dichtungen, welche er „Schutt“ betitelt (Leipzig, 1836), tritt unbestreitbar sein hohes Talent am Deutlichsten hervor. Besonders erinnern die ersteren Gedichte an jene glückliche, naive Volksthümlichkeit, in welcher Béranger für Frankreich so Ausgezeichnetes leistete. Hier bespricht er mit kräftiger Freimüthigkeit die Institutionen seines Vaterlandes; weltliche und geistliche Gesetze, die dem kühnen, frei emporstrebenden Gedanken hinderlich sind, Priesterherrschaft, Censurzwang; er weist auf die Interessen des Volkes hin, auf dessen Berechtigungen; aber will nicht etwa den geheiligten Ehren der Urahnen durch tollen, frechen Uebermuth angetastet sehen, nein, er will nur Versöhnung, eine Welt voll Liebe umfassende Versöhnung:

„Deiner Kaiserstadt nicht ferne liegt ein Schlachtfeld, weit und groß,
Wo für Dich, für Land und Freiheit Deines Volkes Blut einst floß;
O bei'm Himmel, wessen Herzen für Dich bluten Du gesehn,
Dessen Geist wied wahrlich nimmer gegen Dich in Waffen stehn!“

So ruft er dem Kaiser zu, eine kräftige, deutungsreiche Wahrheit, die er noch weiter ausführt, wenn er nachher auf die einzige Fessel hinweist, welche das Volk mit dem Fürsten verbinden soll und kann, auf das Vertrauen. — Eben so schön, wenn auch weniger im Volkston anklingend, aber desto reicher an poetischer Schönheit ist die vierte Dichtung im „Schutt“, die fünf Ostern, zu welcher ihm die orientalische Sage, daß Christus an jedem Ostermorgen auf dem Ölberg erscheine, um die Gegend zu besuchen, wo er als Mensch gewandelt, den Stoff gegeben hat. Der erste Ostermorgen ist der nach der Zerstörung Jerusalems durch die Römer; am zweiten befindet sich das heilige Grab in den Händen der Kreuzfahrer, während sie am dritten wieder vertrieben und nur psalmensingende Mönche als Hüter des Heiligthums zurückgeblieben sind. Aber diese Mönche, die bei'm vierten Besuch des Heilands zwar nicht gewichen sind, leben voll Haß und Zwietracht mit einander, nur durch die Türken selbst in Ordnung gehalten. Da nahen die Heere Frankreichs; aber der Welteneroberer kümmert sich nicht um das Kreuz auf der geweihten Stätte; die Adler Frankreichs haben andere Interessen, und

stolzen Fluges
Im Siegesglanz ziehn sie vorbei, vorbei!

Der fünfte Ostermorgen schildert die Zukunft, jene glückliche Zeit der Versöhnung. Die Liebe hat mit ihrer Unermesslichkeit diese streitenden Parteien geeint. Weder Halbmond noch Kreuz ist zu sehen, Niemand erinnert sich derselben mehr, und als zufällig das Symbol der Christenheit aufgefunden wird, sagt der Dichter:

„Das Kreuz von Stein, sie stellen's auf im Garten,
Ein räthselhaft, ehrwürdig Alterthum,
D'ran Rosen rings und Blumen aller Arten
Empor sich ranken, kletternd um und um.

IV

So steht das Kreuz inmitten Glanz und Hülle
Auf Golgatha, glorreich, bedeutungschwer:
Verdeckt ist's ganz von seiner Rosen Hülle,
Längst sieht vor Rosen man das Kreuz nicht mehr."

Eine andere Dichtung im „Schutt“, welche gleichfalls den Drang nach Freiheit auf eine tief ergreifende Weise ausspricht, ist der Thurm am Strande. Die Phantasie des Dichters hört aus dem halb verfallenen Gemäuer die Klagen des Gefangenen zu sich herübertönen; es ist ein venetianischer Dichter, welcher wegen eines hecken Wortes hier eingekerkert sitzt; nachher erfahren wir aber, daß dieser Thurm nie zum Gefängniß, sondern als Leuchthurm gedient hat, und nun ruft der Dichter halb froh, halb schmerzlich aus:

So war der Haß des Friedens und der Liebe
Mir überschattet von dem Baum der Schmerzen!
Mich dünkt's wohl gar, des dunklen Stammes Triebe,
Sie wurzeln nur in meinem eignen Herzen.

Der Raum erlaubt uns nicht, länger bei diesen einzelnen, durchweg gediegenen Dichtungen ausführlicher zu verweilen; wir wenden uns daher noch zu einer anderen, gleichfalls nicht unbedeutenden Arbeit Grün's, und dies ist „der letzte Ritter“, ein Romanzenkranz (Stuttgart, 1830). Der Held dieser Gefänge ist der Kaiser Maximilian; doch fehlt dem Ganzen eigentlich die Einheit, die nur dadurch, daß der Kaiser überall darin vorkommt, locker unterhalten wird. Aber auch in diesen Gedichten spricht sich der kräftige Freiheitsdrang des Dichters gewaltig aus. Er schildert die Schweiz, uneingedenk der schimpflichen Niederlagen, welche Oesterreich durch die Eidgenossen erlitten, in ihrer kräftigen Freiheit, und als Maximilian den Bündnern den Krieg erklärt, überträgt er dem Herrn v. Fürstenberg die Anführung seines Heeres, und seines Ahnherrn Leopold eingedenk, der bei Sempach gefallen, ruft er aus:

Wohl könnt' ich kämpfen und sterben, wie Du so kühn und gut,
Doch will mein Schwert ich färben nie mit der Freiheit Blut.

Als bemerkenswerth fügen wir bei dieser Gelegenheit die Notiz hinzu, das die dritte Auflage dieses Werkes gegenwärtig in den österreichischen Staaten verboten worden ist.

Die Gedichte Grün's (Leipzig 1837 in der Weidmann'schen Buchhandlung Ate Auflage 1843) aus denen wir die auf den folgenden Seiten enthaltenen Proben entnehmen, tragen denselben Charakter, wie die bereits erwähnten Arbeiten. Weniger glücklich gelungen sind einzelne Dichtungen, deren Inhalt die Liebe; während in seinen Balladen sich um so tiefer das echt poetische Gemüth des Sängers ausspricht. — Man vergleiche z. B. „Der sterbende Comödiant“, „die Sünderin“ und Andere. —

So ist Anastasius Grün. Ueberall kämpfend für Recht und Freiheit, mit warmem vollen Herzen in den Feldruf einstimmend:

„Freiheit ist die große Lösung, deren Klang durchjauchzt die Welt!“

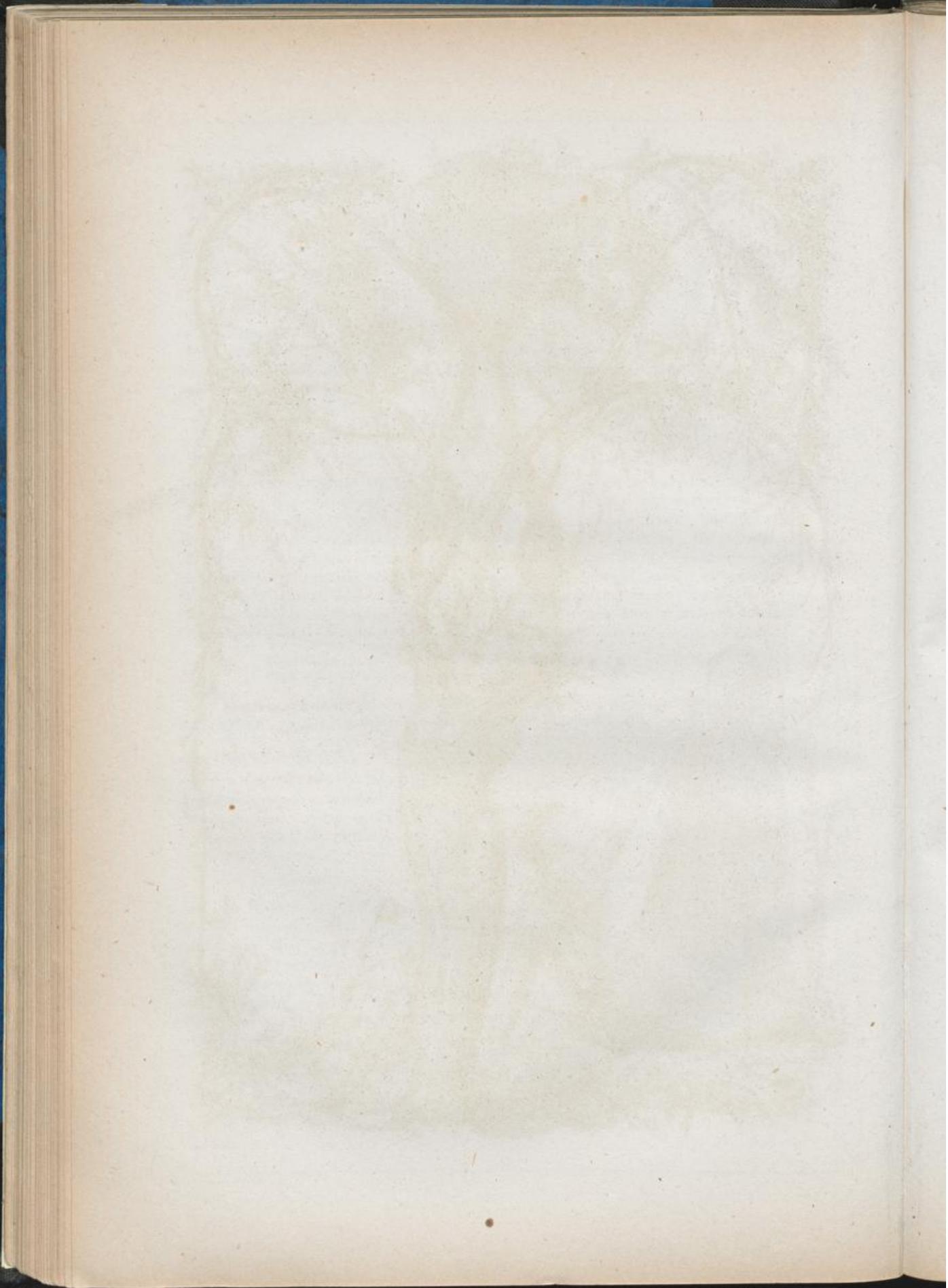
Aber seine Poesie ist nicht die erbarmungslose Waffe, bluttriefend in der Hand des rohen Kriegers, sie ist das leuchtende Schwert des Cherubs, das anvertraute Gut hütend, und in die friedliche Scheide zurückkehrend, wenn die Gefahr vorüber. —

Ueber die Persönlichkeit des Dichters können wir nicht viel sagen. Der Name Anastasius Grün ist nur pseudonym, und mit ziemlicher Gewisheit nennt man als den wahren Namen des Verfassers jener schönen Dichtungen den Grafen Alexander von Auersberg, am 11. April 1806 zu Churn am Hart in Krain geboren, und abwechselnd auf seinen Gütern, oder in Wien lebend. Mag er aber heißen, wie er will, sein Dichtername wird ewig unvergesslich sein,

So lang' noch wallt auf Erden
Die Göttin Poesie.



Ha, zu Ihr zu lagern
wagte
Sich schon Kayselot
im Moose!



Der Weidenbaum.



Wach ein Blühen, Düften, Quellen
In des Königs Artus Garten!
Früchte aller Zonen schwellen
Zwischen Blüthen aller Arten.

Nur am Ufer eine Weide
Steht gebengt in stummer Klage,
Wie versenkt in tiefem Leide,
Das sie nicht auch Früchte trage.

Die gelösten Haare fallen
Nieder ihr, ein grün Versteck,
Dran die Kön'gin fand Gefallen
Und auch Lanzelot, der Keck.

Auf dem Baum sitzt jetzt der König,
Im Gezweig sich wohl versteckend,
Sein gesalbtes Haupt ein wenig
Allzuweit hervor nur streckend.

Traun, das hat er sein erfommen!
Hier will er das Paar belauschen,
Hier, wie Kund' er des gewonnen,
Pflügt er Kuß um Kuß zu tauschen.

Sieh, die Kön'gin naht der Stelle!
Doch sie sieht die Weide prangen
In dem Widerschein der Welle,
Und die seltne Frucht dran hangen.

Ha, zu ihr zu lagern wagte
Sich schon Lanzelot im Moose!
Aber schlau zum Ritter sagte
Laut Ginevra jetzt, die Loose!

„Seht die Weid' im Teiche strahlen,
Lenkt das Aug' drauf, doch genaue;
Ob euch's nennt der Blätter Zahlen?
Ob es Früchte dran erschauet?“

„Eher trägt wohl Frucht die Weide,
Oh' zählt ihr der Blätter Masse,
Als ich breche Lieb' und Eide,
Meinen Herrn und Gatten lasse.“

„Wie die Weid' auf Wellentänzen,
Ruht sein Bild in meinem Herzen,
Und ich wills mit Liebe kränzen,
Wie ihre schirmt mit Stahl und Erzen!“

Drauf der Ritter; „Ha, wie zeigen
Wellenspiegel doch genaue,
Daß sogar ich in den Zweigen
Hoch ein nistend Böglein schaue!“

„Oh' wird Mensch dieß Böglein werden
Und in Menschenworten sprechen,
Als dem König je auf Erden
Pflicht und Treu' ich könnte brechen.“

„So ist unserm Bund die Weihe
Für des Königs Heil beschieden;
Schützt im Kampf ihn meine Treue,
Schmückt ihn eure Lieb' im Frieden.“

Actus nickt als wangenrother
Apfel froh aus Zweigeshallen
Und fast vor Entzücken droht er
Ueberreif vom Baum zu fallen.

Spät im Zwielticht, müden Leibes,
Schleicht er stille sich nach Hause;
Die Verläumber seines Weibes
Sperret er tief in Thurmesklause.

Und du darfst nun nimmer klagen,
Schöne Weide, da du heute
Frucht von feltner Art getragen,
Dran gar Mancher sich erfreute.

Die Sünderin.

Sinsam liegt ein Hänschen, abgelegen,
Hart am Meer, das an die Wände braust,
Daß sie ewig zitternd sich bewegen,
Wie so manches Herz, das drinnen haust.

Dieses niedre Pfortlein, will's nicht deuten,
Daß nur Niedres ungehemmt hier zieht,
Doch der Keinheit Kranz, beim Drübenschreiten,
Leicht vom Haupt sich abstreift und verblüht?

Denn ein Tempel ist's, der Sünd' erschlossen! —
Und doch seht, wie glänzt das Frühroth drauf,
Daß er, wie aus reinem Gold gegossen,
Magt als heil'ger Sonnentempel auf!

Horch, des schmalen Fensters Flügel klingen!
Und es blickt mit welchem Busenstrauß,
Fahlem Kranz und schlaffen Lockenringen
Eine Prieststin dieses Doms heraus.

Bläß sind ihrer Wangen kalte Flächen,
Wie des Richters weißes Pergament,
Das des Schuldigen geheimiß Verbrechen
Und zugleich sein strenges Urtheil nennt.

Wie so matt die trüben Augen schimmern
Fast wie Kerzen, über Nacht gebrannt,
Die nun lärglich fahl und müde flimmern,
Seit der goldgelockte Tag erstand.

Blumen prangen dort in bunten Farben,
Die begießt sie jetzt, daß fort sie blühn; —
Wenn im Herzen schon die Blumen starben,
Läßt man gern sie vor den Fenstern glühn.

Zwischen Rosen, Ampeln, Engelschören
Steht ein Bild der Himmelskönigin;
Dort der ewigen Lampe Gluth zu nähren
Bringt sie Del, wie Vesta's Priesterin!

Neue Blumen geht sie jetzt zu pflücken,
Zwei Gewinde fügt sie tänzelnd drans,
Einen Kranz, Mariens Haupt zu schmücken,
Für sich selbst dann einen Blumenstrauß.

Scheints nicht reinstes Hochgefühl des Weibes,
 Das so arglos hier mit Kränzen spielt,
 Weil es selbst den Schooß des eignen Leibes
 Einen Heiland werth zu tragen fühl't?!

Künstlich schminkt sie nun die blassen Wangen,
 Und doch nenn' ich Schamroth dieses Roth,
 Denn sie läßt es auf dem Antlitz prangen
 Ach aus Scham, daß es so blaß und todt!

Nun das rosge Haupt sie laß und lose
 In die weißen Hände niederbeugt,
 Scheints nicht eine müde Purpurrose,
 Auf zwei Nachbarlilien hingeneigt?

Und so starrt sie schweigend in die Welle,
 Unter ihr schlägt wild die Brandung an,
 Aber fern ist Frieden, Tageshelle,
 Seitre Ruhe, ebne Spiegelbahn.

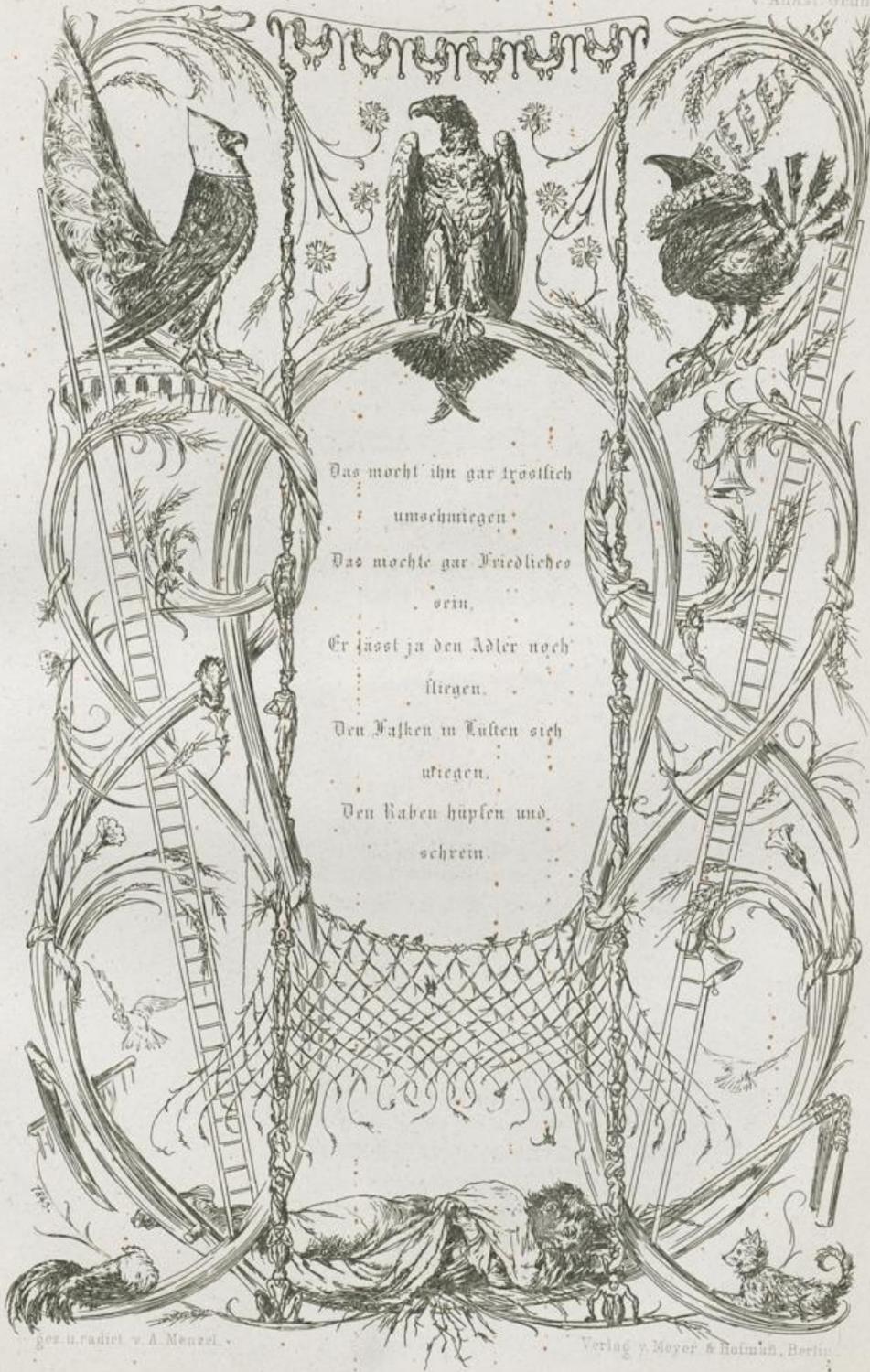
Und so späht sie starr durch Luft und Wogen
 Nach dem längstverlorenen Morgenstern,
 Fernhin, wo die weißen Segel zogen,
 Ihrer Unschuld Bild, so weiß, — so fern!

Weint sie nicht? — Kind wein' ins Meer nur nieder
 Dieser Perlen Schrein wird doch nie leer,
 Deine Augen füllen bald sich wieder,
 Und an Perlen reicher wird das Meer.

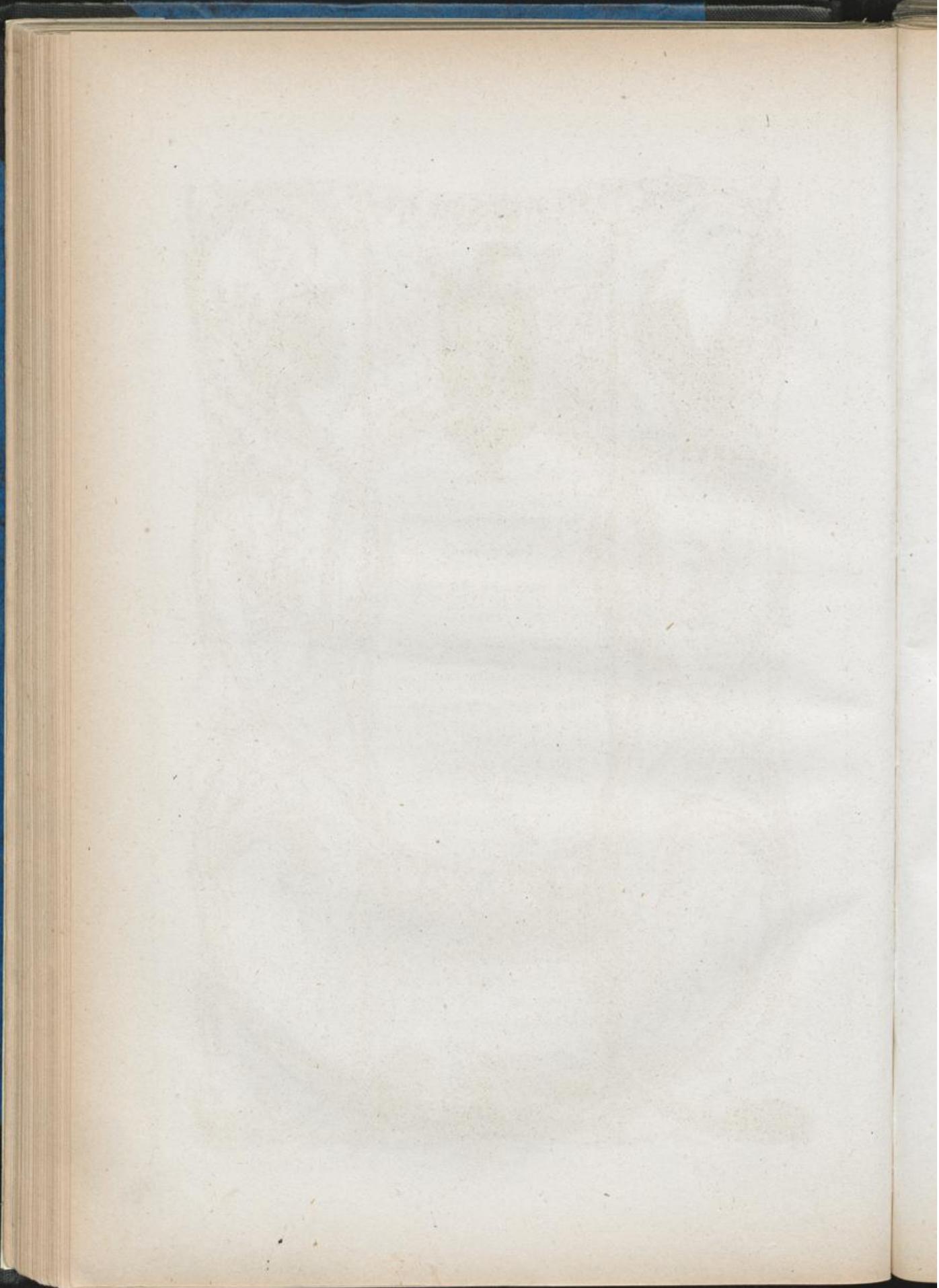
Schimmre fort, du rosge Morgenröthe,
 O verklär' ihr fort das Angesicht! —
 Ha, inmitten ihrer Blumenbeete
 Wie verklärt sie steht, wie rein, wie licht!

Und sie ist nur eine welke Blume
 Von der Paradiesesrose: Weib,
 Trümmer nur vom schönsten Heiligthume,
 Ach, ein tiefgefallen, sündig Weib!

Und doch könnt' ich knien hier und beten,
 Beten, weinen, wie vor Heiligen schier!
 Eine Rose liegt am Weg zetreten,
 Und ein ganzer Himmel wohl mit ihr.



Das mocht' ihn gar tröstlich
 umschmeigen.
 Das machte gar Friedliches
 sein.
 Er fasst ja den Adler noch
 sitzen.
 Den Fasken in Kisten sich
 wiegen.
 Den Raben hüpfen und
 schreien.



Z i n s v ö g e l.



A in vollen Erntewagen
Froh wallte der Bauer einher,
Die Erntekränze, sie lagen
Auf garbenbeladenen Wagen,
Die Köpfelein zogen gar schwer.

Ein Adler flog an den Wagen:
„Mein Bäuerlein, halt, ich bin's!
Daß Füchse dein Huhn nicht nagen,
Verberg ich's in meinem Magen;
Lad' ab mir den Schußherrnzins!“

Ein Falke flog in den Räumen:
„Mein Bäuerlein, halt, ich bin's!
Ich lasse dein Saatzfeld keimen,
Wie Sonn' und Hagel es reimen;
Lad' ab mir den Bodenzins!“

Gehüpft kam auch ein Rabe:
„Mein Bäuerlein, halt, ich bin's!
Daß ich, der einst dich begrabe,
Zu überleben dich habe,
Lad' ab mir den Sterbezins!“

Zur Scheuer rollte der Wagen,
Die Köpfelein zogen nicht schwer;
Die Erntekränze nur lagen
Und soviel Garben am Wagen,
Daß Einer drauf schlafte, nicht mehr!

Der Bauer betet gen oben:
„Es soll, hilf Herre des Alls,
Der Adler mein Blei noch erproben
Der Falk' in den Schlingen mir toben,
Umdreh' ich dem Raben den Hals!“

Hui sank er auf's Stroh, ein Mädel,
Und an ein Schnarchen gieng;
Da schwebten vom Himmel hernieder
Zwei Fänblein im Silbergefieder,
Eins rechts zu ihm, eine links.

Sie fächeln ihm mit den Schwingen
Den Schweiß vom Stirnegrund,
Die goldnen Schnäblein klingen.
Was sie ins Ohr ihm wohl singen?
Süß lächelt und lispelt sein Mund.

Das mocht' ihn gar tröstlich umschmiegen,
Das mochte gar Friedliches sein,
Er läßt ja den Adler noch fliegen,
Den Falken in Lüften sich wiegen,
Den Raben hüpfen und schrein.

Dies Liedlein, in blühenden Hagen
Sangs Einer vom Falkengeschlecht,
Hat oft von den Grutewagen
Sein Futter sich heimgetragen,
Weiß Gott, es schmeckt ihm nicht recht.

Der Invalide.

Im Gartenplan vor der Schenke
Sitzt der alte Invalid,
Erzählt von Schlachten und Siegen
Und singt manch klagend Lied.

Des Dorfes blühende Jugend
Umlagert ihn rings im Gras,
Die rosig'n Mädchen füllen
Gar fleißig ihm das Glas.

Ein Kindlein auf seinem Schooße
Spielt ihm in Bart und Haar;
Mit seinem Stock und Säbel
Sieht Wacht ein Knabenpaar.

Des Dorfes Schulmagister,
Der Kinder grimmer Tyrann,
Sein alter Spielfamerade,
Sitzt neben dem Krüdenmann.

Jetzt streift der Invalide
Den einen Armel hinauf:
„Nun will ich euch was erzählen,
Nun, Kinder, horchet auf!“

Und näher rückt dem Greise
Aufhorchend der Knaben Schwarm:
Weh, was für böse Schnörkel
Trägt eingebrannt dein Arm?

„Ich will die Zeichen euch lösen,
Schlimm sind die Jüge nicht!
Denn wer sie versteht, dem deuten
Sie die halbe Weltgeschichte!“

„Am blühenden Strand der Loire
Wuchs ich zum Jüngling heran,
Da lächelte wie ein Bräutchen
Holdselig das Glück mich an.

„Am blühenden Strand der Loire
Ward ein herrliches Mädchen mein;
Da schnitt in den Arm dies Herzlein
Und unsere Namen ich ein.

„Da schien zu Paris der König
Mir gegen mich nur ein Wicht;
Zwar kannt' ich nur aus den Münzen
Sein gutes, rundes Gesicht.

„Ost fragt' ich, warum auf den blanken
Sein Kopf allein wohl steht?
Wie hätt' ichs damals errathen,
Daß ich nun gar ein Prophet!

„Ginst' klang's und flammt' es im Thale
Von Feldruf und Waffenschein,
Und jubelnde Schaaren brachen
Halbnackt und wild herein.

„Sie schwingen blutrothe Mützen
Auf hohen Lanzen empor,
Sie jauchzten: Freiheit, Freiheit!
In vollem rauhen Chor.

„Der Klang thät mir gefallen,
Ich trat in ihre Reihn,
Sie brannten die flammende Mütze
Als Bundeszeichen mir ein.

„Ginst' trat vor unsre Schaaren
Ein Mann gar ernst und bleich;
Er frug nicht, ob wir gehorchten?
Er gebot, wir folgten sogleich!

„Er hielt einen stolzen Adler
In seiner kräftigen Hand,
Er rief mit donnernder Stimme:
Für Ruhm und Vaterland!

„Sein Ruf thät uns gefallen,
Wir folgten mit Jubelgeschrei;
Ost mocht' uns dünken, als ob er
Wohl selbst der Adler sei.

„Der Har that gute Flüge,
Er hielt nur kurze Raß
Auf Afrika's Pyramiden,
Auf Moskau's Zarenpallaß;

„Zu Wien auf dem Stephansthurme,
Auf dem Vatikan zu Rom;
Am liebsten von Notre Dame
Sah er auf der Völker Strom.

„Bei Mörserklang und Feldruf
Und Siegesflammenschein
Brannt' auf den Arm den Adler
Mit glühendem Stahl ich ein.

„Der Har that gute Flüge,
Zulezt entschwand er dem Blick,
Und ach wir sah'n ihn nimmer,
Und nimmer kam er zurück!

„Drauf drängten uns fremde Schaaren,
Sie strömten Hord' auf Hord',
O, alte Bekannte aus Feldern
Von Süd und Ost und Nord!

„Sie riefen: Frieden, Frieden!
So riefen seit Jahren sie schon.
Doch wie sie sonst es riefen,
Klang's einen ganz andern Ton.

„Rechtmäßigkeit und Frieden!
So riefen sie alle im Verein,
Und brannten die Städte uns nieder
Und stampten die Saaten uns ein.

„Sie schleuderten Friedenspalmen:
Mit blutigen Schwertern empor,
Und krachende Kanonen
Spien weiße Liljen hervor!

„Solch eine glühende Blume
Fiel auf den Arm auch mir,
Und eingebrannt blieb seither
Das Zeichen der Lilje hier.

„So trag' ich auf meinem Arme
Die halbe Weltgeschichte;
Herz, Müge, Adler und Lilje,
Die geben mir treuen Bericht!

„Die Müge ist längst zerrissen,
Der Ad'ar flog ins Sonnenlicht,
Einst welken auch die Liljen,
So wie dieß Herz einst bricht.

„Ich setze meinen König
Zu meinem Erben ein,
Und dieser Arm mit den Schwertern
Der soll sein Erbstück sein.

„In ein vergüldetes Kästlein
Leg' er den Arm sodann,
Wie jener alte König
Mit den Liedern Homers gethan.

„Der laß des Tages mindestens
Ein Verslein, einen Spruch;
So lese mein König fleißig
In meinem Historienbuch.

„Nun, Pädagog, was sagt ihr
Zu meiner Weltgeschichte?“ —
Der meint: In usum Delphini
Wär' sie so übel nicht!

Elfenkönig O'Donoghue.

Wie Maiensonn' kommt aus dem See gezogen
Wie eine Königin aus des Bades Fluth,
Noch schwimmt der Purpurmantel auf den Wogen,
Sinds glühnde Blüthen, ist es süßge Gluth?
Weißbärtge Diener dort: die alten Berge,
Sie bringen Goldgeschmeid', der Schönheit Zoll;
Die jungen Hügel hier: dienstfertige Zwerge,
Sie sehn, mit Blumen alle Hände voll.

Seht nun, wie's kocht im schäumenden See!
Ausprüht's, wie stäubende Flocken von Schnee,
Und wühlt, wie mit Rosschuß, sich hervor,
Und glitzert, wie flammende Panzer, empor.

Auf weißem Rosse steigt, im Waffenglanze,
Ein junger Held aus der gespalt'nen Fluth;
Ob auch das Schlachtschwert an den Lenden ruht,
Schlingt doch ums Haupt der Delzweig sich zum Kranze.

Ob Schild und Panzer sich zum Kriegeschmuck eine,
 Spricht Frieden doch die milde Gluth des Blicks,
 Und ob er auch der rauhe Kriegsgott scheine,
 Ist Schutzgeist er des Friedens doch und Glücks.

In kühlen Fluthen, da blüht sein Reich,
 An Fried' und Segen ist keines ihm gleich
 Und daß er auch segn' und beglücke die Welt,
 Erscheint mit dem Lenz alljährlich der Held.

Vor Allen doch will er die Menschen segnen,
 Die seiner stillen Friedensbahn begegnen;
 Beglückt wer ihm ins Auge schauen kann!
 Da zündet Lieb' ihr mildes Licht sich an,
 Der goldne Friede blickt aus seinen Augen,
 Und Glend wandelt sich in blühend Glück,
 Der blasse Tod selbst könnte Leben saugen,
 Und Siechheit Kraft aus seinem Wunderblick.

Hierher, o Freundschaft, den welkenden Kranz!
 Rasch sprüh'n die Blumen im Frühlingsglanz,
 O Wehmuth, hieher dein gebrochenes Herz!
 Bald schlägt es entfesselt von Sorg' und Schmerz.

Seht seine Schaar in Schneegewändern glänzen,
 Von Perlen trieft das weiche Lockenhaar,
 Hier bieten Jungfrau goldne Früchte dar,
 Dort winken Jünglinge mit Blütenkränzen.
 Und über'm Wasser singt's wie junge Quellen,
 Wenn Rosen singen könnten, wär's ihr Klang;
 Ist das ein Frühlingpsalm der jungen Wellen?
 Ist's liebestrunken Elfen Zaubergang?

„Hieher all ihr Menschen und hieher den Blick!
 Glück'nig naht und spendet euch Glück;
 Die Sonn' ist erglüht, o seht, wie sie blinkt!
 Das Glück ist erblüht, o seht, wie es winkt!“

Da hüpf't der Gießbach froh in schnellerm Drange,
 Fromm blickt das Weilchen blauen Aug's empor,
 Zur Sonne steigt ein junger Lerchenchor,
 Und Ros' an Rose lehnt die glühnde Wange;
 In Morgenwolken taucht die Fichte kühn,
 In Lilienkronen Diamanten blinken,

Wie Freudenfeuer glüh'n der Berge Zinken.
Und Gräber kleiden sich in Hoffnungsgrün.

Und was sich noch regen und singen kann,
Laut schwebt's im Liedersturme heran;
Ach, aber kein Mensch vernahm den Gesang,
Kein Mensch die weiten Gefild' entlang! —

Schon will mit seiner Schaar hinab der Held
Ins Reich des Friedens, in die Heimathwelt;
Noch einmal flammt der Schild, die Panzer glänzen,
Noch einmal scharrt der Rosse Silberhuf,
Noch einmal winkt es mit des Segens Kränzen,
Noch einmal freundlich lockt des Liedes Ruf;
Sieh da, jezt kann's sein forschend Aug' erspähn:
Ein Menschenpaar auf blum'gen Ufershöhn!

Im Grünen, da ruht ein liebendes Paar,
Das blickt sich ins Antlitz, so innig und klar,
Das blickt sich ins funkelnde Aug' hinein
Und sieht nicht die Welt, sieht sich nur allein.

Der Kranz winkt wieder, ach, sie sehen nicht!
Gesang ertönt, umsonst, — sie hören nicht!
Der Held blickt segnend auf die Kluren wieder,
Jezt aber fährt er in die Kluthen nieder,
Die lust'ge Elfschaar sinkt tönend ein,
Und ruhig drüber rauscht der Wogen Rhein.
Doch, wo versunken sie, an jener Stelle
Taucht nun ein Blumeneiland aus der Welle.

Die Liebenden ruhn umschlungen, wie vor,
Nur seliger pochen die Herzen empor,
Der Himmel ist doppelt goldig und licht;
Doch wie es so kam? — sie wissen es nicht.

Aus: „den Spaziergängen eines Wiener Poeten“.

Sein Bild.



icht umwozt von Volksmenge ragt ein lustig, farbig Zelt;
Si, was doch die bunte Hülle wohl für einen Schatz enthält?
Wirgt sie nicht die schönste Perle, Muscheln gleich, im schlichten Schrein?
Hüllt sie nicht das schönste Antlitz, wie ein neid'scher Schleier ein?

Glockenlang, Kanonendonner! — Sieh, die Zelten-Hülle sank,
Und enthüllt ein riesig Standbild, erzgegossen, hell und blank!
Wie zur Huld'gung trat die Sonne jetzt auch aus dem Nebelflor!
Zauchzend, daß die Sterne bebten, schlug des Volkes Ruf empor!

Ruhig auf granitnem Sockel schwebt das Kaiserbild voll Glanz,
Am die Schläfe keine Krone, nur den selbst errungnen Kranz!
Hoch zu Ros, das Antlig lächelnd, und empor die rechte Hand
Sauft erhoben, wie zum Segen, über sein geliebtes Land.

Sa, du bist es, weiser Joseph! — Voll von Kraft, und Mark und Klang,
So im Bilde von Metalle, wie dein Leben all' entlang!
Dem getreu und fähn beharrlich, was als edel du erkannt,
Und an deinem großen Werke bauend fest mit eherner Hand!

Ein Despot bist du gewesen! doch ein solcher wie der Tag,
Dessen Sonne Macht und Nebel neben sich nicht dulden mag,
Der zu dunklen Diebeschluchten die verhaßte Leuchte trägt,
Und mit goldner Hand an's Fenster langer Schläfer rastlos schlägt.

Ein Despot bist du gewesen! doch, fürwahr, ein solcher bloß,
Wie der Lenz, der Schnee und Kälte treibt zur Flucht erbarmungslos;
Der den ärgsten Griesgram lustig mit dem hellsten Thau besprengt,
Und mit seinen Festeskränzen selbst den ärmsten Strauch behängt.

Drum mit Recht gab dir der Bildner Brust und Stirn und Hand von Erz!
Aber küssen, brünstig küssen möchte ich diese Hand von Erz! —
Doch, ich weiß nicht, ist es Laune, ist es kind'scher Unverstand!
Aber eine Rose gerne sah' ich in der ehernen Hand!

All' dein Ringen nach dem Rechte, all' dein Thun in ernster Zeit,
Glichs nicht einer Hand von Eisen, die uns eine Rose beut?
Ein beharrlich ernstes Kämpfen, um ein morgenrothes Land!
Drum, o legt ihm weich die Rose in die harte, ehrene Hand!

Was er seinem Volk geboten, war's des Frühlings Bote nicht?
Drum im Kampf er ausgedauert, flammt es nicht aus Morgenlicht?
Drauf einst unverrückt sein Auge, war's nicht ros'ger Freiheit Pfand?
Drum die Rose allzugerne sah' ich in der ehernen Hand!

Ach, es will der Freiheit Rose uns im Garten nicht gedeih'n;
Ohne Rose doch kannst nimmer, Erzfolos, sein Bild du sein!
Nur ein Bildniß unsrer Zeiten dänkst du mir zu dieser Frist,
Dem die ehrene Hand geblieben, doch die Ros' entfallen ist.

Unsere Zeit.

Auf dem grünen Tische prangen Kreuzir und Kerzenlicht,
 Schöff und Rätbe, schwarz gekleidet, sitzen ernst dort zu Gericht,
 Denn sie luden vor die Schranken, unsre Zeit, die Frevlerin,
 Weil sie trüb' und unheilbrohend und von Sturmbevegtem Sinn!

Doch es kommt nicht die Geruf'ne, denn die Zeit, sie hat nicht Zeit,
 Kann nicht stille stehn im Saale weltlicher Gerechtigkeit,
 Während sie zwei Stunden harren, ist sie schon zwei Stunden fern;
 Doch sie sendet ihren Anwalt, also sprechend zu dem Herrn:

„Lästert nicht die Zeit die reine! schmäht ihr sie, so schmäht ihr Euch!
 Denn es ist die Zeit dem weißen unbeschrieb'nen Blatte gleich.
 Das Papier ist ohne Makel, doch die Schrift darauf seid Ihr!
 Wenn die Schrift just nicht erbaulich, nun was kann das Blatt dafür?

Ein Pokal durchsicht'gen Glases, ist die Zeit so hell und rein
 Wollt des süßen Weins ihr schlürfen, gießt nicht eure Hefen drein!
 Und es ist die Zeit ein Wohnhaus, nahm ganz stattlich sonst sich aus;
 Freilich seid ihr eingezogen, scheint es oft ein Narrenhaus.

Seht, es ist die Zeit ein Saatseld; — da ihr dies drin ausgefä't
 Ei, wie könnt Ihr Euch drob wundern, daß es nicht voll Rosen steht?
 Cäsar sichts auf solchem Felde Schlachten der Unsterblichkeit,
 Doch auch Memmen zum Entlaufen ist es sattsam, groß und breit.

Die Zeit ist eine stumme Harfe; — prüft ein Stümper ihre Kraft
 Heulen jammernd Hund' und Kater in der ganzen Nachbarschaft! —
 Nun wohl an, so greift begeistert, wie Amphion, fest darein,
 Daß auch Stern und Wald Euch lausche, Leben fahre in den Stein.



Johann Wolfgang v. Goethe.



enn es wahr ist, daß eine Art von Charakteren existirt, die sich, vermöge der gewaltigen Kraft ihres Willens und der Elasticität ihres Genies, in jeder Sphäre des geistigen und materiellen Lebens zu einer Stufe emporarbeiten können, die weit über die von den Alltagsmenschen eingenommene erhaben ist, Charaktere, welchen das einzige Wort „ich will“ hinreichend ist, um tausend Schwierigkeiten zu überwinden, von denen man nicht sagen kann, daß sie zum Staatsmann, zum Soldaten, zum Gelehrten, zum Künstler geboren sind, und welche dennoch in jeder dieser verschiedenen Richtungen unsres socialen Lebens gleich Ausgezeichnetes geleistet haben würden, so gehört Goethe gewiß zu diesen seltenen, reichbegabten Menschen. Wie einst Demosthenes sich vornahm, ein Redner zu werden, und mit der Gewalt des eisernen Willens alle jene Hindernisse überwand, die ihm die Natur bei der Organisation seines Körpers in den Weg gelegt hatte, so auch Goethe. — Es war an einem schönen Tage — um mit den Worten eines französischen Schriftstellers zu reden — wo die Sonne heiter und lustig schien, und die Blumen so heiß und duftig mit dem küssenden Winde buhlten, wo die Vögel leise und verstohlen zwischen den grünen Zweigen zwitscherten und sangen, und die Trauerweide die langen grünen Blätter im Wasser des flüsternden Quells wusch, horchend auf die alten Märchen, die ihr die murmelnden Wellen erzählten, als Goethe zu sich sagte, ich will ein Dichter werden; — und er ward es. Doch er hätte eben so wohl sagen können, ich will ein Maler, ein Tonkünstler werden, er würde auch in dieser Richtung der Kunst die Stufe der höchsten Meisterschaft erlangt haben. — Daher überall die Objectivität in seinen größten, wie in seinen kleinsten Arbeiten.

Wenn ein anderer Dichter, vom Drange seiner tiefinnersten Gefühle getrieben, denselben Worte gab, oder von Leidenschaft oder äußerem Eindruck aufgeregt, die Feder ergriff, und unter solchem Einflusse vielleicht die glücklichste, gelungenste Arbeit förderte, so setzte sich Goethe kalt und nüchtern an seinen Schreibtisch, und mit klarer Besonnenheit die Exposition seiner Gedanken durchschauend, schnitt er sich die Feder, deren Kiel die Unsterblichkeit seines Namens ausprägen sollte, und er ist gewiß nie in die Verlegenheit gekommen, statt Streusand das Pincenfaß zu ergreifen. — Ob diese stete Klarheit des Gedankens, diese nüchterne, aber kräftige Herrschaft über sein ganzes Selbst zu tadeln oder zu loben sein dürfte, ist jedoch eine Frage, die nur unsre Subjectivität beantwortet; in ihr begründet sich auch der Goethen oft gemachte Vorwurf, daß er kein schöpferisches Genie besessen, sondern nur das schon Vorhandene, wenngleich in höchster Vervollkommnung, reproducirt habe; jedenfalls ist sie aber das Attribut eines kräftigen, willenstarken Geistes, sobald wir sie nicht aus dem einzelnen Product hervorgehen sehen, sondern nur aus dem Ueberblick der Gesamtmasse diesen Eindruck in uns aufnehmen. — Goethe's ganzes Leben weist auf diese Tendenz hin, sie wied in allen seinen Handlungen bemerkbar. Er wollte ein Dichter werden, und wenn er auch nicht Hitzig's Schrift über belletristische Schriftstellerei gelesen, so war er doch so klug, um sich sagen zu können, daß es bequemer und besser sei, Verse zu

machen, wenn man Austern gegessen und Burgunder getrunken, als wenn man ein Stückchen Brod im Magen und den Wasserkrug neben sich stehen hat.

Jeder, der Goethe lieb und werth gewonnen hat, wird auch seine Autobiographie „Aus meinem Leben, Pichtung und Wahrheit“ gelesen haben, worin er die Verhältnisse seines Jugendlebens schildert; daher verweilen wir nur kurz bei diesem Gegenstande. — Er wurde am 28. August 1749 zu Frankfurt a. M. geboren, wo sein Vater, mit dem Character eines kaiserlichen Rathes, ein eben so gebildeter als wohlhabender Mann lebte, der um so mehr Sorgfalt auf des Knaben Erziehung verwenden konnte, als dieser der einzige Sohn des Hauses war. — Goethe war acht Jahre alt, als der siebenjährige Krieg ausbrach, und als einige Jahre darauf die Franzosen Frankfurt besetzten, diente das aus der Annäherung des Kriegshauptplatzes entspringende, bewegte Leben allerdings mit dazu, des Knaben erwachenden Geist auf mannichfache Weise zu bilden. — Ueberhaupt war Frankfurt a. M. ein Aufenthaltort, der in jeder Beziehung geeignet war, in Goethe jene verschiedenen Eindrücke hervor zu rufen, die ihm für sein ganzes Leben geblieben sind. Man muß diese Stadt selbst gesehen haben in ihrer schweigenden, ehrwürdigen Alterthümlichkeit, um ein Urtheil darüber fällen zu können; diese ummauerten Klöster in ihrer düster gothischen Bauart, das alte Rathhaus, wo die goldene Bulle verwahrt wird, den Kaiserfaal mit den Bildnissen sämmtlicher deutscher Kaiser, die einst hier Hof gehalten, als es noch ein deutsches Reich gab; bei jedem Schritt eine historische Erinnerung. — Dann wieder das rege Leben und Treiben in diesen engen Straßen zur Zeit der Messe; dies Zusammenströmen von Fremden aus allen Weltgegenden; — in der That ein merkwürdiger Wechsel der Kontraste.

Auf solche Weise wurde Goethe's Geist nach allen Richtungen hin angezogen und er fand Gelegenheit, sich sowohl in die romantische Weltanschauung des Mittelalters zu versetzen, als auch die Eindrücke des modernen, praktischen Lebens in sich aufzunehmen und zu amalgamiren. Dennoch fand er, daß weder das Eine noch das Andere hinlänglich sei, um seinem Systeme eine feste, sichere Grundlage zu geben. Diese Basis suchte und fand er in der Antike. „Goethe's großmächtige Natur“, sagt Th. Mundt in seiner Literaturgeschichte; „hatte auch zu ihrer eigensten Grundlage den Lebensgenuß der romantischen Schule, aber er ließ sich damit auf einer ganz andern, aller Romantik durchaus entgegengesetzten Basis nieder, nämlich auf der einer völlig antiken Weltanschauung, auf der er in hoher Gemächlichkeit ruhte, und Alles, was seine Individualität nur vertrat, als ein durchaus Berechtigter und Gehelligter verbrauchte.“ Dieser Satz gewinnt indessen erst bei dem älteren Goethe seine vollgültige Kraft, denn die erste bedeutendere Arbeit des unendlichen Dichters „Götz von Berlichingen“, Hamburg 1773, durchweht noch der Geist der Romantik so frisch und lebenskräftig, als man von dem vier und zwanzigjährigen Jüngling nur immer erwarten konnte; nehmen wir dann aber noch, jedoch nur theilweise, seine modernen Romane und wissenschaftlichen Arbeiten aus, so ist in keiner seiner Productionen der antike klassische Boden zu verkennen, auf welchem der Dichter mit der Pflugschaar seines Genies die Forbeeren gepflanzt, in deren Schatten der Minister so bequem und behaglich auf Freund und Feind herab blickte.

Hatte also Goethe sich vorgenommen, ein Dichter zu werden, so sagte ihm seine Lebens-Philosophie, daß das zu seiner Existenz nicht genug sei, und deshalb lastete er den Entschluß die Rechts-Wissenschaften zu studiren und Minister zu werden. Demgemäß ging er, nachdem er sich für die Akademie vorbereitet, nach Leipzig, wo indessen seine Bekanntschaft, mit Gellert und Ernesti, ihn von dem zweiten Studium bedeutend zurückhielt. In Folge seiner etwas unregelmäßigen Lebensweise wurde er außerdem krank und sah sich genöthigt, 1768 in das väterliche Haus zurück zu kehren. Nachdem er durch längeren Aufenthalt daselbst seine Gesundheit wieder hergestellt, begab er sich nach Straßburg, um dort seine Studien fortzusetzen und erlangte 1771 die juristische Doctorwürde. — In Straßburg machte er außerdem die Bekanntschaft Herders, die von der größten Wichtigkeit für ihn ward, da er unter dessen Leitung in den tiefen Geist der Poesie, besonders der italienischen und hebräischen eindrang, und darauf begann, ein Studium aus dem zu machen, was er bisher nur oberflächlich behandelt hatte.

Von Straßburg aus nach Frankfurt in's Vaterhaus zurückgekehrt, lebte er abwechselnd bald dort bald in Wetzlar und Ockenbach, während er einzelne Gedichte und kleinere Aufsätze für Journale und

III

Almanache schrieb, bis endlich 1773 sein „Götz von Berlichingen“ und sein „Werther“ (1774) erschien und die Augen Deutschlands sich auf den jugendlichen Autor richteten. In Folge dieser Arbeiten nahm auch der Erbprinz von Weimar auf einer Reise nach Frankfurt Gelegenheit, den Dichter kennen zu lernen, und dieser Prinz lud, als er 1775 die Regierung angetreten, Goethe ein, nach Weimar zu kommen, wo wir denselben bereits im folgenden Jahre als geheimen Legationsrath wieder finden.

Bald darauf zum wirklichen Geheimrath ernannt, begleitete er 1777 die Herzogin von Weimar auf ihrer Reise nach der Schweiz und wurde endlich 1782 zum Kammer-Präsidenten ernannt und in den Adelstand erhoben. 1786 ging er nach Italien, wo er zwei Jahre mit besonderer Vorliebe in Rom verweilte und auch Sicilien besuchte.

Daß bei allen diesen glänzenden Erfolgen indessen auch die Liebe nicht ohne Einfluß auf das Herz des Dichters blieb, ist wohl nicht zu erwähnen nöthig. Bereits während seines Aufenthaltes in Frankfurt hatte er eine heftige Leidenschaft für ein junges Mädchen gefaßt. „Die ersten Liebesneigungen einer unverdorbenen Jugend“ so sagt er selbst von dieser Liebe, „nehmen eine durchaus günstige Wendung. Die Natur scheint zu wollen, daß ein Geschlecht in dem andern das Gute und Schöne sinnlich gewahr werde. Und so war auch mir, durch den Anblick dieses Mädchens, durch meine Neigung zu ihr, eine andere Welt des Schönen und Vortrefflichen aufgegangen“. — Er mag indessen nicht immer so unglücklich in der Liebe gewesen sein, als bei diesem ersten Mal; wenigstens erinnert er sich in dem folgenden, nicht sehr bekannten Impromptu an diese glücklichen Zeiten der Jugend, die uns Nichts zu ersetzen vermag:

Als ich noch junger Geselle war,
 Lustig und guter Dinge,
 Da hielten die Maler offenbar
 Mein Gesicht für sehr geringe,
 Doch dafür war mir auch manch' schönes Kind
 Von Herzen gar lieb und treu gesinnt. —
 Nun da ich hier als Altmeister sitz'
 Rufen sie mich aus auf allen Gassen,
 Zu haben bin ich, wie der alte Triz,
 Auf Pfeifenköpfen und Tassen,
 Doch die schönen Kinder, die bleiben fern;
 O Traum der Jugend, o goldener Stern.

Niemlich spät, erst in seinem siebenundachtzigsten Lebensjahre, verheirathete er sich mit einer Demoiselle Vulpius, mit welcher er schon während einer Reihe von Jahren im vertrauten Umgange gelebt; von den Kindern, die aus diesem Verhältniß hervorgegangen, überlebte keines seinen Vater.

Während der wichtigen Zeitereignisse, die in der französischen Revolution ihren Anfang hatten, befand sich Goethe abermals in Rom, und machte 1792 den Feldzug in der Champagne im Gefolge seines Fürsten mit. Seine Gegner haben ihm deshalb oft den Vorwurf der Selbstsucht und der Herzlosigkeit gegen die Zeitinteressen gemacht, und wenn dieser Tadel ihn als Mensch auch mit Recht trifft, so bleibt er doch ohne Wichtigkeit für die Leistungen des Dichters.

Nach seiner letzten Reise in Italien, verließ indessen Goethe Weimar nur für kürzere Reisen, und beschäftigte sich mit anerkannter Eifer damit, die dortige Hofbühne zur Stufe der möglichsten Vollkommenheit heran zu bilden; außerdem aber erwarb er sich in seiner amtlichen Stellung die größten Verdienste um die Belebung der Künste und Wissenschaften. — Im Jahre 1815 wurde er erster Weimarscher Staatsminister und wirkte in dieser Stellung bis zum Jahre 1828, wo er sich nach dem Tode seines Fürsten gänzlich von den Staats-Geschäften zurückzog. Noch immer war er indessen bei der Verwaltung der Kunst-Anstalten und der wissenschaftlichen Institute thätig, bis er endlich nach kurzer Krankheit am 22. März 1833 zu Weimar starb, wo seine Leiche in der dortigen Fürstengruft, neben den Gebeinen seines künftlichen Freundes und dem Sarge des ihm vorangegangenen Schiller beigesetzt wurde.

Eben so wenig, wie indessen der beschränkte Raum dieser Blätter es gestattet, die einzelnen Schriften des Dichters der Reihenfolge nach aufzuzählen, da das Register derselben eine ganze Seite füllen

würde, eben so wenig darf der Leser in dieser Skizze eine umfassendere Kritik eines Mannes suchen, über dessen Leistungen bereits so unendlich viel geschrieben worden. — Daß man bei den Beurtheilungen Goethe's, und besonders ist dies bei „seiner Gegner“ der Fall, durchaus nicht immer vorsichtig genug gewesen ist, den Dichter von dem Menschen zu sondern, ist eine sich noch täglich in der Kritik wiederholende Thatsache und man wird vielleicht erst nach einem Jahrhundert die Stellung richtig zu würdigen wissen, welche Goethe in der Literatur einnimmt. Der Mangel an Originalität der Erfindung wird ihm indessen nicht mit so völligem Unrecht zum Vorwurf gemacht, als seine Verehrer behaupten; wir finden z. B. in seinem „Götz von Berlichingen“ die Selbstbiographie dieses ritterlichen Geschichtschreibers auf eine ziemlich hervorragende Art benutzt, und in „Clavigo“ stoßen wir auf ganze Stellen der bekannten Memoiren von Beaumarchais.

Aber gerade diese Fähigkeit Goethe's, die verborgensten Eigenheiten der verschiedenen Individualitäten in sich aufzunehmen, sie gleichsam in sich auszubilden, und dann wieder in der von ihm nach allen Regeln der Schönheit geschaffenen Gestalt dar zu stellen, gerade diese Objectivität macht ihn zu der großen, Alles umfassenden Erscheinung, die wir in ihm bewundern. So vermochte es Goethe, in jeder Gattung der Poesie Bedeutendes zu leisten. Gleich groß als lyrischer wie als dramatischer Dichter, sind seine Romane zu den vorzüglichsten Arbeiten in diesem Genre zu zählen, und sein Gedicht „Hermann und Dorothea“ obgleich es der Form nach ein Epos, zeigt uns den Dichter auch in dieser Dichtungsart als den Meister.

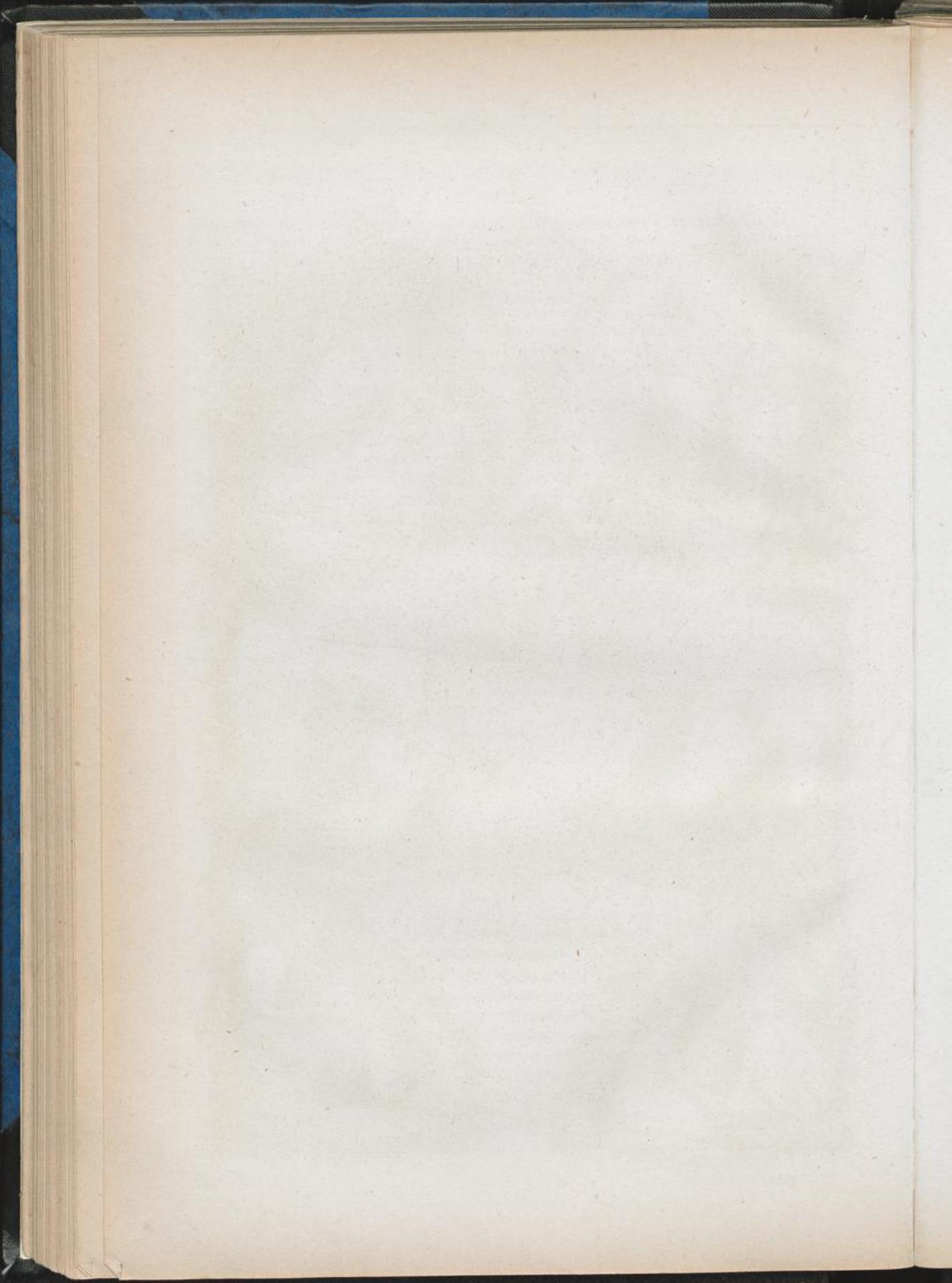
Schon vor Goethe hatte Lessing männlich für die Reinheit der deutschen Sprache und Poesie gekämpft, und aus vollen Kräften dahin gestrebt, sie von den Abwegen, auf denen sie sich befand, zurück zu führen. Goethe stellte sich nach ihm an die Spitze dieser Opposition und zog gegen diese, mit bunten Setzen ausländischen Wesens bekleidete Poesie, zu Felde und erlocht den glänzendsten, für deutsche Literatur ewig denkwürdigen Sieg. — So viel noch über Goethe den Dichter; was den Menschen in ihm anbetrißt, so mag er allerdings nicht ohne jene Mängel und Fehler gewesen sein, die man ihm vorwirft, dennoch darf man es aber auch in dieser Beziehung hin nicht vergessen, welche segensreichen Früchte sein Streben von Weimar und Jena aus für die Bildungsgeschichte des neunzehnten Jahrhunderts getragen hat.

Die nachstehenden Gedichte entlehnen wir aus Goethe's gesammelten Werken, Stuttgart, Verlag der Costa'schen Buchhandlung.



Des v. Rosenleider. rad. v. Teichel

Verlag v. Meyer & Hofmann, Berlin.



Der Gott und die Bajadere.

Indische Legende.



Nahadöh, der Herr der Erde,
Kommt herab zum sechstenmal,
Daß er unfers Gleichen werde,
Mit zu fühlen Freud' und Qual.
Er bequemt sich hier zu wohnen,
Läßt sich alles selbst geschehn.
Soll er strafen oder schonen,
Muß er Menschen menschlich sehn.
Und hat er die Stadt sich als Wanderer betrachtet,
Die Großen belauert, die Kleinen geachtet,
Verläßt er sie Abends, um weiter zu gehn.

Als er nun hinausgegangen,
Wo die letzten Häuser sind,
Sieht er, mit gemalten Wangen,
Ein verlornes schönes Kind.
Grüß' dich, Jungfrau! — Dank der Ehre!
Wart', ich komme gleich hinaus —
Und wer bist du? — Bajadere,
Und dieß ist der Liebe Haus.
Sie rührt sich, die Symbeln zum Tanze zu schlagen;
Sie weiß sich so lieblich im Kreise zu tragen,
Sie neigt sich und biegt sich, und reicht ihm den Strauß.

Schmeichelnd zieht sie ihn zur Schwelle
Lebhaft ihn in's Haus hinein.
Schöner Fremdling, lampenhelle
Soll sogleich die Hütte sein.

Bist du müd', ich will dich laben,
 Lindern deiner Füße Schmerz.
 Was du willst, das sollst du haben,
 Ruhe, Freuden oder Scherz.
 Sie lindert geschäftig gehendelte Leiden.
 Der Göttliche lächelt; er siehet mit Freuden
 Durch tiefes Verderben ein menschliches Herz.

Und er fordert Slavendienste;
 Immer heitrer wird sie nur,
 Und des Mädchens frühe Künste
 Werden nach und nach Natur.
 Und so stellet auf die Blüthe
 Bald und bald die Frucht sich ein;
 Ist Gehorsam im Gemüthe,
 Wird nicht fern die Liebe sein.
 Aber, sie schärfer und schärfer zu prüfen,
 Wählet der Kenner der Höhen und Tiefen
 Lust und Gutsetzen und grimmige Pein.

Und er küßt die bunten Wangen,
 Und sie fühlt der Liebe Qual,
 Und das Mädchen steht gefangen,
 Und sie weint zum erstenmal;
 Sinkt zu seinen Füßen nieder,
 Nicht um Wollust noch Gewinnst,
 Ach! und die gelenken Glieder
 Sie versagen allen Dienst.
 Und so zu des Lagers vergnüglicher Feier
 Bereiten den dunklen behaglichen Schleier
 Die nächtlichen Stunden das schöne Gespiunst.

Spät entschlummert unter Scherzen,
 Früh erwacht nach kurzer Raß,
 Findet sie an ihrem Herzen
 Todt den vielgeliebten Gast.
 Schreiend stürzt sie auf ihn nieder;
 Aber nicht erweckt sie ihn,
 Und man trägt die starren Glieder
 Bald zur Flammengrube hin.
 Sie höret die Priester, die Lobtengesänge,
 Sie raset und rennet und theilet die Menge.
 Wer bist du? was drängt zu der Grube dich hin?

Bei der Bahre stürzt sie nieder,
Ihr Geschrei durchdringt die Luft:
Meinen Gatten will ich wieder!
Und ich such' ihn in der Gruft.
Soll zu Asche mir zerfallen
Dieser Glieder Götterpracht?
Mein! er war es, mein vor allen!
Ach, nur Eine süße Nacht!

Es singen die Priester: wir tragen die Alten,
Nach langem Ermatten und spätem Erfalten,
Wir tragen die Jugend, noch eh' sie's gedacht.

Höre deiner Priester Lehre:
Dieser war dein Gatte nicht.
Lebst du doch als Bajadere,
Und so hast du keine Pflicht.
Nur dem Körper folgt der Schatten
In das stille Todtenreich;
Nur die Gattin folgt dem Gatten:
Das ist Pflicht und Ruhm zugleich.

Erhöre, Drommete, zu heiliger Klage!
O nehmet, ihr Götter! die Zierde der Tage,
O nehmet den Jüngling in Flammen zu euch!

So das Chor, das ohn' Erbarmen
Mehret ihres Herzens Noth;
Und mit ausgestreckten Armen
Springt sie in den heißen Tod.
Doch der Götter-Jüngling hebet,
Aus der Flamme sich empor,
Und in seinen Armen schwebet
Die Geliebte mit hervor.

Es freut sich die Gottheit der reuigen Sünder;
Unsterbliche heben verlorene Kinder
Mit feurigen Armen zum Himmel empor.

Der Fischer.



Das Wasser rauscht, das Wasser schwoll,
Ein Fischer saß daran,
Sah nach der Angel ruhevoll,
Kühl bis ans Herz hinan.
Und wie er sitzt und wie er lauscht,
Theilt sich die Fluth empor;
Aus dem bewegten Wasser rauscht
Ein feuchtes Weib hervor.

Sie sang zu ihm, sie sprach zu ihm:
 Was lockst du meine Brut
 Mit Menschenwitz und Menschenlist
 Hinauf in Lobesgluth?
 Ach wüßtest du, wie's Fischlein ist
 So wohlthig auf dem Grund,
 Du stiegst herunter wie du bist
 Und würdest erst gesund.

Labt sich die liebe Sonne nicht,
 Der Mond sich nicht im Meer?
 Kehrt wellenathmend ihr Gesicht
 Nicht doppelt schöner her?
 Lockt dich der tiefe Himmel nicht,
 Das feuchtverklärte Blau?
 Lockt dich dein eigen Angesicht
 Nicht her in ew'gen Thau?

Das Wasser rauscht, das Wasser schwoll,
 Reht' ihm den nackten Fuß;
 Sein Herz wuchs ihm so schnufuchtsvoll,
 Wie bei der Liebsten Gruß.
 Sie sprach zu ihm, sie sang zu ihm:
 Da war's um ihn geschehn:
 Halb zog sie ihn, halb sank er hin,
 Und ward nicht mehr gesehn.

Schäfers Klagelied.

a droben auf jenem Berge
 Da steh' ich tausendmal,
 An meinem Stabe gebogen,
 Und schau' hinab in das Thal.

Dann folg' ich der weidenden Heerde,
 Mein Hundchen bewahret mir sie;
 Ich bin herunter gekommen
 Und weiß doch selber nicht wie.

Da stehet von schönen Blumen
 Die ganze Wiese so voll;
 Ich breche sie, ohne zu wissen
 Wem ich sie geben soll.

Und Regen, Sturm und Gewitter
 Verpass' ich unter dem Baum.
 Die Thüre dort bleibet verschlossen;
 Doch alles ist leider ein Traum.

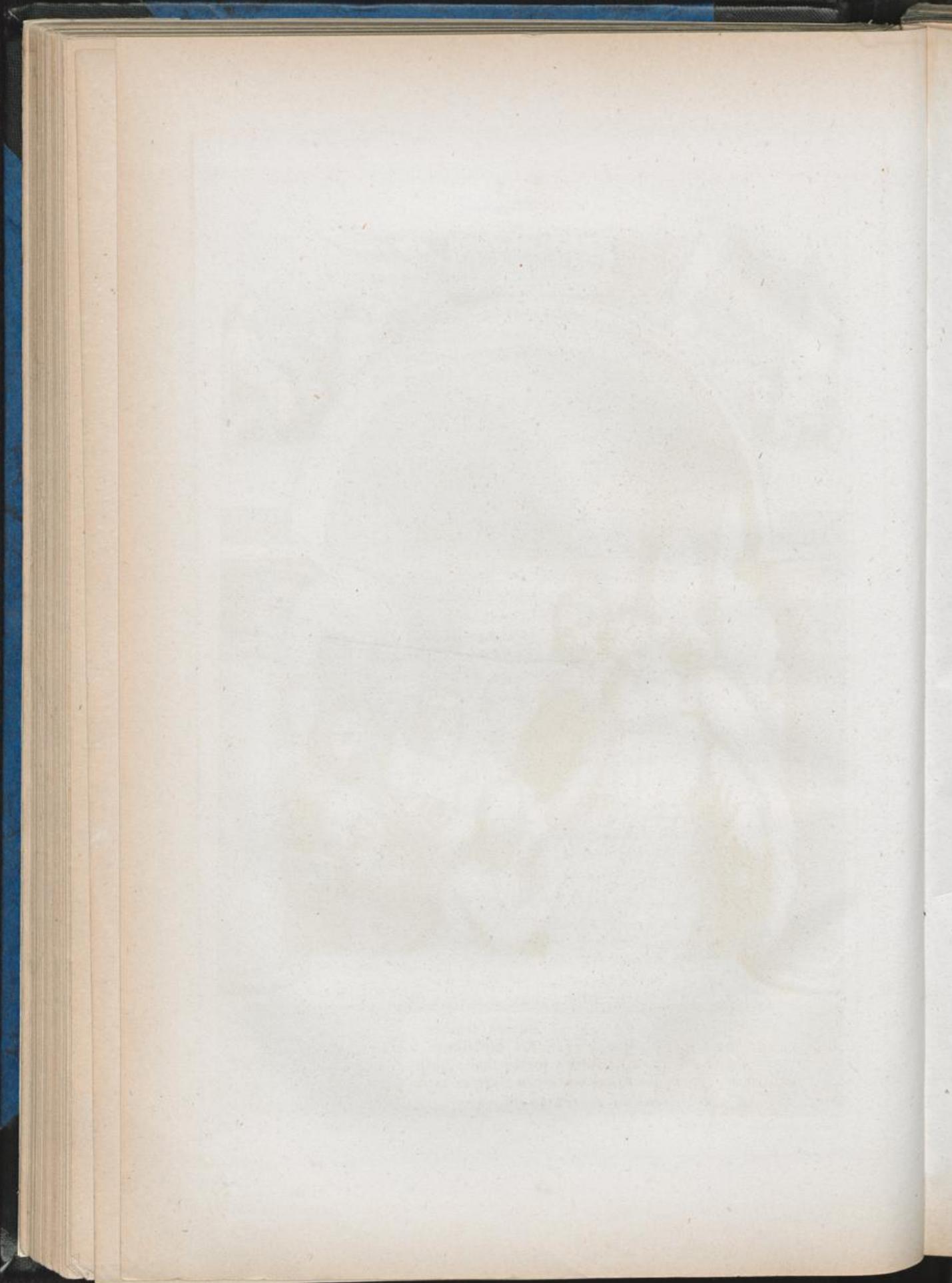
Es stehet ein Regenbogen
 Wohl über jenem Haus!
 Sie aber ist weggezogen,
 Und weit in das Land hinaus.

Hinaus in das Land und weiter,
 Vielleicht gar über die See.
 Vorüber, ihr Schafe, vorüber!
 Dem Schäfer ist gar so weh.



Gez. v. Rosenfelder, rad. v. Teichel.

Vorlag v. Meyer & Hofmann in Berlin.



Der König in Thule.



Es war ein König in Thule
Der treu bis an das Grab,
Dem sterbend seine Wuhle
Sinen goldnen Becher gab.

Es ging ihm nichts darüber,
Er leert ihn jeden Schmans;
Die Augen gingen ihm über,
So oft er trank daraus.

Und als er kam zu sterben,
Zählt' er seine Städt' im Reich,
Gönnt' alles seinem Erben,
Den Becher nicht zugleich.

Er saß beim Königsmahle,
Die Ritter um ihn her,
Auf hohem Vätersaale
Dort auf dem Schloß am Meer.

Dort stand der alte Becher,
Trank letzte Lebensgluth,
Und warf den heil'gen Becher
Hinunter in die Fluth.

Er sah ihn stürzen, trinken
Und sinken tief in's Meer.
Die Augen thäten ihm sinken:
Trank nie einen Tropfen mehr.

Elemente.

Aus wie vielen Elementen
Soll ein ächtes Lied sich nähren
Daß es Laien gern empfinden,
Meister es mit Freuden hören?

Liebe sei vor allen Dingen
Unser Thema, wenn wir singen;
Kann sie gar das Lied durchdringen,
Wird's um desto besser klingen.

Dann muß Klang der Gläser tönen,
Und Rubin des Weins erglänzen:
Denn für Liebende, für Trinker,
Winkt man mit den schönsten Kränzen.

Waffenklang wird auch gefodert,
Daß auch die Trommete schmettre;
Daß, wenn Glück zu Flammen lodert,
Sich im Sieg der Held vergöttere.

Dann zuletzt ist unerlässlich,
Daß der Dichter manches hasse;
Was unlieblich ist und häßlich
Nicht wie Schönes leben lasse.

Weiß der Sänger dieser Biere
Urgewalt'gen Stoff zu mischen,
Hafis gleich wird er die Völker
Gwig freuen und erfrischen.

(Aus dem westöstlichen Divan.)

In tausend Formen magst du dich verstecken,
Doch, Allerliebste, gleich erkenn' ich dich;
Du magst mit Zauberschleiern dich bedecken,
Allgegenwärtige, gleich erkenn' ich dich.

An der Cypresse reinstem, jungem Streben,
Allschöngewachsene, gleich erkenn' ich dich;
In des Canales reinem Wellenleben,
Allschmeichelhafte; wohl erkenn' ich dich.

Wenn steigend sich der Wasserstrahl entfaltet,
Allspielende, wie froh erkenn' ich dich;
Wenn Wolke sich gestaltend umgestaltet,
Allmannichfaltige, dort erkenn' ich dich.

An des geklümten Schleiern Wiesenteppich,
Allbuntbesternte, schön erkenn' ich dich;
Und greift umher ein tausendarm'ger Eppich,
O Allumflammernde, da kenn' ich dich.

Wenn am Gebirg' der Morgen sich entzündet,
Gleich, Allerheiternde, begrüß' ich dich,
Dann über mir der Himmel rein sich ründet,
Allherzerweiternde, dann athm' ich dich.

Was ich mit äußerem Sinn, mit innerm kenne,
Du Allbelehrende, kenn' ich durch dich;
Und wenn ich Allahs Namenhundert nenne,
Mit jedem klingt ein Name nach für dich.

Berechtigte Männer.

Nach der Schlacht von Bedr, unterm
Sternenhimmel.

Mahomet spricht.

Eine Todten mag der Feind betrauern:
Denn sie liegen ohne Wiederkehren;
Unsre Brüder sollt ihr nicht bedauern:
Denn sie wandeln über jenen Sphären.

Die Planeten haben alle sieben
Die metallnen Thore weit gethan,
Und schon klopfen die verklärten Lieben
Paradieses Pforten kühnlich an.

Finden, ungehofft und übergücklich,
Herlichkeiten die mein Flug berührt,
Als das Wunderpferd mich augenblicklich
Durch die Himmel alle durchgeführt.

Weisheitsbaum an Baum cypresseragend
 Heben Aepfel goldner Zierd' empor,
 Lebensbäume, breite Schatten schlagend,
 Decken Blumenstz und Kräuterflor.

Und nun bringt ein süßer Wind von Osten
 Hergeführt die Himmelsmädchenschaar;
 Mit den Augen fängst du an zu kosten,
 Schon der Anblick sättigt ganz und gar.

Forschend sehn sie, was du unternahmest?
 Große Pläne? fährlich blätigen Straus?
 Daß du Geld seist sehn sie, weil du kamest;
 Welch ein Geld du seyst? sie forschen's aus.

Und sie sehn es bald an deiner Wunden,
 Die sich selbst ein Ehrendenkmäl schreibt.
 Glück und Hohheit alles ist verschwunden
 Nur die Wunde für den Glauben bleibt.

Führen zu Chiosken dich und Lauben,
 Säulenreich von buntem Lichtgestein,
 Und zum edlen Saft verklärter Trauben
 Laden sie mit Rippen freundlich ein.

Jüngling! mehr als Jüngling bist willkommen!
 Alle sind wir alle licht und klar;
 Hast du Eine dir ans Herz genommen;
 Herrin, Freundin ist sie deiner Schaar.

Doch die allertrefflichste gefällt sich
 Keineswegs in solchen Herrlichkeiten,
 Heiter, neidlos, redlich unterhält dich
 Von den mannichfalt'gen andrer Trefflichkeiten.

Eine führt dich zu der andern Schmause,
 Den sich jede äußerst auserstunt;
 Viele Frauen hast und Ruh' im Hause,
 Werth daß man darob das Paradies gewinnt.

Und so schicke dich in diesen Frieden:
 Denn du kannst ihn weiter nicht vertauschen;
 Solche Mädchen werden nicht ermüden,
 Solche Weine werden nicht berauschen.

* * *

Gegegenwart.

Alles lüdet dich an!
 Erscheinet die herrliche Sonne,
 Folgst du, so hoff' ich es, bald.

Trittst du im Garten hervor,
 So bist du die Rose der Rosen,
 Lilie der Lilien zugleich.

Wenn du im Tanze dich regst,
 So regen sich alle Gestirne
 Mit dir und um dich umher.

Nacht! und so wär' es denn Nacht!
 Nun überscheinst du des Mondes
 Lieblichen, ladenden Glanz.

Ladend und lieblich bist du,
 Und Blumen, Mond und Gestirne
 Hulbigen, Sonne, nur dir.

Sonne! so sei du auch mir
 Die Schöpferin herrlicher Tage;
 Leben und Ewigkeit ist's.

Trost in Thränen.

Sie kommt's, daß du so traurig bist,
 Da alles froh erscheint?
 Man sieht dir's an den Augen an,
 Gewiß du hast geweint.

„Und hab' ich einsam auch geweint,
 So ist's mein eigner Schmerz,
 Und Thränen stießen gar so süß,
 Erleichtern mir das Herz.“

Die frohen Freunde laden dich,
 O komm an unsre Brust!
 Und was du auch verloren hast,
 Vertraue den Verlust.

2 *

„Ihr lärmt und rauscht und ahnet nicht,
Was mich, den Armen, quält.
Ach nein, verloren hab' ich's nicht,
So sehr es mir auch fehlt.“

So raffe denn dich eilig auf,
Du bist ein junges Blut.
In deinen Jahren hat man Kraft
Und zum Erwerben Muth.

„Ach nein, erwerben kann ich's nicht,
Es steht mir gar zu fern.
Es weilt so hoch, es blinkt so schön,
Wie droben jener Stern.“

Die Sterne, die begehrt man nicht,
Man freut sich ihrer Pracht,
Und mit Entzücken blickt man auf
In jeder heitern Nacht.

„Und mit Entzücken blick' ich auf
So manchen lieben Tag;
Verweinen laßt die Nächte mich,
So lang' ich weinen mag.“

Nachtgefäng.



gieb, vom weichen Pfühle,
Träumend, ein halb Gehör!
Bei meinem Saitenspiele
Schlase! was willst du mehr?

Bei meinem Saitenspiele
Segnet der Sterne Heer
Die ewigen Gefühle;
Schlase! was willst du mehr?

Die ewigen Gefühle
Heben mich hoch und hehr,
Aus irdischem Gewühle;
Schlase! was willst du mehr?

Von irdischem Gewühle
Trennst du mich nur zu sehr,
Bannst mich in diese Kühle;
Schlase! was willst du mehr?

Bannst mich in diese Kühle,
Giebst nur im Traum Gehör.
Ach, auf dem weichen Pfühle
Schlase! was willst du mehr?

Geistesgruß.



och auf dem alten Thurme steht
Des Helden edler Geist,
Der wie das Schiff vorübergeht
Es wohl zu fahren heißt.

„Sieh, diese Senne war so stark,
„Dieß Herz so fest und wild,
„Die Knochen voll von Rittermark,
„Der Becher angefüllt;

„Mein halbes Leben stürmt' ich fort,
„Verdehnt' die Hälfte in Ruh,
„Und du, du Menschen-Schifflein dort,
„Fahr' immer immer zu!“

Bergschloß.



a droben auf jenem Berge
Da steht ein altes Schloß,
Wo hinter Thoren und Thüren
Sonst lauerten Ritter und Roß.

Verbrannt sind Thüren und Thore
Und überall ist es so still;
Das alte verfallne Gemäuer
Durchkletter' ich wie ich nur will.

Hierneben lag ein Keller
So voll von köstlichem Wein;
Nun steigt nicht mehr mit Krügen
Die Kellnerin heiter hinein.

Sie setzt den Gästen im Saale
Nicht mehr die Becher umher,
Sie füllt zum heiligen Mahle
Dem Pfaffen das Fläschchen nicht mehr.

Sie reicht dem lüsternden Knappen
Nicht mehr auf dem Gange den Trank,
Und nimmt für flüchtige Gabe
Nicht mehr den flüchtigen Dank.

Denn alle Balken und Decken
Sie sind schon lange verbrannt,
Und Trepp' und Gang und Capelle
In Schutt und Trümmer verwandt.

Doch als mit Cithre und Flasche
Nach diesen felsigen Höh'n
Ich an dem heitersten Tage
Mein Liebchen steigen gesehn:

Da drängte sich frohes Behagen
Hervor aus verödeteter Ruh,
Da ging's wie in alten Tagen
Recht feierlich wieder zu;

Als wären für stattliche Gäste
Die weitesten Räume bereit,
Als käm' ein Pärchen gegangen
Aus jener tüchtigen Zeit;

Als stünd' in seiner Capelle
Der würdige Pfaffe schon da
Und fragte: wollt ihr einander?
Wir aber lächelten: Ja!

Und tief bewegten Gesänge
Des Herzens innigsten Grund,
Es zeugte statt der Menge
Der Echo schallender Mund.

Und als sich gegen den Abend
Im Stillen alles verlor,
Da blickte die glühende Sonne,
Zum schroffen Gipfel empor.

Und Knapp' und Kellnerin glänzen
Als Herren weit und breit;
Sie nimmt sich zum Gedenken
Und er zum Danke sich Zeit.

Erste Epistel.

Sieht da jeglicher lieft und viele Leser das Buch nur
Ungeduldig durchblättern und, selbst die Feder ergreifend,
Auf das Büchlein ein Buch mit seltner Fertigkeit pfeifen,
Soll auch ich, du willst es, mein Freund, dir über das Schreiben
Schreibend die Menge vermehren und meine Meinung verkünden,
Daß auch Andere wieder darüber meinen und immer
So ins Unendliche fort die schwankenden Wogen sich wälzen.

Doch so fährt der Fischer dem hohen Meer zu, sobald ihm
Günstig der Wind und der Morgen erscheint; er treibt sein Gewerbe,
Wenn auch hundert Gefellen die blinkende Fläche durchkreuzen.

Edler Freund, du wünschst das Wohl des Menschengeschlechtes,
Unserer Deutschen besonders und ganz vorzüglich des nächsten
Bürgers, und fürchtest die Folgen gefährlicher Bücher; wir haben
Leider oft sie gesehen. Was sollte man, oder was könnten
Biedere Männer vereint, was könnten die Herrscher bewirken?
Ernst und wichtig erscheint mir die Frage, doch trifft sie mich eben
In vergnüglicher Stimmung. Im warmen heiteren Wetter
Glänzet fruchtbar die Gegend, mir bringen liebliche Lüfte
Ueber die wallende Fluth süß duftende Kühlung herüber,
Und dem Heitern erscheint die Welt auch heiter, und ferne
Schwebt die Sorge mir nur in leichten Wölkchen vorüber.

Was mein leichter Griffel entwirft, ist leicht zu verlöschen,
Und viel tiefer prägt sich nicht der Eindruck der Lettern,
Die, so sagt man, der Ewigkeit trogen. Freilich an viele
Spricht die gedruckte Columne; doch bald, wie jeder sein Antlitz,
Das er im Spiegel gesehen, vergißt, die behaglichen Züge,
So vergißt er das Wort, wenn auch von Erze gestempelt.

Neben schwanken so leicht herüber hinüber, wenn viele
Sprechen und jeder nur sich im eigenen Worte, sogar auch
Nur sich selbst im Worte vernimmt, das der Andere sagte.
Mit den Büchern ist es nicht anders. Liest doch nur jeder
Aus dem Buch sich heraus, und ist er gewaltig, so liest er
In das Buch sich hinein, amalgamirt sich das Fremde.
Ganz vergebens strebst du daher durch Schriften des Menschen
Schon entschiedenen Gang und seine Neigung zu wenden;
Aber bestärken kannst du ihn wohl in seiner Gesinnung,
Oder wär' er noch neu, in dieses ihn tauchen und jenes.

Sag' ich, wie ich es denke, so scheint durchaus mir: es bildet
Nur das Leben den Mann und wenig bedeuten die Worte.
Denn zwar hören wir gern, was unsre Meinung bestätigt,
Aber das Hören bestimmt nicht die Meinung; was uns zuwider
Wäre, glaubten wir wohl dem künstlichen Redner; doch eilet
Unser befreites Gemüth, gewohnte Bahnen zu suchen.
Sollen wir freudig gehorchen und willig gehorchen, so mußt du
Schmeicheln. Sprich du zum Volke, zu Fürsten und Königen, Allen
Magst du Geschichten erzählen, worin als wirklich erscheint,
Was sie wünschen, und was sie selber zu leben begehrten.

Wäre Homer von Allen gehört, von Allen gelesen,
Schmeichelt er nicht dem Geiste sich ein, es sei auch der Hörer,
Wer er sei, und klinget nicht immer im hohen Pallaste,
In des Königes Belt, die Ilias herrlich dem Helben?
Hört nicht aber dagegen Ulyssens wandernde Klugheit
Auf dem Markte sich besser, da wo sich der Bürger versammelt?
Dort sieht jeglicher Held in Helm und Harnisch, es sieht hier
Sich der Bettler sogar in seinen Lumpen veredelt.

Also hört' ich einmal, am wohlgepfasterten Ufer
Jener Neptunischen Stadt, allwo man geflügelte Löwen
Göttlich verehrt, ein Märchen erzählen. Im Kreise geschlossen,
Drängte das horchende Volk sich um den zerkumpften Rhapsoden.
Ginkt, so sprach er, verschlug mich der Sturm ans Ufer der Insel,
Die Utopien heißt. Ich weiß nicht, ob sie ein Andrer
Dieser Gesellschaft jemals betrat; sie lieget im Meere
Links von Hercules Säulen. Ich ward gar freundlich empfangen;
In ein Gasthaus führte man mich, woselbst ich das beste
Essen und Trinken fand und weiches Lager und Pflege.
So vertrieb ein Monat geschwind. Ich hatte des Kummers
Billig vergessen und jeglicher Noth; da fing sich im Stillen
Aber die Sorge nun an: wie wird die Zecher dir leider
Nach der Mahlzeit bekommen? Denn nichts enthielt der Sackel.
Reiche mir weniger! hat ich den Wirth; er brachte nur immer
Desto mehr. Da wuchs mir die Angst, ich konnte nicht länger
Essen und sorgen, und sagte zuletzt: Ich bitte, die Zecher
Billig zu machen, Herr Wirth! Er aber mit finstern Auge
Sah von der Seite mich an, ergriff den Knüttel und schwenkte
Unbarmherzig ihn über mich her und traf mir die Schultern,
Traf den Kopf und hätte beinah mich zu Tode geschlagen.
Eilend lief ich davon und suchte den Richter; man holte
Gleich den Wirth, der ruhig erschien und bedächtig versetzte:

Also muß es Allen ergehn, die das heilige Gastrecht
Unserer Insel verletzen und, unanständig und gottlos,
Zecher verlangen vom Manne, der sie doch höflich bewirthe.
Sollt' ich solche Beleidigung dulden im eigenen Hause?
Nein! es hätte fürwahr statt meines Herzens ein Schwamm nur
Mir im Busen gewohnt, wofern ich dergleichen gelitten.

Darauf sagte der Richter zu mir: Vergesst die Schläge,
Denn ihr habt die Strafe verdient, ja schärfere Schmerzen;
Aber wollt ihr bleiben und mitbewohnen die Insel,
Müßet ihr euch erst würdig beweisen und tüchtig zum Bürger.

Ach! versezt' ich, mein Herr, ich habe leider mich niemals
Gerne zur Arbeit gefügt. So hab' ich auch keine Talente,
Die den Menschen bequemer ernähren; man hat mich im Spott nur
Hans Ohnesorge genannt und mich von Hause vertrieben.

O so sei uns gegrüßt! versezt' der Richter; du sollst dich
Oben setzen zu Tisch, wenn sich die Gemeine versammelt,
Sollst im Rathe den Platz, den du verdienst, erhalten.
Aber hüte dich wohl, daß nicht ein schändlicher Rückfall
Dich zur Arbeit verleite, daß man nicht etwa das Grabscheit
Ober das Ruder bei dir im Hause finde, du wärest
Gleich auf immer verloren und ohne Nahrung und Ehre.
Aber auf dem Markte zu sitzen, die Arme geschlungen
Ueber dem schwellenden Bauch, zu hören lustige Lieder
Unserer Sängers, zu sehn die Tänze der Mädchen, der Knaben
Spiele, das werde dir Pflicht, die du gelobest und schwörst.

So erzählte der Mann und heiter waren die Stirnen
Aller Hörer geworden und alle wünschten des Tages
Solche Witze zu finden, ja solche Schläge zu dulden.

Epigrammatisch.

Beweggrund.

Wenn einem Mädchen, das uns liebt,
Die Mutter strenge Lehren giebt
Von Tugend, Keuschheit und von Pflicht,
Und unser Mädchen folgt ihr nicht,
Und fliegt mit neuverstärktem Triebe
Zu unsern heißen Küssen hin;
So hat daran der Eigensinn
So vielen Antheil als die Liebe.

Doch wenn die Mutter es erreicht,
Daß sie das gute Herz erweicht,
Voll Stolz auf ihre Lehren steht,
Daß uns das Mädchen spröde flieht;
So kennt sie nicht das Herz der Jugend:
Denn wenn das je ein Mädchen thut,
So hat daran der Wankelmuth
Gewiß mehr Antheil als die Tugend.

Das Alter.

Das Alter ist ein höflicher Mann
Einmal übers andre klopf't er an,
Aber nun sagt niemand: Herein!
Und vor der Thüre will er nicht sein.
Da klinkt er auf, tritt ein so schnell,
Und nun heißt's, er sei ein grober Gesell.

Stofsleußer.

Ach, man sparte viel!
Seltner wäre verrückt das Ziel,
Wär' weniger Dumpfheit, vergebenes Sehnen,
Ich könnte viel glücklicher sein —
Gäh's nur keinen Wein
Und keine Weiberthänen!

Ludwig Uhland.



as für Frankreich die Provence in jener Zeit gewesen, wo die romantische Poesie des Mittelalters versöhnend zwischen die rauhen Sitten des Faustrechts und die weicheren Empfindungen des Gemüths trat, das war und ist noch jetzt für Deutschland jenes anmuthige Gelände, welches von den dunklen Bergzügen des Schwarzwaldes sich nach den gesegneten Auen Baierns hin abdacht. Ein kräftiger, naturfrischer Menschenschlag bewohnt diese menschenwimmelnden Thäler, die so fruchtbaren Berghänge, und wer in der überfeinerten Luft norddeutscher Städte vergeblich nach nationeller Originalität umhergesucht, der gehe nach Schwaben, um dort das Gesuchte in seiner kräftigsten Organisation zu finden. — „Ueberall rauscht es von Poesie und Gesang," sagt Ch. Mundt; „und die Poesie ist das Volk und der Gesang ist die Freiheit." — Aus diesen Grundelementen zusammengesetzt, treu dem ehrenfesten, kräftigen Geiste des Volkstammes, zu welchem er gehört, tritt uns Ludwig Uhland entgegen, Ludwig Uhland, der Sänger so manchen, tief ergreifenden Liedes.

Unter allen denjenigen Dichtern, welche für die neuere Poesie aus der romantischen Schule hervorgegangen sind, als deren eigentlicher Begründer Goethe anzusehen ist, bietet uns Uhland eine in der That ganz eigenthümliche Erscheinung dar. Während viele Anhänger dieser Richtung entweder gänzlich den Principien ihres „Altmeisters" folgten und die Romantik, an deren altem Dome sie weiter zu bauen glaubten, wieder zu Grunde trugen, so verwirrten sich die Andern in ihrer Weiterentwicklung und Fortbildung in dem Maße, daß sie allmählig den festen Grund unter ihren Füßen verloren, und zuletzt selbst nicht mehr wußten, wo sie einen sicheren Halt finden sollten. Dies war auch die Ursache gewesen, weshalb sich Goethe selbst späterhin so entschieden gegen die Romantik erklärt hatte, die doch eigentlich in ihm ihr Grundelement gefunden; er sah von diesen jugendlich Uebermüthigen das ganze Reich seiner Herrlichkeit bedroht, auf deren Thron er sich mit den absoluten Gesinnungen eines gutmüthigen Tyrannen niedergelassen hatte, der die Ueberzeugung hat, daß er sich auf die Wachsamkeit seiner Polizei verlassen kann, die angewiesen ist, Jedem das Seine mit der größten Unparteilichkeit zukommen zu lassen. Aber gerade gegen diese Polizeigesetze, welche die spekulative, nach antiker Weltanschauung sich bildende Vernunft gegeben, kämpfte die Romantik mit allen ihr zu Gebot stehenden Waffen an, ohne sich im mindesten um Familiencüdsichten und Pietät zu kümmern.

Diejenigen Waffen, welche die Romantik indessen am besten und auch mit dem glücklichsten Erfolge gegen die vielseitigen Angriffe ihrer Feinde zu brauchen wußte, waren Ironie und Humor, doch dienten gerade diese beiden Richtungen, denen bald alle Romantiker folgten, nur dazu, die Meisten von ihnen, wo nicht Alle, auf gefährliche Abwege zu führen, und das höchste Princip der Romantik in einem Hinaufzwingen der heiligsten Gefühle zu einer unheimlichen Höhe zu suchen, von wo herab uns schwin-

I. Band. VII. Heft.

delt und wir Gefahr laufen, das Bewußtsein unsrer moralischen Kraft einzubüßen. Tritt uns die Wahrheit dieser Behauptung ganz besonders bei einem Blick auf den Romanticismus in Frankreich entgegen, dessen Emancipation nicht ohne eine bedeutendere Einwirkung der deutschen Literatur vor sich gegangen ist, so sehen wir dagegen Uhland einen ganz entgegengesetzten Weg einschlagen, der ihn von allen diesen Verirrungen und Abweichungen fern hält.

Dennoch ist der Einfluß Goethe's auf die Heranbildung Uhland's durchaus nicht zu verkennen, und besonders ließe sich derselbe in den Balladen und Romanzen Uhland's nachweisen; aber selbst hier würde vielleicht nur eine Nachbildung der äußeren Form das einzige sein, das man ihm mit Recht vorwerfen könnte, wenn es überhaupt ein Vorwurf zu nennen sein kann, daß er aus demselben Quell schöpfte, aus welchem Goethe so oft getrunken, aus der Poesie des Mittelalters. Während aber sich Goethe in seiner großmächtigen Herrlichkeit überall niederließ, wo es ihm güttdünkte, und er somit eigentlich jeden Platz in der Poesie mit sich selbst oder seinen Böglingen ausfüllte, wie in einem wohlgeordneten Staate der Minister ein ganzes Ministerium vom Geheimrath bis zum Canzellisten mit seinen Kindern und Bastarden besetzt, so kümmerte sich doch Uhland nicht um die Protection seines gnädigen Herrn Papa, und wenn auch die äußere Aehnlichkeit (das Familiengesicht) zwischen beiden nicht zu verkennen war, blieb das Innere doch gänzlich verschieden.

Uhland befaß durchaus nicht jene Anlage zur beißenden Ironie, welche, wie wir schon einmal erwähnten, den Romantikern zum doppelschneidigen Stofzdegen diente, ihre Gegner zu bekämpfen. Er zog weit lieber das alte, verrostete Schwert heraus, das seit Ulrich von Hutten unthätig am Nagel gehangen hatte in der großen Halle, und begnügte sich damit, das rostige Gewaff rein zu putzen, daß die Klinge wieder hell und lustig im frischen Sonnenlicht funkelte, während die Anderen dieselbe Waffe in eine zierlich moderne Façon umarbeiten wollten und wo möglich ein silbernes Port-d'eepe um den Griff wickelten. Uhland aber hielt sich fest an das mittelalterliche Leben und Treiben, und vom Kopf bis zum Fuß im Eisenharnisch kämpft er mit ringelegter Lanze für sein klatterndes Banner. Daß er sich dann mit vergeblicher Sehnsucht an jene Zeiten zurück erinnert, ist leicht erklärlich, an jene Zeiten, wo der auf das Princip des Kastengeistes basirte Feudalstaat durch die allgewaltige Macht der Liebe und zwar durch die volksthümliche, von unten her ausgehenden Liebe zu einer Einheit verschmolzen wurde, in welcher jeder einzelne Miston durch die vollständigste Harmonie des Ganzen übertönt wurde. — In diesem Gefühl, daß doch Alles so ganz Anders sei, wie ehemals, hören wir ihn klagen:

Ich schritt zum Sängervalde,
Da suchst ich Lebenshauch;
Da sah ein edler Skalde
Und pflück' am Lorbeerstrauch;
Nicht hatt' er Zeit zu achten
Auf seines Volkes Schmerz,
Er konnte nur betrachten
Sein groß zerrissnen Herz.

Ich ging zur Tempelhalle
Da hört' ich christlich Redt:
Hier waren Brüder Alle,
Da draußen Herr und Knecht!
Der Festesrede Siebel
War: Ducl dich, schweig dabei,
Als ob die ganze Bibel
Ein Buch der Kön'ge sei.

Und dann weiter unten heißt es:

Ein Adler flog allstrebend
Vom Reichspanier hervor,
Ich sah ihn noch, wie lebend,
In Nürnberg an dem Thor.
Tost fliegt man nicht zum Zwecke,
Der Wahlspruch ist: Gott geb's!
Das Wappen ist die Schnecke,
Schildhalter ist der Krebs.

Auch in vielen anderen seiner Gedichte tritt uns dieselbe Gesinnung, wenn gleich weniger unumwunden, hervor; so feiert er die Säger des Vaterlandes, die mit dem Schwerte in der Hand zum Kampf für den heimathlichen Heerd ausgezogen:

III

Auch unsres deutschen Liedertempels Pfleger,
 Sie sind dem Kriegesgeiste nicht verdorben,
 Man hört sie wohl, die freud'gen, Telsonschläger,
 Und Mancher hat sich blut'gen Kranz erworben.
 Du, Wehrmann Leo, du, o schwarzer Jäger,
 Wohl seid Ihr ritterlichen Tod's gestorben.
 Und Fouqué, wie du mir das Herz durchdringest,
 Du wagtest, kämpfdest, — doch du lebst und singest. —

Folgen wir dem Sänger nun tiefer in den geheimnißvollen Zauberwald seiner Poesie hinein, so geht ein wunderbares Leben vor unsern Augen auf: Wir sehen das Sängerpaa in die Hallen des stolzen Königsschlusses treten; sie singen von Freiheit, Männerwürde, von Creue und Heiligkeit, von allem Hohen, was das Menschengeschlecht erhebt; aber der König mit der blutigen Krone tödtet den Sänger, und nun trifft ihn der Fluch des Ueberlebenden und des Himmels.

Des Königs Namen meldet kein Lied, kein Heldenbuch,
 Versunken und vergessen! Das ist des Sängers Fluch!

Analog ist die Romanze von Bertram de Born: aber hier huldigt selbst das aufgeregte, empörte Gemüth des Kriegsfürsten den sanften Tönen des Gesanges:

Meinen Sohn hast du verführt,
 Hast der Tochter Herz verzaubert,
 Hast auch meines nun gerührt.

Und nun sehen wir den Sänger Hand in Hand mit dem Könige auf den Höhen der Menschheit. — Dann führt uns Uhlend wieder in seiner kindlich-erzählenden, aber um so tiefer ergreifenden Weise in die wundersam rauschenden Eichenwälder mit ihren wiederhallenden, grünen Laubgewölben: König Harald schlummert einsam am moosigen Stamm gelehnt; der Räuber trifft die schöne Diene im finstern Cunn und seine Blicke folgen ihr mit unnennbarer Sehnsucht; Frau Bertha tafelt mit ihrem Sohne unterm grünen Baum, bis ihr klein Roland Speiß und Crank von des Kaisers Tisch holt, u. s. w. Dann verweilen wir wieder in verzauberten Schlössern, versunkenen Klöstern und Burgen. Im hohen Schloß am Meere trauert der König und sein Gemal um die verlorene Tochter; das Kloster versinkt mit seinen Nonnen und Mönchen in die Tiefe des Sees; — überall jene einfache natürliche und dennoch an Poesie so unendlich tiefe Aufschauung, gleichviel ob er in das goldene Schloß des Fürsten tritt, wo der Schäfer die schöne Königstochter liebt, oder in das rebenbekränzte Wirthshaus, wo die drei Gefellen trauernd um die Todtenbahre der Geliebten stehen.

Mit besonderer Vorliebe bearbeitete Uhlend die Sage seines eigenen Volkstammes: so ist z. B. die Uhapsodie, in welcher er die Schicksale des Grafen Eberhard der Kauschebart behandelt, ein Meisterwerk in ihrer Art. — Dagegen dürften die dramatischen Arbeiten Uhlends, deren Stoff er ebenfalls der vaterländischen Geschichte entnommen, weniger das Lob verdienen, als seine Gedichte. Seine Dramen, Herzog Ernst von Schwaben, Heidelberg 1817, und Ludwig der Baiern, Berlin 1819, sind im Grunde genommen weiter nichts als in Scene gesetzte Romanzen; es fehlt ihm an Geschicklichkeit, eine Intrigue hervorzubringen, und die Charaktere, welche er dort vorführt, entbehren der kräftigen Zeichnung und der moralischen Contraste, so daß sie keine Spannung hervorbringen könnten. — Wichtig, und besonders für das Studium der mittelalterlichen Poesie von hoher Bedeutung, ist unter Anderem seine Abhandlung über Walter von der Vogelweide, Stuttgart 1822.

Ueber sein Leben theilen wir die folgende Notiz mit: Er wurde im Jahre 1787 zu Tübingen geboren, wo sein Vater Professor der Theologie war. Der Sohn laud indessen an diesem Studium kein Behagen, sondern widmete sich, nachdem er unter der Leitung seines Vaters seine Schulstudien vollendet, in den Jahren 1805 bis 1808 der Jurisprudenz und erlangte 1810 die juristische Doctorwürde. Zwei Jahre darauf begab er sich nach Stuttgart. Noch ehe er indessen die Universität bezog, beschäftigte er sich schon mit dichterischen Productionen, doch erschien erst im Jahre 1814 die erste Sammlung seiner Gedichte, die nachmals sechs Auflagen erlebte. — In Stuttgart arbeitete Uhlend im Bureau des Justizministeriums, und wenn er auch durch seine und seines Vaterlandes Stellung gebunden, keinen selbst-

IV

thätigen Antheil an dem damaligen Kriege nahm, so trat er doch um so kräftiger für sein Vaterland als öffentlicher Sprecher auf, als der König Friedrich von Württemberg im Jahre 1815 seinem Lande eine neue Constitution gab. Sein Benehmen bei dieser Gelegenheit brachte ihm von allen Seiten den ungetheiltesten Beifall und im Jahre 1819 wurde er vom Oberamt Ebingen, später von der Stadt selbst, zum Mitglied der Ständeversammlung erwählt. —

In solcher Weise für das Wohl des Vaterlandes sowohl, als für das gesammte Deutschland kräftig wirkend, theilte er seine Thätigkeit nur zwischen diesem ehrenvollen Berufe und der Poesie, denn seine Stellung als außerordentlicher Professor der deutschen Sprache an der Universität Ebingen (1829) legte er bald nachher nieder, um sich mit desto größerer Thätigkeit seiner Pflicht als Abgeordneter widmen zu können, die er selbst in seinem vorgerücktesten Alter nicht vernachlässigte. — In neuerer Zeit unternahm er eine Reise nach der Schweiz, um seine Gesundheit zu stärken, und wir dürfen hoffen, daß diese Reise manch' schönes Lied dem Busen unsres ächt deutschen Bardens entlocken möge, das noch nach Jahrhunderten im Munde des deutschen Volkes Zeugniss von ihm und seinem Sange geben wird.



Er schlummert auf demselben Stein
Schon manche hundert Jahre,
Das Haupt gesenket auf die Brust
Mit grauem Bart und Haar.

Harald.



or seinem Heergefolge ritt
Der kühne Held Harald.
Sie zogen in des Mondes Schein
Durch einen wilden Wald.

Sie tragen manch erkämpfte Fah'n,
Die hoch im Winde wallt,
Sie singen manches Siegeslied,
Das durch die Berge hallt.

Was rauschet, lauschet im Gebüsch?
Was wiegt sich auf dem Baum?
Was senket aus den Wolken sich
Und taucht aus Stromes Schaum?

Was wirft mit Blumen um und um?
Was singt so wonniglich?
Was tanzet durch der Krieger Reih'n?
Schwingt auf die Kofse sich?

Was kost so sanft und küßt so süß?
Und hält so lind umfaßt?
Und nimmt das Schwert, und zieht vom Ros,
Und läßt nicht Ruh noch Raß?

Es ist der Elfen leichte Schar;
Hier hilft kein Widerstand.
Schon sind die Krieger all' dahin,
Sind all' im Feenland.

Nur er, der Beste, blieb zurück,
Der kühne Held Harald.
Er ist vom Wirbel bis zur Sohl'
In harten Stahl geschnallt.

All seine Krieger sind entrückt,
Da liegen Schwert und Schild,
Die Rosse, ledig ihrer Herrn,
Sie gehn im Walde wild.

In großer Trauer ritt von dann'
Der stolze Held Harald,
Er ritt allein im Mondenschein
Wohl durch den weiten Wald.

Vom Felsen rauscht es frisch und klar,
Er springt vom Rosse schnell,
Er schnallt vom Haupte sich den Helm
Und trinkt vom kühlen Quell.

Doch wie er kaum den Durst gestillt,
Versagt ihm Arm und Bein;
Er muß sich setzen auf dem Fels,
Er nickt und schlummert ein.

Er schlummert auf demselben Stein
Schon manche hundert Jahr',
Das Haupt gesenket auf die Brust,
Mit grauem Bart und Haar.

Wann Blitze zucken, Donner rollt,
Wann Sturm erbraust im Wald,
Dann greift er träumend nach dem Schwert,
Der alte Held Harald.

Die Jagd von Winchester.

önig Wilhelm hatt' einen schweren Traum,
 Vom Lager sprang er auf,
 Wollt' jagen dort in Winchester's Wald,
 Rief seine Herrn zuhauf.

Und als sie kamen vor den Wald,
 Da hält der König still,
 Siebt Jedem einen guten Pfeil,
 Wer jagen und pirschen will.

Der König kommt zur hohen Eich',
 Da springt ein Hirsch vorbei;
 Der König spannt den Bogen schnell,
 Doch die Sehne reißt entzwei.

Herr Titan besser treffen will,
 Herr Titan drückt wohl ab,
 Er schießt dem König mitten in's Herz
 Den Pfeil, den er ihm gab.

Herr Titan fliehet durch den Wald,
 Fliehet über Land und Meer,
 Er fliehet wie ein geschuchtes Wild,
 Find't nirgends Ruhe mehr.

Prinz Heinrich ritt im Wald umher,
 Viel Reh' und Hasen er fand:
 „Wohl träf' ich gern ein edler Wild
 Mit dem Pfeil von Königshand.“

Da reiten schon in ernstem Zug
 Die hohen Lords heran,
 Sie melden ihm des Königs Tod
 Sie tragen die Kron' ihm an.

„Auf dieser trauervollen Jagd
 Euch reiche Beute ward,
 Ihr habt erjagt, gewalt'ger Herr!
 Den edlen Leopard.“

Das Schloß am Meere.

ast du das Schloß gesehen,
Das hohe Schloß am Meer?
Goldnen und rosig wehen
Die Wolken d'rüber her.

Es möchte sich niederneigen
In die spiegelklare Fluth:
Es möchte streben und steigen
Zu der Abendwolken Stut.

„Wohl hab' ich es gesehen,
Das hohe Schloß am Meer,
Und den Mond darüber sehen,
Und Nebel weit umher.“

Der Wind und des Meeres Wallen,
Gaben sie frischen Klang?
Vernahmst du aus den Hallen
Saiten und Festgesang?

„Die Winde, die Bogen alle
Lagen in tiefer Ruh,
Einem Klagelied aus der Halle
Hört' ich mit Thränen zu.“

Sahest du oben gehen
Den König und sein Gemal?
Der rothen Mäntel Wehen,
Der goldnen Kronen Strahl?

Führten sie nicht mit Wonne
Eine schöne Jungfrau dar,
Herrlich wie eine Sonne,
Strahlend im goldnen Haar?

„Wohl sah ich die Eltern beide,
Ohne der Kronen Licht,
Im schwarzen Trauerkleide;
Die Jungfrau sah ich nicht.“



Da ritt der Junker zurück im Flug,
Er mit dem Geist sich tapfer schlug.
Er hat den Geist bezwungen,
Sein Handschuh wieder errungen.

Junker Rechberger.



Rechberger war ein Junker led,
Der Kaufleut' und der Wandrer Schreck.
In einer Kirche, verlassen,
Da that er die Nacht verpassen.

Und als es war nach Mitternacht,
Da hat er sich auf den Fang gemacht.
Ein Kaufzug, hat er vernommen,
Wird frühe vorüber kommen.

Sie waren geritten ein kleines Stück,
Da sprach er: „Reitknecht! reite zurück!
Die Handschuh hab' ich vergessen
Auf der Bahre, da ich geseßen.“

Der Reitknecht kam zurück so bleich:
„Die Handschuh hole der Teufel Euch,
Es sitzt ein Geist auf der Bahre;
Es starren mir noch die Haare.“

Er hat die Handschuh angethan
Und schaut sie mit feurigen Augen an,
Er streicht sie wohl auf und nieder;
Es beben mir noch die Glieder.“

Da ritt der Junker zurück im Flug,
Er mit dem Geiste sich tapfer schlug,
Er hat den Geist bezwungen,
Seine Handschuh wieder errungen.

Da sprach der Geist mit wilder Gier:
 „Und läßt du sie nicht zu eigen mir,
 So leihe mir auf ein Jährlein
 Das schmucke, schmeidige Pärlein!“

„Ein Jährlein ich sie dir leihs',
 So kann ich erproben des Teufels Treu.
 Sie werden wohl nicht zerplagen
 An deinen dürren Tagen.“

Rechberger sprengte von dannen stolz
 Er streifte mit seinem Knecht im Holz.
 Der Hahn hat ferne gerufen,
 Da hören sie Pferdehufen.

Dem Junker hoch das Herze schlug,
 Des Weges kam ein schwarzer Zug
 Vermummter Rittersleute;
 Der Junker wich auf die Seite.

Und hinten trabt noch Einer daher,
 Ein ledig Rapplein führet er,
 Mit Sattel und Zeug fläffret,
 Mit schwarzer Decke gezieret.

Rechberger tritt heran und frug:
 „Sag an! wer sind die Herrn vom Zug?
 Sag an, traust lieber Knappe?
 Wem gehört der ledige Rappe?“

„Dem treuesten Diener meines Herrn,
 Rechberger nennt man ihn nah und fern,
 Ein Jährlein, so ist er erschlagen,
 Dann wird das Rapplein ihn tragen.“

Der Schwarze ritt den andern nach,
 Der Junker zu seinem Knechte sprach:
 „Weh mir, vom Rosß ich fleige,
 Es geht mit mir zur Reige.“

Ist dir mein Köflein nicht zu wild,
 Und nicht zu schwer mein Degen und Schild:
 Nimm's hin dir zum Gewinnsfe,
 Und brauch es in Gottes Dienste!"

Rechberger in ein Kloster ging:
 „Herr Abt, ich bin zum Mönch zu gering,
 Doch möcht' ich in tiefer Reue
 Dem Kloster dienen als Laie.“

„Du bist gewesen ein Reitermann,
 Ich seh' es dir an den Sporen an,
 So magst du der Pferde walten,
 Die im Klosterstalle mir halten.“

Am Tag, wo selbiges Jahr sich schloß,
 Da kaufte der Abt ein schwarz wild Roß,
 Rechberger sollt' es zäumen,
 Doch es thät sich stellen und bäumen.

Es schlug den Junker mitten auf's Herz,
 Daß er sank in bitterem Todeschmerz.
 Es ist im Walde verschwunden,
 Man hat's nie wieder gefunden.

Um Mitternacht, an Junkers Grab,
 Da stieg ein schwarzer Reitknecht ab,
 Einem Rappen hält er die Stangen,
 Reithandschuh am Sattel hangen.

Rechberger stieg aus dem Grabe heraus,
 Er nahm die Handschuh vom Sattelknäuf,
 Er schwang sich in Sattels Mitte,
 Der Grabstein diente zum Tritte.

Dies Lied ist Junkern zur Lehr gemacht:
 Daß sie geben auf ihre Handschuh Acht,
 Und daß sie fein bleiben lassen,
 In der Nacht am Wege zu passen.

Klein Roland.



Frau Berta saß in der Felsenluft,
Sie klagt' ihr bitteres Loos.
Klein Roland spielt in freier Luft,
Desß Klage war nicht groß.

„O König Karl, mein Bruder hehr!
O daß ich floh von dir!
Um Liebe ließ ich Pracht und Ehr',
Nun zürnst du schrecklich mir.

O Milon! mein Gemahl so süß!
Die Fluth verschlang mir Dich.
Die ich um Liebe Alles ließ,
Nun läßt die Liebe mich.

Klein Roland, du mein theures Kind!
Nun Ehr' und Liebe mir!
Klein Roland, komm herein geschwind!
Mein Trost kommt all' von dir.“

Der König Karl zur Tafel saß
Im goldnen Ritteraal.
Die Diener liefen ohn' Unterlaß,
Mit Schüssel und Pokal.

Von Flöten, Saitenspiel, Gesang
Ward jedes Herz erfreut,
Doch reichte nicht der helle Klang
Zu Berta's Einsamkeit.

Und draußen in des Hofes Kreis,
Da saßen der Bettler viel,
Die labten sich an Trank und Speiß'
Mehr als am Saitenspiel.

Der König schaut in ihr Gebräng
Wohl durch die offene Thür,
Da drückt sich durch die dichte Meng'
Ein feiner Knab' herfür.

Des Knaben Kleid ist wunderbar,
Bierfarb zusammengesüßt;
Doch weilt er nicht bei der Bettlerschaar,
Herauf zum Saal er blickt.

Herein zum Saal klein Roland tritt,
Als wär's sein eigen Haus.
Er hebt eine Schüssel von Fisches Mitt'
Und trägt sie stumm hinaus.

Der König denkt: „was muß ich sehn?
Das ist ein sonder Brauch.“
Doch weil er's ruhig läßt geschehn,
So lassen's die Andern auch.

Es stand nun an eine kleine Weil',
Klein Roland kehrt in den Saal,
Er tritt zum König hin in Gil'
Und saßt seinen Goldpokal.

„Heida! halt an, du feder Wicht!“
Der König ruft es laut.
Klein Roland läßt den Becher nicht,
Zum König auf er schaut.

Der König erst gar finster sah,
Doch lachen muß er bald.
„Du trittst in die goldne Halle da
Wie in den grünen Wald.

Du nimmst die Schüsseln von Königs Fisch,
Wie man Äpfel bricht vom Baum;
Du holst wie aus dem Brunnen frisch
Meines rothen Weines Schaum.“

„Die Bäurin schöpft aus dem Brunnen frisch,
Die bricht die Äpfel vom Baum;
Meiner Mutter ziemet Wildpret und Fisch,
Ihr rothen Weines Schaum.“

„Ist deine Mutter so edle Dam',
Wie du berühmst, mein Kind!
So hat sie wohl ein Schloß luffsam
Und stattlich Hofgesind?“

Sag an! wer ist denn ihr Truchseß?
Sag an? wer ist ihr Schenk?"
„Meine rechte Hand ist ihr Truchseß,
Meine Linke, die ist ihr Schenk.“

„Sag an! wer ist ihr Wächter treu?"
„Mein' Augen blau allstund."
„Sag an! wer ist ihr Säng'er frei?"
„Der ist mein rother Mund.“

„Die Dam' hat wackre Diener traun;
Doch liebt sie sondre Livrei,
Wie Regenbogen anzuschau,
Mit Farben mancherlei.“

„Ich hab bezwungen der Knaben acht
Von jedem Viertel der Stadt,
Die haben mir als Zins gebracht
Vierfältig Luch zur Watt.“

„Die Dame hat nach meinem Sinn,
Den besten Diener der Welt.
Sie ist wohl Bettlerkönigin,
Die offne Tafel hält.“

So edle Dame darf nicht fern
Von meinem Hofe sein.
Wohl auf, drei Damen! auf, drei Herrn!“
Führt sie zu mir herein!“

Klein Roland trägt den Becher stin
Hinaus zum Prunngemach;
Drei Damen, auf des Königs Wink,
Drei Ritter folgen nach.

Es stund nur an eine kleine Weil',
Der König schant in die Fern',
Da kehren schon zurück mit Gil'
Die Damen und die Herrn.

Der König ruft mit einem Mal:
„Hilf Himmel! seh' ich recht?
Ich hab' verspottet im offnen Saal
Mein eigenes Geschlecht.“

Hilf Himmel! Schwester Berta, bleich,
Im grauen Pilgergewand!
Hilf, Himmel! in meinem Prunfsaal reich,
Den Bettlerstab in der Hand!“

Frau Berta fällt zu Füßen ihm,
Das bleiche Frauenbild.
Da regt sich plötzlich der alte Grimm,
Er blickt sie an so wild.

Frau Berta senkt die Augen schnell,
Kein Wort zu reden sich traunt,
Klein Roland hebt die Augen hell,
Den Ohm begrüßt er laut.

Da spricht der König mit mildem Ton:
„Steh auf; du Schwester mein!
Um diesen deinen lieben Sohn
Soll dir verziehen sein.“

Frau Berta hebt sich freudevoll:
„Lieb Bruder mein, wohlan!
Klein Roland dir vergelten soll,
Was du mir Guts gethan.“

Soll werden seinem König gleich,
Ein hohes Helmbild;
Soll führen die Farb' von manchem Reich
In seinem Banner und Schild.

Soll greifen in manches Königs Tisch
Mit seiner freien Hand;
Soll bringen zu Heil und Ehre frisch
Sein seufzend Mutterland.“

König Karls Meerfahrt.

 er König Karl fuhr über Meer
Mit seinen zwölf Genossen,
Zum heiligen Lande steuert er
Und ward vom Sturm verfloßen.

Da sprach der kühne Held Roland:
 „Ich kann wohl fechten und schirmen,
 Doch hält mir diese Kunst nicht Stand
 Vor Wellen und vor Stürmen.“

Dann sprach Herr Holgen aus Dänemark:
 „Ich kann die Harfe schlagen;
 Was hilft mir das, wenn also stark
 Die Wind' und Wellen jagen?“

Herr Oliver war auch nicht froh,
 Er sah auf seine Wehre:
 „Es ist mir um mich selbst nicht so,
 Wie um die Altekkläre.“

Dann sprach der schlimme Ganelon,
 Er sprach es nur verstohlen:
 „Wär' ich mit guter Art davon,
 Mächt euch der Teufel holen!“

Erzbischof Turpin seufzte sehr;
 „Wir sind die Gottesstreiter;
 Komm, liebster Heiland, über das Meer
 Und führ uns gnädig weiter!“

Graf Richard ohne Furcht hub an:
 „Ihr Geister aus der Hölle!
 Ich hab' euch manchen Dienst gethan,
 Jetzt helft mir von der Stelle!“

Herr Naimis diesen Ausspruch that:
 „Schon vielen rieth ich heuer,
 Doch süßes Wasser und guter Rath
 Sind oft zu Schiffe theuer.“

Da sprach der graue Herr Riol:
 „Ich bin ein alter Degen,
 Und möchte meinen Leichnam wohl
 Dereinst in's Trockne legen.“

Es war Herr Gui ein Ritter fein,
 Der sing wohl an zu singen:
 „Ich wollt', ich wär' ein Bègelein,
 Wollt' mich zum Liebchen schwingen.“

Da sprach der edle Graf Garein:
 „Gott helf' uns aus der Schwere!
 Ich trink viel lieber den rothen Wein,
 Als Wasser in dem Meere.“

Herr Lambert sprach, ein Jüngling frisch:
 „Gott woll' uns nicht vergessen!
 Laß' lieber selbst 'nen guten Fisch,
 Statt daß mich Fische fressen.“

Da sprach Herr Gottfried lobesan:
 „Ich laß' mir's halt gefallen,
 Man richtet mir nicht anders an
 Als meinen Brüdern allen.“

Der König Karl am Steuer saß,
 Der hat kein Wort gesprochen,
 Er lenkt das Schiff mit festem Maß,
 Bis sich der Sturm gebrochen.

Neujahrswunsch 1817.

 er redlich hält zu seinem Volke,
 Der wünsch' ihm ein gesegnet Jahr!
 Vor Mißwachs, Frost und Hagelwolke,
 Behüt' uns aller Engel Schaar!
 Und mit dem bang ersehnten Korne,
 Und mit dem lang entbehrten Wein,
 Bring uns dies Jahr in seinem Horne
 Das alte, gute Recht herein!

Man kann in Wünschen sich vergessen,
 Man wünschet leicht zum Ueberfluß,
 Wir aber wünschen nicht vermessen,
 Wir wünschen, was man wünschen muß.
 Denn soll der Mensch in Liebe leben,
 So brauchet er sein täglich Brod,
 Und soll er sich zum Geist erheben,
 So ist ihm seine Freiheit Noth.

Gebet eines Württembergers.

Fer du von deinem ew'gen Thron
Die Völker hütest, groß' und kleine:
Gewiß du blickst auch auf das meine,
Du siehst das Leiden, siehst den Hohn.

Zu unsern König deinen Knecht,
Kann nicht des Volkes Stimme kommen,
Hät' er sie, wie er will, vernommen,
Wir hätten längst das theure Recht.

Doch dir ist offen jeglich Thor,
Dir keine Scheid'wand vorgeschoben,
Dein Wort ist Donnerhall von oben:
Sprich du an unsers Königs Ohr!

Vorwärts.

Vorwärts! fort und immer fort!
Rußland rief das stolze Wort:
Vorwärts!

Preußen hört das stolze Wort,
Hört es gern und hallt es fort:
Vorwärts!

Auf gewalt'ges Oesterreich!
Vorwärts! thu's den andern gleich!
Vorwärts!

Auf du altes Sachsenland!
Zimmer vorwärts, Hand in Hand!
Vorwärts!

Baiern, Hessen schlaget ein!
Schwaben, Franken, vor zum Rhein!
Vorwärts!

Vorwärts, Holland, Niederland!
Hoch das Schwert in freier Hand!
Vorwärts!

Grüß euch Gott, du Schweizerbund,
Elsas, Lothringen, Burgund!
Vorwärts!

Vorwärts, Spanien, Engelland!
Reicht den Brüdern bald die Hand;
Vorwärts!

Vorwärts! fort und immer fort!
Guter Wind und naher Port!
Vorwärts!

Vorwärts heißt ein Feldmarschall
Vorwärts tapfre Streiter all!
Vorwärts!

Württemberg.

Was kann dir aber fehlen,
Mein theures Vaterland?
Man hört ja weit erzählen
Von deinem Seegenstand.

Man sagt: du seist ein Garten,
Du seist ein Paradies;
Was kannst du mehr erwarten,
Wenn man dich selig pries?

Ein Wort, das sich vererbte;
Sprach jener Ehrenmann:
Wenn man dich gern vererbte,
Daß man es doch nicht kann.

Und ist denn nicht ergossen
Dein Fruchtfeld wie ein Meer?
Kommt nicht der Most geflossen
Von tausend Hügeln her?

Und wimmeln die nicht Fische
In jedem Strom und Teich?
Ist nicht dein Waldgebüsch
An Wild nur allzu reich?

Treibt nicht die Wollenherde
Auf deiner weiten Ase?
Und nährst du nicht Pferde
Und Rinder allenthalb?

Hört man nicht fernhin preisen
Des Schwarzwalds stämmig Holz?
Hast du nicht Salz und Eisen,
Und selbst ein Körnlein Gold's?

Und sind nicht deine Frauen
So häuslich, fromm und treu?
Erblüht in deinen Gauen
Nicht Weinsberg ewig neu?

Und sind nicht deine Männer
Arbeitsam, redlich, schlicht?
Der Friedenswerke Kenner,
Und tapfer, wenn man sicht?

Du Land des Korn's und Weines,
Du segenreich Geschlecht,
Was fehlt dir? — All' und Gines:
Das alte, gute Recht.

Gustav Schwab, Wilhelm Müller

und die

Schwäbische Dichterschule.



Im Ludwig Uhland, ihren wackern, ehrenvesten Altmeister her, reiht sich, eine lustige Tafelrunde, noch ein Kreis echt deutscher Dichter, die Alle aus derselben Quelle der Poesie schöpften, wie er; seine Schüler, würdig eines solchen Meisters und selbst, und nicht vergeblich, nach der Krone der Meisterschaft ringend. — Unter ihnen sind die Namen Gustav Schwab und Wilhelm Müller zuerst zu nennen.

Ohne uns jedoch an die Leistungen dieser beiden Männer ausschließlich zu halten, wollen wir zunächst einen Blick auf das Gesamtwirken aller, zu dieser Schule gehörenden Dichter werfen, um die Entwicklung und die Leistungen derselben deutlicher verfolgen zu können.

Wir haben schon einmal darauf hingedeutet, wie die gewaltigen Ereignisse der Zeit auch eine neue und erhöhte Lebensthätigkeit in der deutschen Poesie wahrrielen und diese tritt wohl bei den schwäbischen Dichtern am meisten und deutlichsten hervor. — War das romantische Element zu tief im Wesen des deutschen Volks begründet, als daß es ganz und gar hätte verschwinden dürfen, so konnte doch unmöglich eine Poesie bei demselben Anklang finden, die sich in thränenreicher Sehnsucht nach der Vergangenheit erging, die sich in die dunklen Irregänge der Mystik verlor, wie dies besonders bei den Schülern Tieck's der Fall ist. Wie hatte man nöthig, sich länger mit Sehnsucht der Vergangenheit zu erinnern und mit Bewunderung an jene Helden zurückzudenken, die Blut und Leben für das Vaterland einsetzten. Eine solche Zeit hatte das Volk ja in sich selbst erlebt und nicht das Ritterthum allein, sondern das Volk selbst war es gewesen, welches Theil genommen an dem Kampfe und war eben durch diesen Kampf jenem bevorzugten Stande gleich gestellt worden, zu welchem es früher in sklavischer Abhängigkeit gestanden hatte. In diesem Geiste dichtete Uhland die herrlichen Verse:

Da droben auf dem Hügel
Da steht ein kleines Haus,
Man sieht von seiner Schwelle
In's schöne Land hinaus!
Dort sitzt ein freier Bauer
Am Abend auf der Bank,
Er dengelt seine Sense
Und singt dem Himmel Dank.

I. Band. VIII. Heft.

Da drüben in dem Grunde,
Da dämmert längst der Teich,
Es liegt in ihm versunken
Eine Krone stolz und reich;
Sie löst zu Nacht wohl spielen
Karfunkel und Saphir;
Sie liegt seit grauen Jahren
Und Niemand sucht nach ihr.

I

Und in diesem Sinne dachten und sangen alle die, welche groß geworden waren an der kräftigen markigen Poesie ihres Meisters. Da ist keiner von ihnen klagend und trauernd um die Vergangenheit und weinend am Grabe gefallener Helden, die alten Hünengebilde steigen vielmehr hervor aus ihren Gräbern und erzählen uns ihre Thaten, uns auffordernd, ihrem Beispiele zu folgen. — Aber eben weil diese Poesie vorzugsweise eine Poesie der Freiheit ist, so entwickelt sie sich auch ohne alle Beschränkung und nach allen Seiten. Sie ist nicht blos auf einige herrschende Ideen hingewiesen, sie bewegt sich nicht in einzelnen bevorzugten Anschauungen, sondern sie umflutet das ganze unermessliche Gebiet des poetischen Lebens. So sehen wir in der neuesten Zeit sich bei uns einen Reichthum von Poesie entfalten, wie ihn wohl kein Volk zu keiner Zeit aufzuweisen hat, und in jedem der einzelnen Dichter offenbart sich in der ihm zugehörenden Eigenthümlichkeit der Anschauung doch immer wieder das Grundelement, von welchem er, sich vielleicht selbst unbewußt, ausgegangen — die Freiheit. — Während Heine mit komischen Mitleid auf diejenigen herabblickt, die

„ihm so verzweifelt nachgedichtet“

ruft Uhland seinen Schülern die ermutigenden Worte zu:

„Singe, wem Gesang gegeben
Zu dem deutschen Dichterwald!
Das ist Freude, das ist Leben,
Wenn's von allen Zweigen schallt.

Nicht an wenig stolze Namen
Ist die Liederkunst gebannt;
Ausgestreuet ist der Saamen
Ueber alles deutsche Land.“

Den Geist dieser Worte finden wir denn auch bei allen zur schwäbischen Dichterschule gehörenden Sängern wieder, und es ist daher nicht zu verwundern, wenn wir bei Vielen derselben manches Gedicht finden, das wohl besser nicht geschrieben wäre und das ziemlich deutlich ein, und noch dazu verunglücktes Nachahmen ihres Meisters verräth; aber nichtsdestoweniger ist diese Schule reich an echt poetischen Bestrebungen, welche uns jenes Ueberflüssige gern vergessen lassen.

So finden wir gleich bei Gustav Schwab, der wohl nach Uhland der Bedeutendste der schwäbischen Dichterschule ist, gerade in der Rhapsodie, zu welcher Dichtungsart wohl die meisten seiner epischen Gedichte gehören dürften, sehr häufig einen Mangel an aller poetischen Grundlage, so daß diese Gedichte zu einer gewöhnlichen Keimerei herabsinken, während einzelne dagegen, wie z. B. der Appenzeller Krieg zu dem Besten gehören, was je in dieser Beziehung geleistet wurde. Seine Palladen zeugen dagegen sämmtlich von einem echt poetischen Geist und haben durchweg einen klassischen Werth. So ist z. B. „das Mahl zu Heidelberg“ eine Dichtung, die dem Uhland'schen „Schenk von Fimburg“ vollständig gleich gestellt zu werden verdient. Eine bekannte und an sich ganz gewöhnliche Anekdote ist hier zu einem reich poetischen Gemälde umgeschaffen, und diese schöpferische Kraft spricht sich auch bei allen andern Dichtungen Schwab's dieser Art aus. Wir führen als deutlichsten Beweis hier die beiden Gedichte: „des Fischers Haus“ und „das Gewitter“ an (man vergleiche die beiden Gedichte weiter unten). Zu dem ersten dieser beiden Werke macht Schwab die Anmerkung, daß demselben eine wirkliche Begebenheit zum Grunde liege, die er in seiner Beschreibung des Bodensees mit folgenden Worten erzählt: „Im Jahre 1692 versank zu Gottlieben (einem Orte des Cantons Thurgau am Bodensee) bei einem starken Winde und einer fast unmerklichen Erderschütterung innerhalb drei Stunden das Ufer mit vier Häusern in den Untersee. Man glaubte, daß es von Karpfen und Forellen unterkreßen worden sei.“ Diese einfache Thatsache hat dem Dichter den Stoff zu seinem wunderschönen Gedichte gegeben, in welchem er die Fische als eine, sich der stolzen Uebermacht des Menschen widersetzen Kraft darstellt und das Unterhöhlen des Ufers nicht als eine im Instinkt der Fische liegende Wirkung, sondern als eine Aeußerung ihres freien Willens, als einen Kampf gegen die Tyrannei eines übermächtigen Wesens betrachtet. Auch das zweite, vorher genannte Gedicht: das Gewitter, hat einen ebenso unbedeutenden Anlaß, den die Poesie des Dichters so schön zu gestalten wußte, und Schwab macht hierzu die folgende Anmerkung: „Am 30. Juni 1828 schlug der Blitz in ein von zwei armen Familien bewohntes Haus der württembergischen Stadt Tuttlingen und tödtete vier Personen weiblichen Geschlechts, Großmutter, Mutter, Tochter und Enkelin, die erste 71, die letzte 8 Jahr alt.“

Aber nicht allein die hier genannten, sondern auch die übrigen Balladen Schwabs sichern ihm unter Deutschlands Dichtern einen Namen, der zu den besten der Nation gezählt werden muß, und noch mehr und Besseres würde er geleistet haben, wenn er seiner eigenen Richtung getreu geblieben und weniger Uhland's Beispiel nachzustreben bemüht gewesen wäre. — Geboren wurde Schwab den 19. Juni 1792 zu Stuttgart, wo er das Gymnasium besuchte, dann in den Jahren 1809 bis 1814 Theologie in Eübingen studierte; nachher wurde er Repetent an dem theologischen Seminar der dortigen Universität und 1817 Professor am Gymnasium zu Stuttgart. Späterhin, 1837 nahm er die Stelle eines Pfarrers zu Gomaringen an.

Ebenfalls der schwäbischen Dichterschule gehörend, indessen mehr dem Lyrischen zugewandt, ist Justinus Kerner.

„Es war eine schöne Zeit in der bösen Napoleonischen“, sagt Fr. Strauß; „als die drei Dichter: Kerner, Uhland und Schwab zusammen in Eübingen studierten. Die klassische Form für die deutsche Poesie war durch Göthe und Schiller errungen, und so eben bestrebten sich die Romantiker, Cich an der Spitze, ihr ein deutscheren, wärmeren, religiöseren Inhalt, und damit auch der Form theils mehr Innigkeit und volkmäßige Einfachheit, theils eine noch freiere Ungebundenheit zu verleihen. Unsere drei jungen schwäbischen Dichter, durch Talent und Neigung vorzugsweise zur Lyrik bestimmt, wetteiferten in Liedern und Romanzen, von denen manche noch jetzt zu den schönsten Erzeugnissen deutscher Dichtung gehören. Doch ließ sich schon damals, und läßt sich überhaupt in den Dichtungen, namentlich von Uhland und Kerner, bereits die innere Verschiedenheit nachweisen, welche die beiden Männer nachher in so verschiedene Richtungen des Lebens und der Thätigkeit auseinander geführt hat. So oft wir auch beide auf demselben Gebiete treffen, so ist dieser gemeinsame Boden doch nicht das Feld, auf welchem jeder von Beiden die meiste Stärke besitzt. Um bei dem Unbestimmteren, wie, daß Uhland mehr verständlich, plastisch, Kerner mehr empfindend und phantastisch ist, uns nicht aufzuhalten, so kann wohl am bezeichnendsten gesagt werden: Uhlands Gabe ist, sich in bestimmte menschliche Zustände hinein, Kerners, sich über sie hinaus zu empfinden. Die Situationen des Frühlings, der Reise, des Schäfers-, Sängers- und Ritterlebens sind es, in welche sich Uhland mit Liebe und Behagen zu versetzen und sie uns auf's Lebendigste vorzuführen weiß; Kerner'n dagegen treibt es nicht nur aus dem Menschentreiben in die Natur, aus der Ebene in die Berge und Wälder, sondern überhaupt aus der irdischen Fremde in die höhere Heimath, aus dem Leben in den Tod hinüber. Hierdurch fällt innerhalb des Bodens der Romantik selber wieder Uhland der klassischen, Kerner der romantischen Seite zu. Uhlands Muse, so oft sie auch in das Unendliche als solches hinüberstrebt, weiß sich doch noch öfter in ihren besten Erzeugnissen im Endlichen anzubauen, und in ihm das Unendliche zu finden; die Kerner'sche, obwohl es auch ihr in manchen Balladen und Liedern gelingt, im Diesseits sich zu befriedigen, zeigt doch ihren eigenthümlichen Charakter da, wo sie das gegebene Menschliche verflüchtigt und im Pulse der Sehnsucht in das Jenseits aufsteigen läßt. Was Wunder, daß, um im Bilde zu bleiben, die in's Jenseits aufgestiegenen Pflüfte und Pünste oben zu gespenstigen Wolken zusammengerinnen, welche dann natürlich nicht unterlassen werden, manch spukhaftes Hagelkorn in unser Diesseits herabzuwerfen; so wie andrerseits Uhlands Behagen am Diesseitigen, da es nur ein Behagen an den einfachsten sittlichen Elementarzuständen, wie Familien, altdeutscher Staat als Zusammentritt freier Männer, Kerner's Liebe in ihren naivsten Formen ist, in ein Unbehagen an allem demjenigen umschlagen mußte, was in Staat, Sitte und Litteratur jetzt über jene Anfangsgründe hinausgeht.“

Ueber Kerners Leben fügen wir die kurze Notiz hinzu, daß derselbe am 18. Februar 1786 zu Ludwigsburg geboren wurde und Medizin in Eübingen studierte, wo er, wie aus dem vorigen Citat hervorgeht, mit Schwab und Uhland in freundschaftlicher Beziehung stand. Nachdem er zum Doktor promovirt, machte er mehre wissenschaftliche Reisen und wurde endlich Oberamtsarzt in Weinsberg. Nach ihm sind, als zur schwäbischen Dichterschule gehörend, noch Karl Maier, Karl Rudolph Canner, zuletzt Präsident des Obergerichts in Sarau, und Abraham Emanuel Fröhlich, Prediger und Lehrer ebendasselbst, zu nennen, von denen die beiden Ersteren mit Kerner große Aehnlichkeit haben. Fröhlich indessen hat jene Anschauung der Romantik, die ihn zu einem Jünger der schwä-

bischen Schule macht, in das Gebiet der Fabel übertragen und eine unbestreitbare Meisterschaft darin an den Tag gelegt. Schon dadurch haben seine Arbeiten ein besonderes Verdienst, daß er den Stoff zu ihnen, wie Gellert, und wie die Meisten seiner Vorgänger gethan, nicht aus alten Geschichten entlehnte, sondern der Natur selbst entnahm. Auch in der äußern Haltung haben seine Fabeln etwas Eigenthümliches, da sie ihrem Rhythmus nach an das Lyrische grenzen. Gerade dies zeigt am deutlichsten, obgleich es ihm von mehreren Seiten zum Vorwurf gemacht ist, daß sie aus der lyrischen Naturanschauung des Dichters entspringen und ein unbedingt selbstständiges Werk seines Geistes sind.

Der Einfluß Uhland's auf die deutsche Poesie war indessen zu gewichtig, als daß er nur auf die engeren Grenzen seines Vaterlandes und die mit ihm in nähere Beziehung stehenden Personen, denselben ausgeübt haben sollte, und so begegnet uns denn auch im Norden Deutschlands so mancher Dichter, den wir nothwendig der schwäbischen Schule zugesellen müssen. Unter diesen ist Wilhelm Müller einer der Ersten. Er wurde in Pessau am 7. October 1795 geboren und studirte bis zum Jahre 1812 Philosophie in Berlin. Beim Ausbruch des Krieges trat er als Freiwilliger in die preussische Armee ein, wo er die hauptsächlichsten Schlachten mitmachte und dann nach Berlin zurückkehrte, um seine Studien zu vollenden. Im Jahre 1817 unternahm er eine Reise nach Italien und wurde nach seiner Rückkehr in Pessau zum Professor und später zum Bibliothekar und Hofrath daselbst ernannt. Er starb dort am 1. October 1827. Müllers sämtliche Dichtungen zeugen sowohl von einem großen Reichthum tiefpoetischer Gedanken, als auch von einer tiefgemüthlichen Innigkeit, die an manchen Stellen zu einer recht jovialen, ansprechenden Fröhlichkeit wird. So sind seine Lieder, in denen er die Natur schildert, und viele muntere, ansprechende Trinklieder, wie z. B. „die Arche Noäh“, „Est, Est“ und mehre Andere. Nicht geringes Aufsehen erregten indessen bei ihrem Erscheinen, und sie verdienen dasselbe auch im hohen Grade, seine „Griechenlieder.“ Ein tiefes Gefühl, eine vollendete Sprache und poetische Auffassung zeichnen diesen Cyclus von Gesängen aus und besonders schön ist das, welches er „die letzten Griechen“ benannte, worin er seinen gerechten Schmerz über die Theilnahmlosigkeit der Europäischen Fürsten und Völker an die Leiden ihrer christlichen Mitbürger ausspricht und ihnen sagt, daß ihnen, welche griechische Sprache und Kunst zu verstehen vorgeben, doch das innerste Wesen jenes einst so berühmten Staates fremd geblieben sei, die Freiheit.

— „Was habt Ihr Völker denn gelernt von Hellas alter Kunst?
Frei sein! So heißt ihr erster Spruch.“

Und bei diesem Gefühl für das Unglück Anderer vergaß der Dichter auch des eigenen Vaterlandes nicht. „Der Adler von Arkona“ ist ein schönes Gedicht, in welchem er die Sehnsucht nach der Wiedervereinigung des deutschen Reiches ausspricht und nicht minder bedeutungsvoll ist das, was er in dem „Hünengrab“ sagt. —

Zwar müßten wir bei dieser Gelegenheit noch der kräftigen gehaltvollen Poesie Eichendorf's und Hoffmann's von Fallersleben gedenken, die gleichfalls zu der schwäbischen Dichterschule gehören, da dieselben indessen in einem andern Hefte eine ausführlichere Erwähnung finden werden, schließen wir hier und theilen einige Gedichte der oben genannten Dichter mit, die wir aus den betreffenden Sammlungen derselben entlehnen.

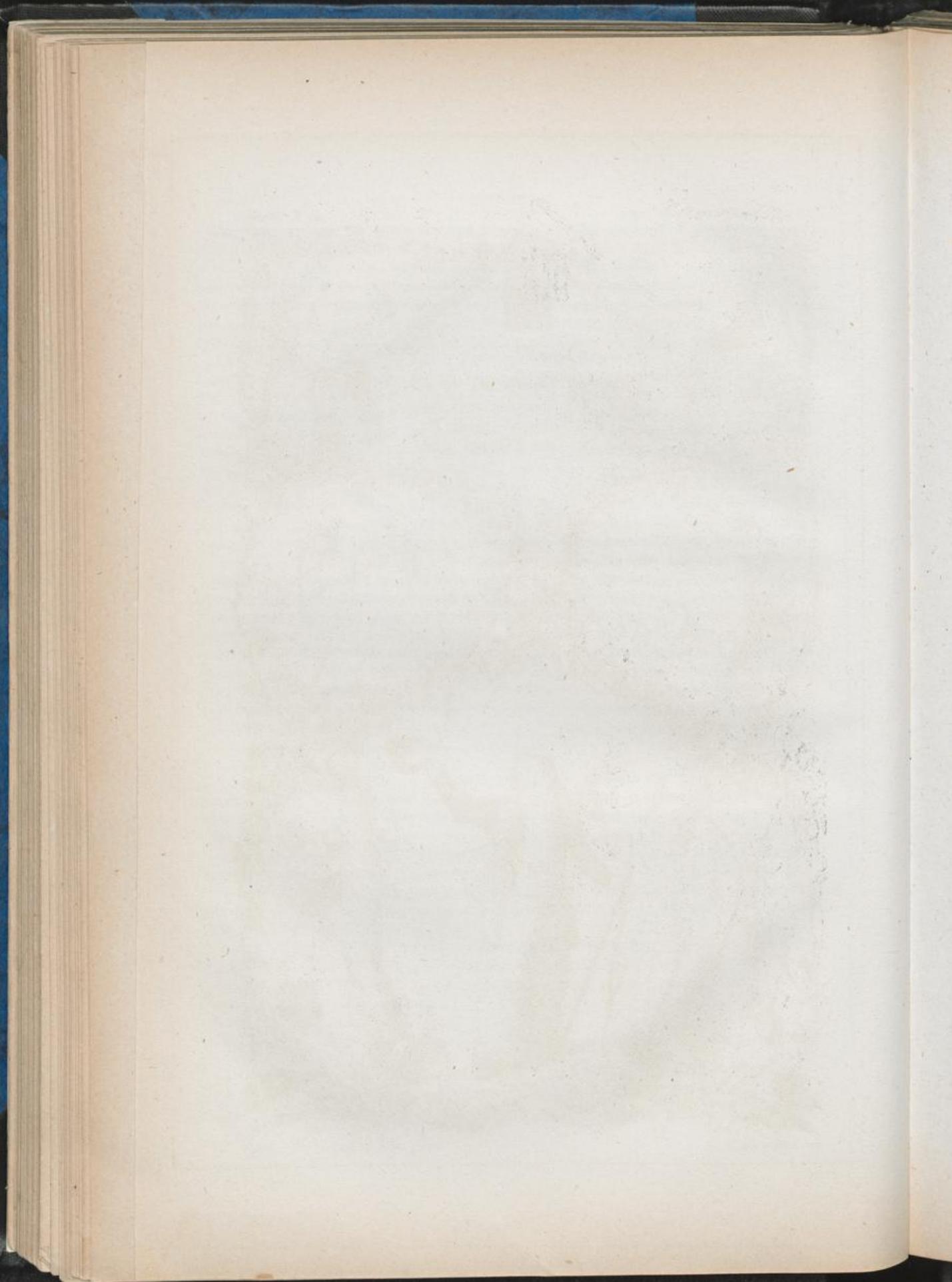
Lied eines abziehenden Burschen.

von G. Schwab.



gez. u. radirt v. A. Müller.

Verlag von A. Hofmann & Comp. in Berlin.



Gustav Schwab.

Lied eines abziehenden Burschen.



emooster Bursche zieh' ich aus,
Behüt' dich Gott, Philisters Haus!
Zur alten Heimath geh' ich ein,
Muß selber nun Philister sein.

Fahet wohl ihr Straßen g'rad' und krumm,
Ich zieh' nicht mehr in euch herum,
Durchtön' euch nicht mehr mit Gesang,
Mit Lärm nicht mehr und Sporenklang.

Was wollt ihr Kneipen all' von mir?
Mein Bleiben ist nicht mehr allhier,
Winkt nicht mit eurem langen Arm,
Macht mir mein durstig Herz nicht warm.

Si, grüß' euch Gott, Collegia!
Wie steht ihr in Parade da.
Ihr dumpfen Säle groß und klein,
Jetzt kriegt ihr mich nicht mehr herein.

Auch du von deinem Giebeldach
Siehst mir umsonst, o Carcer, nach.
Für schlechte Herberg' Tag und Nacht,
Sei dir ein Vereat gebracht!

Du aber blüh' und schalle noch,
Leb' alter Wassenboden hoch!
Es stärkt den Geist die Wissenschaft,
So stärke du des Armes Kraft.

Da komm' ich, ach, an Liebchens Haus:
O Kind, schau noch einmal herans!
Herans mit deinen Auglein klar,
Mit deinem dunkeln Lockenhaar!

Und hast du mich vergessen schon,
So wünsch' ich dir nicht bösen Lohn;
Such' dir nur einen Buhlen neu,
Doch sei er flott gleich mir und treu!

Und weiter, weiter geht mein Lauf,
Thut euch, ihr alten Thore, auf!
Leicht ist mein Sinn, und frei mein Pfad,
Gehab dich wohl, du Musenstadt!

Ihr Freunde, drängt euch um mich her,
Macht mir mein leichtes Herz nicht schwer,
Auf frischem Ross, mit frohem Sang
Geleitet mich den Weg entlang.

Im nächsten Dorfe kehret ein,
Trinkt noch mit mir von Einem Wein. —
Und nun denn, Brüder, sei's, weil's muß!
Das letzte Glas, den letzten Kuß!

Das Mahl zu Heidelberg.



Von Württemberg und Baden
Die Heere zogen aus,
Von Weg des Bischofs Gnaden
Vergaß das Gotteshaus;
Sie zogen aus, zu kriegen
Wohl in die Pfalz am Rhein,
Sie stehen da, sie liegen
Im Sommer Sonnenschein.

Umsonst die Nebenblüthe
Sie trinkt mit mildem Duft,
Umsonst des Himmels Güte
Aus Aehrenfeldern ruft:
Sie brannten Hof und Scheuer,
Das heulte Groß und Klein;
Da leuchtete vom Feuer
Der Neckar und der Rhein.

Mit Gram von seinem Schlosse
Sieht es der Pfälzer Frig;
Heißt springen auf die Rosse
Zwei Mann auf einen Sitz.
Mit enggebrängtem Volke
Sprengt er durch Feld und Wald,

Da ward die kleine Wolke
Zum Wetterhimmel bald.

Sie wollen seiner spotten,
Da sind sie schon umringt,
Und über ihren Rotten
Sein Schwert der Sieger schwingt.
Vom Hügel sieht man prangen
Das Heidelberger Schloß,
Dahin führt er gefangen
Die Fürsten sanimt dem Troß.

In hinterst an der Mauer,
Da ragt ein Thurm so fest,
Der ist ein Sitz der Trayer,
Der Schlang' und Gule Nest;
Dort sollen sie ihm küßen
Im Kerker trüb und kalt,
Es gähnt zu ihren Füßen
Ein Schlund und finst'rer Wald.

Hier lernt vom Grimme rasen
Der Württemberger Uß,
Der Bischof hält ein Fasten,
Der Markgraf läßt vom Trug.
Sie mochten schon in Sorgen
Um Leib und Leben sein,
Da trat am andern Morgen
Der stolze Pfälzer ein.

„Herauf, Ihr Herrn, gestiegen
„In meinen hellen Saal!
„Ihr sollt nicht fürder liegen
„In Finsterniß und Dual.
„Ein Mahl ist Euch gerüstet,
„Die Tafel ist gedeckt,
„Drum, wenn es Euch gelüstet,
„Versucht, ob es Euch schmeckt.“

Sie lauschen mit Gefallen,
Wie er so lächelnd spricht,
Sie wandeln durch die Hallen
An's gold'ne Tageslicht,
Und in dem Saale winket
Ein herrliches Gelag,
Es dampfet und es blinket,
Was nur das Land vermag.

Es setzten sich die Fürsten,
Da mocht' es seltsam sein!
Sie hungern und sie dürsten
Beim Braten und beim Wein.
„Nun, will's Euch nicht behagen?
„Es fehlt doch, dünkt mir, nichts?
„Vorüber ist zu klagen?
„An was, Ihr Herr'n, gebricht's?“

„Es schickt zu meinem Tische
„Der Denwald das Schwein,
„Der Neckar seine Fische,
„Den frommen Trank der Rhein!
„Ihr habt ja sonst erfahren,
„Was meine Pfalz bescheert,
„Was wollt Ihr heute sparen,
„Wo keiner es Euch wehrt?“

Die Fürsten sahen verlegen
Den Andern Jeder an;
Am Ende doch verwegen
Der Ulrich da begann:
„Herr, fürklich ist Dein Wissen,
„Doch Gines thut ihm noth,
„Das mag kein Knecht vermessen!
„Wo liehest Du das Brot?“

„Wo ich das Brot gelassen?“
Sprach da der Pfälzer Friß,
Er traf, die bei ihm saßen,
Mit seiner Augen Blick;
Er that die Fenstersporten
Weit auf im hohen Saal,
Da sah man aller Orten
In's offne Neckarthal.

Sie sprangen von den Stühlen
Und blickten in das Land,
Da rauchten alle Mühlen
Rings von des Krieges Brand;
Kein Hof ist da zu schauen,
Wo nicht die Scheune dampft,
Von Rosses Huf und Klauen
Ist alles Feld zerstampft.

„Nun spricht, von wessen Schulden
„Ist so mein Mahl bestellt?“

„Ihr müßt Euch wohl gedulden,
„Bis Ihr besät mein Feld,
„Bis in des Sommers Schwüle
„Mir reiset Eure Saat,
„Und bis mir in der Mühle
„Sich wieder dreht ein Rad.“

„Ihr seht, der Westwind säthelt
„In Stoppeln und Gesträuch,
„Ihr seht, die Sonne lächelt,
„Sie wartet nur auf Euch!
„Drum sendet flugs die Schlüssel
„Und öffnet Euren Schatz,
„So findet bei den Schlüssel
„Das Brot den rechten Platz!“



Des Fischers Haus.

„Ein Haus hat der Fischer gebaut,
Es nehet dicht an den Wellen,
In der blauen Flut sich's beschaut,
Als sprach es: wer kann mich fällen?

Die Mauern, die sind so dicht,
Voll Korn und Wein sind die Räume,
Es zittert das Sonnenlicht
Herunter durch Blüthenbäume.

Und Neben winken herein
Von grünen, schirmenden Hügeln,
Die lassen den Nord nicht ein,
Die einhaucht nur der West mit den Flügeln.

Und am Ufer der Fischer steht,
Es spielt sein Netz in den Wellen,
Umsonst Ihr Euch wendet und dreht,
Ihr Karpfen, Ihr zarten Forellen!

„Sein frevelnder Arm Euch zieht
Im engen Garn an's Gestade;
Kein armes Fischlein entflieht,
Das kleinste nicht findet Gnade.“

Aufsteiget kein Wasserweib,
Euch zu retten, Ihr stillen, Ihr guten!
Und lockt mit dem seligen Leib
Ihn hinab in die schwellenden Fluten.

„Ich bin der Herrscher im See,
„Ein König im Reiche der Bogen!“
So spricht er und schnell in die Höh'
Den schweren Angel im Bogen.

Und Gner Leben ist aus,
Der Fischer, mit frohem Behagen
Er tritt in das stattliche Haus
An den harten Stein Guch zu schlagen.

Er legt sich auf weichen Pfühl,
Von Gold und Beute zu träumen; —
O Nacht, so süßer und kühl,
Wo Hamen und Angel säumen!

Da regt sich das Leben im Grund,
Da wimmelt's von Karpf und Forelle,
Da nagt's mit geschäftigem Mund
Und schlüpft unter's Ufer im Duell.

Und frühe beim Morgenroth
Der Fischer kommt mit den Flechten;
Am Tage drohet der Tod,
Die Rache schafft in den Nächten.

Von Jahr zu Jahr sie nicht ruht,
Die Alten zeigen's den Jungen;
Bis daß die schweigende Flut
Ist unter das Haus gedrungen;

Bis daß in sinkender Nacht
Wo der Fischer träumt auf dem Pfühle,
Das Haus, das gewaltige, kracht,
Versinkt in der Bogen Gewühle.

Ausgießet sich Korn und Wein,
Es öffnet der See den Rachen,
Er schlingt den Mörder hinein,
Er hat nicht Zeit zum Erwachen.

Die Gärten, die Bäume zugleich,
Sie schwinden, sie setzen sich nieder,
Es spielen im freien Reich
Die Fische, die fröhlichen, wieder.

Das Gewitter.

Grahne, Großmutter, Mutter und Kind,
In dumpfer Stube beisammen sind;
Es spielet das Kind, die Mutter sich schmückt,
Großmutter spinnt, Urahne gebücht
Sitzt hinter dem Ofen im Pfühl —
Wie wehen die Lüfte so schwül!

Das Kind spricht: „Morgen ist's Feiertag,
„Wie will ich spielen im grünen Hag,
„Wie will ich springen durch Thal und Hö'n,
„Wie will ich pflücken viel Blumen schön;
„Dem Anger, dem bin ich hold!“ —
Hört Ihr's, wie der Donner grollt?

Die Mutter spricht: „Morgen ist's Feiertag,
„Da halten wir alle fröhlich Gelag,
„Ich selber, ich rißte mein Feierkleid;
„Das Leben, es hat auch Lust nach Leid,
„Dann scheint die Sonne, wie Gold!“ —
Hört Ihr's, wie der Donner grollt?

Großmutter spricht: „Morgen ist's Feiertag,
„Großmutter hat keinen Feiertag,
„Sie kochet das Mahl, sie spinnet das Kleid,
„Das Leben ist Sorg' und viel Arbeit;
„Wohl dem, der that, was er sollt!“ —
Hört Ihr's, wie der Donner grollt?

Urahne spricht: „Morgen ist's Feiertag,
„Am liebsten morgen ich sterben mag:
„Ich kann nicht singen und scherzen mehr,
„Ich kann nicht sorgen und schaffen schwer,
„Was thu' ich noch auf der Welt?“ —
Seht Ihr, wie der Blitz dort fällt?

Sie hören's nicht, sie sehen's nicht,
Es flammt die Stube wie lauter Licht:
Urahne, Großmutter, Mutter und Kind
Bom Strahl mit einander getroffen sind,
Vier Leben endet Ein Schlag —
Und Morgen ist's Feiertag.

Alexander Ypsilanti

von W. Müller.



gez. u. radirt von A. Müller.

Verlag von A. Hofmann & Comp in Berlin.

Wilhelm Müller.

Alexander Ypsilanti auf Munkacs.



Alexander Ypsilanti saß auf Munkacs hohem Thurm,
An den morschen Fenstergittern rüttelte der wilde Sturm;
Schwarze Wolfenzüge flogen über Mond und Sterne hin,
Und der Griechenfürst erseufzte: „Ach, daß ich gefangen bin!“
An des Mittags Horizonte hing sein Auge unverwandt:
„Läg' ich doch in deiner Erde, mein geliebtes Vaterland!“
Und er öffnete das Fenster, sah' in's öde Land hinein,
Krähen schwärmten in den Gründen, Adler um das Felsgestein.
Wieder sang er an zu seufzen: „Bringt mir Keiner Botschaft her
„Aus dem Lande meiner Väter?“ und die Wimper ward ihm schwer,
War's von Thränen, war's von Schlummer, und sein Haupt sank in die Hand.
Seht! sein Antlitz wird so helle, träumt er von dem Vaterland?
Also saß er, und zum Schläfer trat ein schlichter Heldenmann,
Sah mit freudig ernstem Blicke lange den Betrübten an:
„Alexander Ypsilanti! sei gegrüßt und fasse Muth!
„In der engen Felsengasse, wo geflossen ist mein Blut,
„Wo in Einem Grab die Asche von dreihundert Spartanern liegt,
„Haben über die Barbaren freie Griechen heut' gesiegt.
„Diese Botschaft Dir zu bringen, ward mein Geist herabgesandt,
„Alexander Ypsilanti! frei wird Hellas' heil'ges Land!“
Da erwacht der Fürst vom Schlummer, ruft entzückt: „Leonidas!“
Und er fühlt, von Freudenthränen sind ihm Aug' und Wangen naß.
Horch! es rauscht ob seinem Haupte, und ein Königsadler fliegt
Aus dem Fenster, und die Schwieger in dem Monden-Strahl er wiegt.

Die Schärpe.

Es war eine Königstochter,
Blauäugig, lilienblau,
Die spann eine silberne Schärpe
Viel Sommermonde lang.

Sie saß auf hohem Stuhle
Vor ihres Schlosses Thür
Im hellen Mondenscheine,
Und webte für und für.

Da zogen viele Ritter
Alltäglich aus und ein,
Und jeder dacht' im Herzen:
Weß wird die Schärpe sein?

Sie sah nicht auf vom Werke,
Hielt keiner Frage Stand;
Sie stickte ihren Namen
Schwarz in das weiße Band.

Da kam ein Sturm gestogen
Hoch von den Bergen her,
Und riß vom leichten Rahmen
Die Schärpe fort in's Meer.

Die Magd saß unbetroffen,
Als müßt' es also sein,
Stand auf von ihrem Sessel
Und ging zur Kammer ein.

Sie zog aus ihrer Lade
Ein schwarzes Trauerkleid, —
Wer trug um eine Schärpe
Wohl je so schweres Leid?

Drei Tage und drei Nächte
Sie saß in dunkler Tracht:
Da tönt das Horn des Wächters
Wohl in der dritten Nacht.

Ein Bote hält am Thore,
Trägt ferne Kunde her:
Gefcheitert schwimmt die Flotte
Des Königs auf dem Meer,

Und an das Ufer werfen
Die Wogen mit der Fluth
Viel edle Helbenleichen
Viel reiches Goldengut.

Es stand die Königstochter
An ihrem Fensterlein:
„Sag', Bote, was flattert am Arme
„So hell Dir im Mondenschein?“

„Es ist eine silberne Schärpe,
„Die bring' ich her vom Strand,
„Da wand ich einem Ritter
„Sie aus der starken Hand.“

„„Des thätst Du Dich nicht rühmen,
„„Wenn der am Leben wär'!
„„Geh', trag' ihm Deine Deute
„„Zurück zum blauen Meer,““

„„Und wenn ihr ihn begrabet,
„„Legt auch die Schärpe bei,
„„Und neben seinem Lager
„„Laßt eine Stätte frei!““

Versprochen und zerbrochen.

Die manches Glas bezahlt' ich hier
Und hab' es nicht zerbrochen!
Auch nicht ein Küßchen giebst du mir
Und hast so viel versprochen.

Und küssest du mich heute nicht,
Will ich bis morgen zehen;
Und wenn mir die Geduld zerbricht,
Mag auch ein Krug zerbrechen.

Die Arche Noäh.

Was Essen, nicht das Trinken,
 Bracht uns um's Paradies.
 Was Adam einst verloren
 Durch seinen argen Biß,
 Das giebt der Wein uns wieder,
 Der Wein und frohe Lieder.

Und als die Welt auf's Neue
 In Bauches Lust versank
 Und in der Sünde Fluten
 Die Creatur ertrank,
 Blieb Noah doch am Leben,
 Der Pflanzler edler Reben.

Er floh mit Weib und Kindern
 Wohl in sein größtes Faß,
 Das schwamm hoch auf den Fluten,
 Und Keiner wurde naß.
 So hat der Wein die Frommen
 Dem Wassertod entnommen.

Und als die Flut zerronnen,
 Da blieb das runde Haus
 Auf einem Berge sitzen,
 Und Alle stiegen aus,
 Begrüßten froh das Leben
 Und pflanzten neue Reben.

Das Faß blieb auf dem Berge
 Zum Angedenken stehn:
 Zu Heidelberg am Neckar
 Könnt ihr es selber sehn.
 Nun wißt ihr, wer die Reben
 Am Rhein uns hat gegeben.

Und will noch Einer wagen
 Den heil'gen Wein zu schmä'h'n,
 Der soll in Wasserfluten
 Erbärmlich untergehn. —
 Stoßt an und singt, ihr Brüder:
 „Der Wein und frohe Lieder!“

Höhen und Thäler.

Ein Mädchen wohnt im Niederland
 Und ich wohn' auf der Höh',
 Und daß so steil die Berge sind,
 Das thut uns Weiden weh.

Ach Felsen, ihr hohen Felsen, ihr!
 Wozu seid ihr doch da?
 Wenn's überall sein eben wär',
 So wär' mein Schatz mir naß!

Der Vater spricht: „Bleib' hier, mein Sohn,
 „Und bring' Dein Weib herauf!“
 Das Mädchen spricht: „Es kann nicht sein,
 „Mein Haus ich nicht verkauf!“

Ach Felsen, ihr hohen Felsen, ihr,
 Wenn ihr doch sänket ein! —
 Dann wär' der Streit ja gleich vorbei
 Und's Mädchen wäre mein. —

Der Schiffer auf dem Festlande.

Vor meines Vaters Hause,
 Nicht ferne von dem Strand,
 Da liegt ein alter Nachen,
 Bedeckt mit Schilf und Sand.

Und wenn die Boote segeln
 Hinaus zum Häringfang,
 Dann fracht der alte Nachen
 Und macht die Fischer bang.

War einst der schönste Nachen,
 Trug einst den schönsten Mann;
 Den Mann verschlang die Woge,
 Den Nachen trieb sie an.

Da ließen sie ihn liegen,
 Wohin ihn warf die Flut —
 Wie läg' ich still im Lande
 Mit meinem Schifferblut?

Christian Justinus Kerner.

Kaiser Rudolph's Ritt zum Grabe.

Auf der Burg zu Gernersheim,
Stark am Geist, am Leibe schwach,
Sitzt der greise Kaiser Rudolph,
Spielend das gewohnte Schach.

Und er spricht: „Ihr guten Meister!
„Herzte! sagt mir ohne Zagen:
„Wann aus dem zerbroch'nen Leib
„Wird der Geist zu Gott getragen?“

Und die Meister sprechen: „Herr,
„Wohl noch heut' erscheint die Stunde.“
Freundlich lächelnd spricht der Greis:
„Meister! Dank für diese Kunde!“

„Auf, nach Speyer! auf, nach Speyer!“
Ruft er, als das Spiel geendet;
„Wo so mancher deutsche Held
„Liegt begraben, sei's vollendet!“

„Blas't die Hörner! bringt das Ross,
„Das mich oft zur Schlacht getragen!“
Zaudernd sehn die Diener all,
Doch er ruft: „Folgt ohne Zagen!“

Und das Schlachtross wird gebracht.
„Nicht zum Kampf, zum ew'gen Frieden,“
Spricht er, „trage, treuer Freund,
„Setz den Herrn, den lebensmüden!“

Weinend steht der Diener Schaar,
Als der Greis auf hohem Rosse,
Rechts und links ein Kapellan,
Zieht, halb Leich', aus seinem Schlosse.

Trauernd neigt des Schlosses Lind'
Vor ihm ihre Nester nieder,
Vögel, die in ihrer Hut,
Singen wehmuthsvolle Lieder.

Mancher eilt des Wegs daher,
Der gehört die bange Sage,
Sieht des Helden sterbend Bild
Und bricht aus in laute Klage.

Aber nur von Himmelslust
Spricht der Greis mit jenen Zweien,
Lächelnd blickt sein Angesicht,
Als ritt er zur Lust in Maien.

Von dem hohen Dom zu Speyer
Hört man dumpf die Glocken schallen.
Ritter, Bürger, zarte Frau'n
Weinend ihm entgegenwallen.

In den hohen Kaisersaal
Ist er rasch noch eingetreten;
Sitzend dort auf gold'nem Stuhl,
Hört man für das Volk ihn beten.

„Reichet mir den heiligen Leib!“
Spricht er dann mit bleichem Munde,
Drauf verjüngt sich sein Gesicht,
Um die mittlernächte Stunde.

Da auf einmal wird der Saal
Hell von überird'schem Lichte,
Und entschlummert sitzt der Held,
Himmelsruh' im Angesichte.

Glocken dürfen's nicht verkünden,
Boten nicht zur Leiche bieten,
Alle Herzen längs des Rheins
Fühlen, daß der Held verschieden.

Nach dem Dome strömt das Volk
Schwarz unzähligen Gewimmels.
Der empfing des Helden Leib,
Seinen Geist der Dom des Himmels.

Der Wassermann.


 Es war in der Maien lindem Glanz
 Da hielten die Jungfern von Tübingen Tanz.
 Sie tanzten und tanzten wohl allzumal
 Um eine Linde im grünen Thal.
 Ein fremder Jüngling im stolzen Kleid
 Sich wandte bald zu der schönsten Maid.
 Er reicht ihr dar die Hände zum Tanz,
 Er setzt ihr auf's Haar einen meergrünen Kranz.
 „O Jüngling! warum ist so kalt Dein Arm?“
 In Neckars Tiefen da ist's nicht warm.
 „O Jüngling! warum ist so bleich Deine Hand?“
 In's Wasser dringt nicht der Sonne Brand!
 Er tanzt mit ihr von der Linde weit.
 „Laß, Jüngling! Horch, die Mutter mir schreit!“
 Er tanzt mit ihr den Neckar entlang:
 „Laß, Jüngling! weh! mir wird so bang!“
 Er faßt sie fest um den schlanken Leib:
 Schön Maid! Du bist des Wassermanns Weib!
 Er tanzt mit ihr in die Wellen hinein:
 „O Vater und o du Mutter mein!“
 Er führt sie in einen krystallinen Saal:
 „Ade, ihr Schwestern im grünen Thal!“

Der Bürgerwall.


 Ritterthum kann nimmer heißen
 Einrer Wall um's Königshaus,
 Seit ihr Kleid von Stahl und Eisen
 Zogen alle Ritter aus.

Seit sie tragen mit Behagen
 Schlüssel an der Schwertor Statt,
 Seit sie mit der Feder wagen
 Sich in's Feld, in's Zeitungsblatt.

Seit statt fester Burgeshallen
 Hölzern steht im Thal ihr Haus,
 Seit sie leicht und lustig wallen,
 Ist es mit den Rittern aus.

Was noch scheint, ist Glühwurms Schimmer
 In verwittert' Stein und Moos;
 Jener Wall, der liegt in Trümmer,
 Doch ein and'rer wölbt sich groß;

Bürgerthum ist der geheissen,
 Schließt sich fest um's Königshaus;
 Heil! in solchem Wall von Eisen
 Hält es jeden Donner aus.

Spindelmänn's Rezension der Gegend.


 Äher muß ich jetzt betrachten
 Diese Gegend durch das Glas;
 Sie ist nicht ganz zu verachten,
 Nur die Fern' ist allzublaß.

Jene Burg auf steiler Höhe
 Nenn' ich abgeschmackt und dumm,
 Meinem Auge thut es wehe,
 Wie der Fluß, der gänzlich krumm.

Jene Mühl' in wüsten Klüften
 Giebt mir gar zu rohen Schall;
 Aber ein gesundes Dirsten
 Weht aus ihrem Geseßfall.

Daß hier Schlüsselblumen stehen,
 Hätt' ich das nur eh' gewußt!
 Muß sie schnell zu pflücken gehen,
 Denn sie dienen meiner Brust.

Kräuter, die zwar farbig blühen,
 Doch zu Thee nicht dienlich sind,
 Doch nicht brauchbar sind zu Brähen,
 Ueberlass' ich gern dem Wind.

Zwei Särge.


 Zwei Särge einsam stehen
 In des alten Domes Hut,
 König Ottmar liegt in dem einen,
 In dem andern der Säng' ruht.

Der König saß einst mächtig
Hoch auf der Väter Thron,
Ihm liegt das Schwert in der Rechten,
Und auf dem Haupte die Kron'.

Doch neben dem stolzen König,
Da liegt der Sänger traut;
Man noch in seinen Händen
Die fromme Harfe schaut.

Die Burgen rings zerfallen,
Schlachtruf tönt durch das Land,
Das Schwert, das regt sich nimmer
Da in des Königs Hand.

Karl Mayer.

Die Blumen.

lumen, Eure lieben Augen
Sollten nicht zum Sehen taugen?
Lieblinge des Angesichts,
Schautet Ihr vom Maie Nichts?

Ihr entzücktet Ged' und Lüfte
Und entbehrtet Blick und Dufte,
Und der Vogel fänd' Euch taub,
Der Euch preist aus jungem Laub?

Sagt man nicht, daß selbst die Seele
Eurer süßen Unschuld fehle?
Blumen, Ihr beglücktet nur,
Selbst verwaist von der Natur? —

Doch wer kennt die stillen Sinne
Eurer Maienlust und Minne?
Sel'ge Blumen, Ihr nur wißt,
Welches Glück Euch eigen ist!

Schlaflos in der Nachtherberge.

icht unter diesem Schlafgemach,
Ich her' es, sind die Kasse wach.
Wie sie den edlen Muth verdampfen,
Unmächtig zwar, durch Stöhnen, Stampfen!

Hal weiß ich doch im eig'nen Muth
Jetzt eben, wie's der Seele thut,
Die Freiheitsahnungen verwirren,
Wenn Bande pressen, Fesseln klirren.

Amsonst.

ie Wolken, die dort oben reisen,
Der Raben lauter Wanderflug,
Die Gile selbst der Waldameisen
Guttsprechen meiner Wünsche Zug.

Doch ach! der Klagelaut der Bäume,
Hinausgesendet in den Wind,
Sagt, wie hienieden viele Träume
Gefangene der Schalle sind.

Des Windes Klage.

ind, ich höre durch die Sichen
Dich im Hauch der Wehmuth streichen,
Wenn Du lauter flüsterst magst,
Sag' mir, was Du heute klagst?

Ist das Blondhaar der Germanen,
Ginst Dein Spiel auf Waldesbahnen,
Das nun Dein Grinn'ungshauch
Sehnlich sucht durch Wald und Strauch?

Sprich, Dein freies Thun gewann es
Lieb den Sinn des deutschen Mannes,
Dessen Brust geathmet nur
Sitte, Freiheit und Natur?

Daß kein solches Volk mehr wohne
Unter heil'ger Eichenkrone,
Klagt Dein Kreuzen durch den Hain?
Klag', ich stimme mit Dir ein.

Karl Rudolph Tanner.

Mutterglück.

u weinest, Kind, an meiner Brust?
Sag' an, Du junges Licht,
Wer schon in Deine erste Lust
Dir solche Dornen schiebt,
Hier in der Treue sicherem Arm,
Am Mutterbusen warm?

Doch, weine nur, das Menschenherz
Ist einmal so bestellt,
Daß sich die Freude mit dem Schmerz
Im tiefsten Grund gefellt,
Daß oft in Glückesüberfluß
Die stille Wehmuth weinen muß.

Und wie die Mutter singt, erglänzt
Ihr Blick, die Thräne quillt,
Wie, wann es in den Thalen lenzt,
Der Weinstock überschwillt.
Die Thräne, die sich reich ergießt,
Ist Seligkeit, die innen sprießt.

Herbstabend.

rothe Wolken sind geschichtet,
Lagen mild in's Abendgold;
Doch der Mond, so blaß und hold,
Hat sein scherzreich Lied gebichtet.

„Ach, daß stets der dunklen Trauer
Unserer Freunden Schwestern sind!“ —
Dies im Nachthauch hallt der Wind
Durch des Waldhangs Höpenschauer.

Im Gewitter.

ie Schwalben fliegen bang und tief
Auf nächtlich düstern Gründen hin;
Ein Regenschauer brauset schief
Und wandelt schwarz, das Licht entschleif.

Ich aber, schauend, hoffe gar,
Den Schmerz besiegt der feste Sinn:
Je dunkler ist die Wolkenschaar,
Je schneller wird der Himmel klar.

Abraham Emanuel Fröhlich.

Ellengröße.

ie Pappel spricht zum Bäumchen:
„Was machst Du Dich so breit
„Mit den geringen Pfläumchen?“

Es sagt: „Ich bin erfreut,
„Daß ich nicht blos ein Holz,
„Nicht eine leere Ränge!“

„Was!“ ruft die Pappel stolz,
„Ich bin zwar eine Ränge,
„Doch eine lange, lange!“

Herablassung.

„**S**unker Storch, ich kann's nicht deuten,
Sagt ihm eine von den Tauben,
„Daß Sie Dinge sich erlauben,
„Die selbst an gemeinen Leuten
„Wir für unanständig halten.
„Ihren Adel zwar, den alten,
„Den bezweifeln nur die Thoren;
„Denn sie sind ja hochgeboren,
„Auch ein Weit- und Vielgereister,
„Ein nach jedem Land Gespeister,
„Und Sie haben wohl viel hundert
„Schönaussichten anbewundert.
„Klar ist's an den hohen Sitten,
„Wie die Leute Sie behandeln,
„An den würdevollen Schritten,
„Wie Sie unter ihnen wandeln.
„Aber daß Sie sich vergessen,
„Bienen und Gewürm zu essen,
„Das verdient doch wirklich Tadel!“

„Laß sie,“ sagt er, dieses Schwägen!
„Just darin besteht der Adel,
„Ueber solches sich hinwegzusetzen.“

Volksvertreter.

„**E**rkennung eigener Rechte
Gaben einst die Wohlgeborenen
Auch den Schafen, den geschornen.
Und es wählten die Gehörten,
Daß er kräftig sie verfechte
Sinen von den Hochgehörten.“

Dieser, an den Hof gekommen,
Burde freundlich aufgenommen,
Und die Hunde, die Minister,
Haben höflich ihn berochen,
Selbst der Keu hat mit Geslüster
Etwas zu dem Mann gesprochen.

Und er fand ein herrlich Leben,
Denn es ward ihm Korn gegeben;
Drum er denn auch „Ja“ sagte
Zu dem Allen, was man tagte.

Zionsnachtwächter.

„**E**r Adler sprach von seiner Bonne:
Hineinzuschauen in die Sonne,
Den heißen Staub aus niedern Pfaden
Zu Alpenlüften abzubaden.“

Der Uhu, welcher dieses hört,
Fühlt hart im Glauben sich gestört,
Und predigt seiner Culgemein:
„Der Adler muß ein Kezer sein,
„Er würde sonst in unsern Weisen
„Der Wälder heil'ges Dunkel preisen,
„Des Frommen Wohnung bei der Gruft.“

„Ja,“ sagt der Nar, „das heißt beweisen!
„Ich laß Dir Deinen Uhglauben,
„Den meinen kannst Du mir nicht rauben!“
Und flog empor zur Himmelstluft.

Gottfried August Bürger

und

der Göttinger Dichterbund.



unter denjenigen Dichtern unserer Nation, welche sich ein bleibendes und gerechtes Verdienst um die deutsche Poesie erworben haben, und welche democh bei ihren Zeitgenossen sowohl, als auch bei der Nachwelt eine nur bedingte Anerkennung gefunden haben, unter diesen Männern ist Gottfried Bürger vor allen anderen ganz besonders hervorzuheben. Der Grund dieser einigermaßen auffallenden Erscheinung dürfte indessen hauptsächlich dem Umstande zuschreiben sein, daß wir Bürgers Arbeiten in zwei Abtheilungen scheiden müssen, von welchen diejenigen, die in eine spätere Periode seines Wirkens fallen, zu ganz gewöhnlichen Keimereien herabsinken, während er dagegen in der ersteren eine Meisterschaft bekundete, die ihm ein unbestreitbares Recht giebt, seinen Namen genannt zu sehen, wenn man die besten der deutschen Nation nennt.

Wie einst in Leipzig und Halle, so fanden sich auch in Göttingen etwa um das Jahr 1772 mehrere junge Männer von den glücklichsten poetischen Anlagen vereinigt: Boie, Hölty, Voss, die beiden Grafen zu Stolberg, Müller (Verfasser des Siegwart) Cramer, Leisewitz, Hahn und noch mehre Andere, unter denen ganz besonders der Name Bürger's hervortritt. Während nun, besonders bei dem Dichterbunde in Halle, das Streben sich kund gab, die deutsche Poesie durch Aneignung der mannigfaltigsten Formen des Auslandes zu bereichern, und dieses Streben auch in der That nicht ohne wichtige Einwirkung der vaterländischen Sprache geblieben ist, so drohte doch dieses Streben die Nationalität der deutschen Poesie wieder in jene Fesseln der Nachahmung zu schlagen, aus denen sie sich kaum emporgelassen hatte. Daß dies indessen nicht geschah, haben wir vorzüglich der Vereinigung jener göttinger Dichter zu danken, dessen Mitglieder sich Klopstock und Herder zum Vorbild nahmen und sich um ihr nationales Streben zu bezeichnen, den Hainbund nannten, über welchen das Leben von Hölty vor seinen Gedichten, besonders in den neuesten Ausgaben, die Voss im Jahre 1804 allein besorgte, dem Leser die nöthigen Aufschlüsse giebt.

Bürger im Jahre 1748 zu Wolmerowende im Halberstädtischen, wo sein Vater Prediger war, geboren, hatte, nachdem er zuerst die Schule in Ascherleben und dann das Pädagogium in Halle besucht, an diesem lehteren Ort die Universität bezogen, um Theologie zu studiren. Nach vierjährigem Studium ging er indessen nach Göttingen, um sich dort den Rechtswissenschaften zu widmen. Unglücklicherweise hatte indessen Bürger bereits in Halle die Bekanntschaft des damaliger Zeit ziemlich bekannten Geheimen Rath Klop gemacht, dessen Umgang auf den leicht erregbaren jungen Mann gerade nicht sehr vortheilhaft wirkte. Er gerieth schon damals mit seinem Groß-

vater in Streitigkeiten, und als dieser alle Herr erfuhr, daß der junge Bürger auch in Göttingen ein Leben führe, welches durchaus nicht seinen strengen Grundsätzen zusagte, zog er gänzlich seine Hand von ihm ab und wirklich befand sich Bürger damals in einem Zustande, daß einer seiner besten Freunde nachmals zu ihm sagte, man habe ihn kennen und schätzen müssen, um sich seinem Umgange nicht zu entziehen. Angeregt durch Goie und Colter, begann Bürger sich bald nach seiner Ankunft in Göttingen mit poetischen Versuchen zu beschäftigen, und nachdem sein Geist einmal diese Richtung angenommen hatte, studirte er die besten Muster älterer und neuerer Dichter, besonders aber Shakspeare.

Nach vielen Schwierigkeiten erhielt Bürger endlich im Jahre 1772, abermals durch Goie's Vermittelung, eine Anstellung als Justiz-Beamter in Alten-Gleichen, ein Amt, welches zwar nur sehr geringe Einkünfte abwarf, doch aber den Vortheil hatte, daß Bürger's Großvater sich wieder mit seinem Enkel ausöhnte, als er hörte, daß derselbe eine Anstellung erhalten hatte. Er gab das nöthige Geld her, um die erforderliche Kaution zu stellen und bezahlte auch Bürger's Schulden, aber unglücklicherweise verlor Bürger den größten Theil dieses Geldes durch die Unredlichkeit eines seiner Freunde. Durch diesen unglücklichen Zufall wurde hauptsächlich der Grund zu der gänzligen Zerrüttung von Bürger's Vermögensumständen gelegt, die nachmals einen so bedeutenden Einfluß auf seine poetischen Leistungen hatten. — Auch in seinen übrigen Familienverhältnissen ward Bürger von einem unglücklichen Schicksale heimgesucht, welches ihn zu verfolgen nicht müde zu werden schien, doch ist der Raum, der uns das vorliegende Werk gestattet, zu beschränkt, um anders als ganz oberflächlich dabei verweilen zu können. Er heirathete nämlich im Jahre 1774 die Tochter eines benachbarten Beamten, Namens Leonhardi, verliebte sich aber später in seine Schwägerin, die er nach dem Tode seiner Gattin, 1785, heirathete. Allein nach kurzem Besitze verlor er auch diese ihm so theure Gattin. Sie ist es, die er in seinem „hohen Lied von der Auserwählten“ feiert.

Inzwischen hatte Bürger auch durch eine unglückliche Pachtung sein ganzes Vermögen verloren, und zugleich seine Stelle niedergelegt, da er die Rabalen, mit welchen ihn einige Weider verfolgten, nicht länger zu ertragen vermochte; er begab sich deshalb zunächst wieder nach Göttingen, um dort die Herausgabe seines Musenalmanachs zu besorgen und zugleich Vorlesungen als Privatdocent über Aesthetik, Deutschen Styl und ähnliche Gegenstände zu halten. Dennoch ging es ihm sehr kümmerlich und er mußte durch Lohnarbeiten für Buchhändler seine Existenz auf die kümmerlichste Weise fristen. Endlich im Jahre 1787, als er bei der fünfzigjährigen Jubelfeier der Göttinger Universität diese Feierlichkeit durch zwei Gedichte verherrlichte, ertheilte ihm die philosophische Fakultät die Doctorwürde, und zwei Jahre darauf, im November 1789, wurde er zum außerordentlichen Professor derselben Fakultät ernannt. Dennoch war das Schicksal nicht müde geworden ihn noch weiter zu verfolgen. Von dem Gedanken erfüllt, seinen unmündigen Kindern eine Mutter zu geben, hatte er schon früher den Plan gehabt, sich nochmal zu verheirathen, als sonderbarer Weise ihm von Stuttgart ein Gedicht zugesendet wurde, in welchem eine gewisse Elise Hahn durch den Eindruck, den Bürger's Gedichte auf sie gemacht hatte, von Liebe zu dem Dichter erfüllt, ihm Herz und Hand antrug. Im Jahre 1790 wurde dieses Schwabemädchen wirklich Bürger's Gattin, aber nur in den ersten Wochen war diese so sonderbar geknüppte Verbindung glücklich, und wurde nachher für Bürger die Quelle des bittersten Kammers, so daß sie nach dreiehalb Jahren durch richterliche Entscheidung getrennt werden mußte. Einsam, erschültert an Leib und Seele, an Jugendkraft und an Vermögen erschöpft, zog sich Bürger nunmehr von der ganzen Welt zurück und fristete sein Leben nothdürftig durch Uebersetzungen für ein periodisch erscheinendes Werk. Dabei kränkelte er immer mehr und mehr, und nachdem er schon längere Zeit über Brustbeschwerden geklagt, starb er am 8. Juni 1794 an der Lungenschwindsucht.

Daß diejenigen Werke, welche der Dichter in der zweiten Periode seines Lebens schuf, allen seinen früheren Arbeiten um ein Bedeutendes nachstehen, darf wohl nicht erst gesagt werden, aber deshalb muß man jenen doch die vollkommenste Anerkennung widersfahren lassen. In der That ist Bürger's Verdienst um die deutsche Dichtung ein bleibendes; er war es eigentlich, der die allschottische und englische Gallade in Deutschland einführte, und wenn Schiller in seiner bekannten Recension der Bürger'schen Gedichte den Dichter ziemlich hart angreift, so vergißt er, daß er selbst aus dem Horn schöpfte, der dem unfruchtbaren Felsen enquoll, welchen der Zauberstab jenes geöffnete hatte. Und nicht allein die Gallade, sondern auch das Sonett führte Bürger in die deutsche Poesie ein und behandelte dasselbe mit dem entschieden glücklichsten Erfolge, und so sind auch die meisten seiner Lieder aus warmer, voller Brust gesungen, und werden jeder Zeit als Muster aufgestellt werden können. Eins der besten

Gesamtlurtheile über Bürger spricht wohl A. W. Schlegel aus, wenn er über ihn das Folgende sagt: „Bürger ist ein Dichter von mehr eigenhümlicher, als umfassender Phantasie, von mehr biederer und treuherziger, als zarter Empfindungsweise, von mehr Gründlichkeit im Ausführen, besonders in der grammatischen Technik, als tiefen Verstand im Entwerfen; mehr in der Romanze und dem leichten Liede, als in der höheren lyrischen Gattung einheimisch; in einem Theile seiner Hervorbringungen echter Volkedichter, dessen Kunststyl, wo ihn nicht Maximen und Gewöhnungen hindern, sich ganz zu demselben zu erheben, rege Kraft, Frische und zuweilen Sierlichkeit seltener Größe hat.“

Außer seinem Musenalmanach, der Akademie der schönen Redekünste, welche er im Verein mit Anderen herausgab, und seinen in verschiedenen Zeitschriften zerstreuten Gedichten, erschienen von ihm: *Aethia und Abrokomas*; aus dem Griechischen des Xenophon von Ephesus. Leipzig. 1775. *Gedichte*. 1778. *Macbeth*. Ein Schauspiel in fünf Aufzügen nach Shakspeare. Göttingen. 1783. N. Aufl. 1784. *Ueber Anweisung zur deutschen Sprache und Schreibart* u. s. w. Erstes Blatt. Göttingen. 1783. *Wunderbare Reisen zu Wasser und zu Lande, Feldzüge und lustige Abenteuer des Freiherrn von Münchhausen* u. s. w. Aus dem Englischen. London. (Göttingen.) 1787. N. Aufl. Göttingen. 1788. *Gedichte*. 2 Theile. Göttingen. 1789. *Benjamin Franklin's Jugendjahre* u. s. w. Berlin. 1792. — Von seinen gesammelten Werken erschienen in mehreren Auflagen eine in Göttingen in vier Theilen 1796—1798, eine in sechs Theilen, ebendaf. 1829, und eine Gesamtausgabe in 1. Bande, ebendaf.

Wir müssen nun noch so weit es der beschränkte Raum erlaubt, einen Blick auf die übrigen Dichter des Göttinger Dichtervereins werfen, die wir bereits vorher flüchtig genannt haben. Unter diesen ist besonders Johann Heinrich Voss zu nennen, geboren den 20. Februar 1751 zu Sommersdorf im Mecklenburgischen, gestorben den 29. März 1826. Auch er lebte anfänglich in sehr gedrückten Verhältnissen, beschäftigte sich aber schon früher mit den Dichtern seiner Nation, unter denen ihn besonders Kammeler und Klopstock anzog. Sein erstes, wichtigeres Werk war die Uebersetzung der *Odyssee*, die im Jahre 1781 erschien und allgemeines Aufsehen erregte. 1793 erschien die Uebersetzung desselben Gedichts in veränderter Gestalt und zu gleicher Zeit die Uebersetzung der *Ilias*. Es ist wohl nicht nöthig, etwas Ausführlicheres über diese Arbeiten sowohl, als über die vielen anderen Uebersetzungen des Dichters, wie die *Metamorphosen Ovid's*, die *Georgica* und die *Eklagen Virgil's* zu sagen, besonders da die Vortrefflichkeiten dieser Arbeiten allgemein und vollständig anerkannt sind. In der That hat Voss mit einer metrischen Kunst, mit einer gewissenhaften Strenge und einer ausdauernden Kraft, die wir anderswo vergeblich suchen, jene Meisterarbeiten vollendet. Als das gelungenste Werk seiner Uebersetzungen ist die schon genannte *Virgil'sche Georgica* zu nennen, und die schwächste dürfte wohl die der *Horatius'schen Oden* sein. — Auch in seinen selbstständigen Dichtungen zeigt sich Voss durchaus der antiken Form ergeben, was sich besonders in seiner Bekämpfung der Romantik und dem Verschmähen südlicher Formen zeigt. Aus diesem Grunde hat auch Voss als lyrischer Dichter weniger geleistet, desto mehr dagegen in der Ode, wo seine kräftige und volltönende Sprache mit hinreißender Gewalt wirkt. Durch seine einfache und schlichte Naturanschauung wurde er auch zu einer andern Dichtungsart geführt, zu der *Idylle*, die er ebenfalls nach antiken Modellen formte und sich besonders nach Theokrit bildete; seine *Louise* und der *siebenzigste Geburtstag* sind bekannt genug, als daß wir nöthig hätten noch etwas darüber zu sagen.

Wetteifernd mit Bürger und Voss sehen wir unter den Göttingern besonders die beiden Stolberg hervorrangen, und zwar besonders Friedrich Leopold Graf zu Stolberg, geboren am 7. November 1750 im Holsteinischen Flecken Gramstädt. Er studierte mit seinem Bruder 1769 bis 1774 in Göttingen, wurde 1777 fürstbischöflich-lübeck'scher Bevollmächtigter in Kopenhagen, 1789 dänischer Gesandter in Berlin, und 1791 Präsident der fürstbischöflichen Regierung zu Eutin und Domherr zu Lübeck. Im Jahre 1800 legte er seine sämmtlichen Aemter nieder, ging nach Münster und trat mit seiner gesammten Familie, seine älteste Tochter Agnes ausgenommen, zur katholischen Religion über. Er starb auf seinem Gute Sondermühlen bei Osnabrück am 6. September 1819. Sein Bruder Christian Graf zu Stolberg wurde am 15. October 1748 zu Hamburg geboren. Er wurde nach vollendetem Studium Amtmann zu Erensbüttel im Holstein'schen, nachdem er schon längere Zeit vorher Kammerherr in dänischen Diensten gewesen war. Auch er legte 1800 sein Amt nieder und lebte, von allen Geschäften zurückgezogen, auf seinem Gute Windeby, wo er am 18. Januar 1821 starb.

Ludwig Heinrich Christian Hölty, den wir ebenfalls unter den Göttingern nennen müssen, war am 21. December 1748 zu Mariensee im Hannoverschen als der Sohn eines Landpredigers geboren. Er studirte Theologie, starb aber schon am 1. September 1776. Seine elegischen Gedichte haben einen anerkannten Werth, obgleich ihn Manche eine übertriebene Sentimentalität und Mangel an Kraft zum Vorwurf machen.

Ein eifriges Mitglied des Hainbundes war außerdem Johann Martin Miller, Sohn des Professors der orientalischen Sprachen und Predigers am Münster zu Ulm, geboren den 3. September 1750 und gestorben als erster Prediger und Dekan am Münster zu Ulm am 21. Juni 1814. Miller war der Verfasser des bekannten Siegwart, welches bei seinem Erscheinen einen so unglaublichen Beifall fand, daß es in unzähligen Auflagen gedruckt und gleichzeitig in sechs Sprachen übersetzt wurde. Zwar soll sich der Verfasser durch seine Herrlichkeit und Einfachheit, die in seinen Arbeiten vorherrschen, bei der Menge beliebt gemacht haben, aber dennoch konnte sich der Beifall nicht lange halten, den er durch diese feinsinnige, in Empfindelci ausartende Särtheit zu erlangen bemüht war, und so war ein Zeitraum von kaum zweimal zehn Jahren hinreichend, den Verfasser jenes Werkes, welches man mit solchem Enthusiasmus aufgenommen, nicht nur vergessen, sondern auch zur Zielscheibe des allgemeinen Spottes zu machen. Seine übrigen Romane und Gedichte tragen ebenfalls den Character des Siegwart an sich.

Noch nennen wir Karl Friedrich Kramer, Sohn des berühmten Kanzelredners und theologischen Schriftstellers Johann Andreas Kramer, geboren am 7. März 1752 zu Quedlinburg, später Professor zu Kiel, sah sich wegen des Enthusiasmus, mit welchem er die französische Revolution begrüßte, veranlaßt, diese Stelle niederzulegen und ging nach Paris, wo er am 8. December 1807 starb; — Johann Anton Leisewitz, geboren den 9. Mai 1752 zu Hannover, gestorben den 10. September 1806 zu Braunschweig, hauptsächlich bekannt durch sein Trauerspiel: Julius von Tarent; — Ludwig Philipp Hahn, den 22. März 1746 zu Crippstadt in der Pfalz geboren und 1813 zu Zweibrücken gestorben; — und endlich noch, Heinrich Christian Goye, dessen eigene poetische Leistungen allerdings von geringerem Werthe sind, der sich indessen durch seine einsichtsvolle Kritik um Deutschlands Dichtkunst ein sehr bedeutendes Verdienst erwarb. Er war zu Möllendorf im Holstein'schen am 19. Juni 1744 geboren und starb als königlich dänischer Etatsrath ebendasselbst am 3. März 1806.

Zwar wären an dieser Stelle unseres Werkes noch andere Namen zu nennen, oder diejenigen, welche wir genannt haben, ausführlicher zu behandeln, aber leider muß dies der bereits angeführten Ursache wegen unterbleiben; alle diese Männer trugen aber theils mehr, theils minder zur Vervollkommnung der deutschen Dichtkunst bei, und mit dankbarer Anerkennung müssen wir ihrer und ihres Strebens, die deutsche Nationalität in Poesie und Sprache, in vollkommener Reinheit darzustellen, anerkennen.

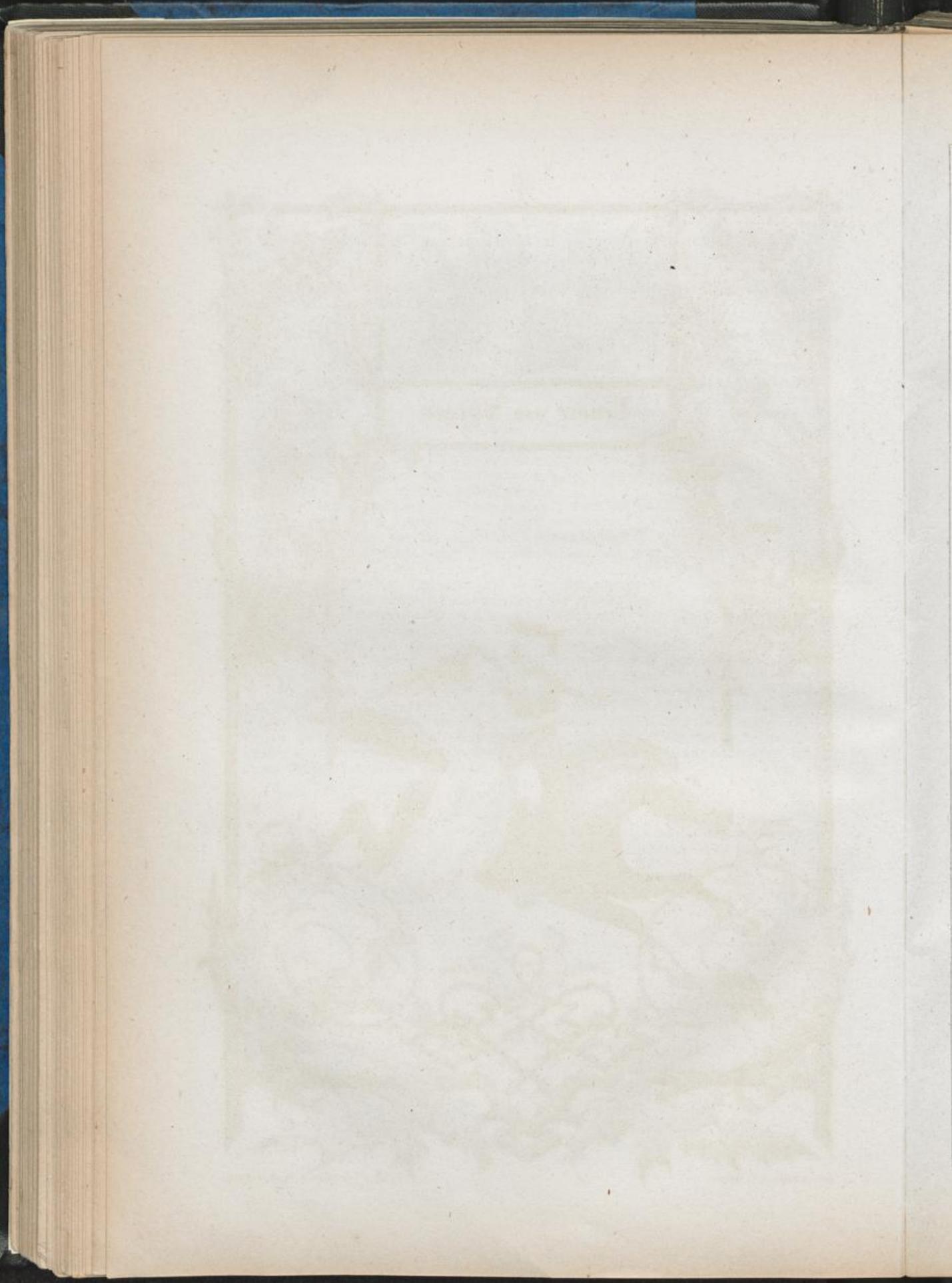




Lenore von Bürger.

gez. u. radirt v. A. Müller.

Verlag v. A. Hofmann & Comp. in Berlin.



Gottfried August Bürger.

Lenore.



Lenore fuhr um's Morgenroth
Empor aus schweren Träumen:
„Bist untreu, Wilhelm, oder todt?
Wie lange willst du säumen?“
Er war mit König Friedrichs Macht
Gezogen in die Prager Schlacht,
Und hatte nicht geschrieben,
Ob er gesund geblieben?

Der König und die Kaiserin,
Des langen Habers müde,
Geweichten ihren harten Sinn,
Und machten endlich Friede;
Und jedes Heer mit Sieg und Sang
Mit Paukenschall und Kling und Klang,
Geschnückt mit grünen Reifern,
Zog heim zu seinen Häusern.

Und überall, all überall,
Auf Wegen und auf Stegen,
Zog Alt und Jung dem Jubelschall
Der Kommenden entgegen.
„Gottlob!“ rief Kind und Gattin laut,
„Willkommen!“ manche frohe Braut.
Ach! aber für Lenoren
War Gruß und Kuß verloren.

Sie frug den Zug wohl auf und ab,
Und frug nach allen Namen;
Doch Keiner war, der Kunde gab,
Von Allen, so da kamen.
Als nun der Zug vorüber war,
Berraufte sie ihr Rabenhaar,
Und warf sich hin zur Erde
Mit wüthender Gebehrde.

Die Mutter lief wohl hin zu ihr; —
„Ach, daß sich Gott erbarme!
Du trautes Kind, was ist mit dir?“
Und schloß sie in die Arme. —
„O Mutter, Mutter! Hin ist hin!
Nun fahre Welt und Alles hin!
Bei Gott ist kein Erbarmen.
O weh, o weh mir Armen!“ —

„Hilf, Gott, hilf! Sieh' uns gnädig an!
Kind, bel' ein Vaterunser!
Was Gott thut, das ist wohlgethan,
Gott, Gott erbarmt sich unser!“ —
„O Mutter, Mutter! Stiller Wahn!
Gott hat an mir nicht wohlgethan!
Was half, was half mein Beten?
Nun ist's nicht mehr vonnöthen.“

„Hilf, Gott, hilf! Wer den Vater kennt,
Der weiß, er hilft den Kindern.
Das hochgelobte Sacrament
Wird deinen Jammer lindern!“ —
„O, Mutter, Mutter! was mich brennt,
Das lindert mir kein Sacrament!
Kein Sacrament kann Leben
Den Todten wieder geben.“

„Hör', Kind! wie, wenn der falsche Mann
Im fernen Ungarlande
Sich seines Glaubens abgethan
Zum neuen Ehebande?
Laß fahren, Kind, sein Herz dahin!
Er hat es nimmermehr Gewinn!
Wann Seel' und Leib sich trennen,
Wird ihn sein Meinelid brennen.“

„O Mutter, Mutter! Hin ist hin!
Verloren ist verloren!
Der Tod, der Tod ist mein Gewinn!
O wär' ich nie geboren!
Lisch aus, mein Licht, auf ewig aus!
Stirb hin, stirb hin in Nacht und Graus!
Bei Gott ist kein Erbarmen!
O weh, o weh mir Armen!“

„Hilf, Gott, hilf! Geh' nicht in's Gericht
Mit deinem armen Kinde!
Sie weiß nicht, was die Zunge spricht.
Behalt' ihr nicht die Sünde!
Ach! Kind, vergiß dein irdisch Leid,
Und denk' an Gott und Seligkeit!
So wird doch deiner Seelen
Der Bräutigam nicht fehlen.“ —

„O, Mutter! Was ist Seligkeit!
O, Mutter! Was ist Hölle?
Bei ihm, bei ihm ist Seligkeit
Und ohne Wilhelm, Hölle! —
Lisch aus, mein Licht, auf ewig aus!
Stirb hin, stirb hin in Nacht und Graus!
Dhn' ihn mag ich auf Erden,
Mag dort nicht selig werden.“ —

So wüthete Verzweiflung
Ihr in Gehirn und Adern.
Sie fuhr mit Gottes Vorsehung
Vermessen fort zu hadern;
Zerschlug den Busen und zerrang
Die Hand bis Sonnenuntergang,
Bis auf am Himmelsbogen
Die gold'nen Sterne zogen.

Und außen, horch! ging's trap trap trap,
Als wie von Rosses Hufen;
Und klirrend stieg ein Reiter ab
An des Geländers Stufen;
Und horch! — und horch! der Pfortenring
Ganz lose, leise, klinglingling:
Dann kamen durch die Pforte
Bernehmlich diese Worte:

„Holla, holla! Thn' auf mein Kind!
Schläfst, Liebchen, oder wachst du?
Wie bist noch gegen mich gesinnt?
Und weinst oder lachst du?“
„Ach, Wilhelm, du? So spät bei Nacht?
Geweinet hab' ich und gewacht;
Ach, großes Leid erlitten!
Wo kommst du her geritten?“

„Wir satteln nur um Mitternacht;
Weit reit' ich her von Böhmen.
Ich habe spät mich aufgemacht,
Und will dich mit mir nehmen.“ —
„Ach, Wilhelm, erst herein geschwind,
Den Hagedorn durchsaust der Wind.
Herein, in meinen Armen,
Herzlichster, zu erwärmen!“ —

„Laß sausen durch den Hagedorn!
Laß sausen, Kind, laß sausen!
Der Rappe scharrt, es klirrt der Sporn;
Ich darf allhier nicht hausen.
Komm', schürze, spring' und schwinde dich
Auf meinen Rappen hinter mich!
Muß heut' noch hundert Meilen
Mit dir in's Brautbett eilen.“ —

„Ach, wolltest hundert Meilen noch
Mich heut in's Brautbett tragen?
Und hörst! es brummt die Glocke noch,
Die eils schon angeschlagen.“ —
„Sieh hin, sieh her! Der Mond scheint hell.
Wir und die Todten reiten schnell.
Ich bringe dich zur Bette
Noch heut ins Hochzeitbette.“ —

„Sag an, wo ist dein Kämmerlein?
Wo? wie dein Hochzeitbettchen?“ —
„Weit, weit von hier! Still, kühl und klein!
Sechs Bretter und zwei Brettchen!“ —
„Hat's Raum für mich?“ — „Für dich und mich!
Komm, schürze, spring' und schwinde dich!
Die Hochzeitsgäste hoffen;
Die Kammer steht uns offen.“ —

Schön Liebchen schürzte, sprang und schwang
Sich auf das Roß behende;
Wehl um den trauten Ritter schlang
Sie ihre Ellenhände;
Und hurre hurre, hoy hoy hoy!
Ging's fort in sausendem Galopp,
Daß Roß und Reiter schnoben,
Und Kies und Funken flogen.

Zur rechten und zur linken Hand,
Vorbei vor ihren Blicken,
Wie flogen Anger, Haid' und Land!
Wie donnerten die Brücken! —
„Graut Liebchen euch? Der Mond scheint hell!
Hurrah! Die Todten reiten schnell!
Graut Liebchen euch vor Todten?“ —
„Ach nein! — Doch laß die Todten!“ —

Was Klang dort für Gesang und Klang?
Was flatterten die Raben? —
Hörst Glockenklang! Hörst Todtensang:
„Laßt uns den Leib begraben!“
Und näher zog ein Leichenzug,
Der Sarg und Leichenbahre trug,
Das Lied war zu vergleichen
Dem Unkenruf in Teichen.

„Nach Mitternacht begrabt den Leib,
Mit Klang und Sang und Klage!
Jetzt führe ich heim ein junges Weib.
Mit, mit zum Brautgelage!
Komm, Küster, hier! Komm mit dem Chor,
Und gurgle mir das Brautlieb vor!
Komm, Pfaff, und sprich den Segen
Gh' wir zu Bett uns legen!“ —

Still Klang und Sang. — Die Bahre schwand.
Echerfam seinem Rufen,
Kam's, hurre hurre! nachgerannt,
Hart hinter's Klappen-Hufen.
Und immer weiter, hoy hoy hoy!
Ging's fort in sausendem Galopp,
Daß Roß und Reiter schnoben
Und Kies und Funken flogen.

Wie flogen rechts, wie flogen links
Gebirge, Bäum' und Hecken!
Wie flogen links und rechts und links
Die Dörfer, Städt' und Flecken! —
„Graut Liebchen euch? — Der Mond scheint hell
Hurrah! Die Todten reiten schnell!
Graut Liebchen euch vor Todten?“
„Ach! laß sie ruh'n, die Todten.“

Sieh' da! sieh' da! am Hochgericht
Tanzt um des Rades Spindel,
Halb sichtbarlich beim Mondenlicht,
Ein lustiges Gesindel. —
„Sasa! Gesindel, hier! Komm hier!
Gesindel! komm und folge mir!
Tanz' uns den Hochzeitreigen,
Wenn wir zu Bette steigen!“ —

Und das Gesindel, husch husch husch!
Kam hinten nachgeprasselt,
Wie Wirbelwind am Haselbusch
Durch bürre Blätter rasselte.
Und weiter, weiter, hoy hoy hoy!
Ging's fort in sausendem Galopp
Daß Roß und Reiter schnoben
Und Kies und Funken flogen.

Wie flog, was rund der Mond beschien,
 Wie flog es in die Ferne!
 Wie flogen oben überhin
 Der Himmel und die Sterne! —
 „Graut Liebchen euch? — Der Mond scheint hell!
 Hurrah! Die Todten reiten schnell!
 Graut Liebchen euch vor Todten?“ —
 „D, weh! laß ruh'n die Todten!“ —

„Rapp! Rapp! Mich dünkt, der Hahn schon ruft;
 Bald wird der Sand verrinnen. —
 Rapp! Rapp! Ich wittre Morgenluft —
 Rapp! tummle dich von hinnen! —
 Vollbracht, vollbracht ist unser Lauf!
 Das Hochzeitbette thut sich auf!
 Die Todten reiten schnelle!
 Wir sind, wir sind zur Stelle!“ —

Rasch auf ein eisern Gitterthor
 Ging's mit verhängtem Hügel.
 Mit schwanker Gert' ein Schlag davor
 Zersprengte Säßloß und Niegel.
 Die Flügel flogen klirrend auf,
 Und über Gräber ging der Lauf.
 Es blickten Leichensteine
 Rund um im Mondenscheine.

Ha sieh! Ha sieh! im Augenblick,
 Huhu! ein gräßlich Wunder!
 Des Reiters Koller, Stück für Stück,
 Fiel ab wie mürber Zucker,
 Zum Schädel ohne Boyß und Schoß,
 Zum nackten Schädel ward sein Kopf,
 Sein Körper zum Gerippe
 Mit Stundenglas und Hippe.

Hoch bäumte sich, wild schnob der Rapp',
 Und sprühte Feuersfunken;
 Und hui, war's unter ihr hinab
 Verschwunden und versunken.
 Geheul, Geheul aus hoher Luft,
 Gewinsel kam aus tiefer Gruft;
 Lenorens Herz mit Beben
 Rang zwischen Tod und Leben.

Nun tanzten wohl bei Mondenglanz
 Rund um herum im Kreise
 Die Geister einen Kettenanz,
 Und heulten diese Weise:
 „Geduld! Geduld! Wenn's Herz auch bricht
 Mit Gott im Himmel hadre nicht!
 Des Leibes bist du ledig;
 Gott sei der Seele gnädig!“

Lied.

u mit dem Frühlingsangefichte,
 Du schönes blondes Himmelskind,
 An Deiner Armuth Rosenlichte
 Sieht sich mein Auge noch halb blind!

Nach etwas durst' ich lang' im Stillen;
 Nach einem Labefuß von Dir.
 Den gib mir nur mit gutem Willen,
 Sonst nehm ich rasch ihn selber mir!

Und sollte dich der Raub verdriessen,
 So geb ich gern den Augenblick,
 Die Schuld des Frevels abzubüssen,
 Ihn hundertfältig Dir zurück.

Hummelied.

ie Buben sind den Hummeln gleich:
 Ihr Mägdlein mögt euch hüten!
 Sie schwärmen durch des Lenzes Reich,
 Um Blumen und um Blüthen.
 Sie schwirren her, sie schwirren hin,
 Mit Sehnen und mit Stöhnen;
 Und können ihren Leckerfynn
 Des Honigs nicht entwöhnen.

Die Unschuld ist dem Honig gleich.
 Die Hummeln nah'n sich leise.
 Ihr Honigblümlein, hütet euch
 Vor ihrer losen Weise!
 Sie tippen hin, sie nippen da,
 Gest mit den Saugerspißen,
 Bis sie, so schnell sich spricht ein Ja,
 Im Honigfelche sitzen.

Die Mägdlein sind den Blumen gleich,
 In ihren Frühlingstagen.
 Sie blühen gesunder, wenn sie reich
 Des Honigs Fülle tragen.
 Zertummelt da, zertummelt hie,
 Wird jede krank sich fühlen.
 Drum, süße Blümlein, laßt euch nie
 Den Honigfeld zerwühlen!

Ludwig Heinrich Christoph Hölty.

Der befreite Slave.



Gottlob, daß keine Kette mehr
An diesem Arme flirrt,
Kein Teufel mit gezückter Wehr
Mich Rudernden umirrt!

Der Blitz des Christen fraß dein Boot,
Du wüthiger Korfar;
Sein Donner brüllte Höll' und Tod
Auf deine Räuberschaar.

Da wimpelte das Siegespanier,
Da tönte Siegesgesang,
Die Eisenkett' entflirrte mir
An meiner Ruderbank.

Der ganze Himmel schwebt um mich,
Die Schöpfung ist mir neu:
Dich hab' ich, süße Freiheit, dich!
Gott! frei bin ich, bin frei!

Nun flieg ich meinem Rheine zu,
Nach dem ich oft geweint,
Und find' an seinen Ufern Ruh',
Ein Weib und einen Freund.

Und trink' aus einem ird'nen Krug,
Mit Weinbeerbüßh' umlaubt,
Und trinke jedem Fürsten Fluch,
Der uns die Freiheit raubt;

Und Segen jedem braven Mann,
Desß Herz für Freiheit schlägt.
Der gerne wider dich, Tyrann,
Die Freiheitssahne trägt.





gez. u. radirt v. A. Müller.

Verlag v. A. Hofmann & Comp. in Berlin.

Friedrich Leopold Graf zu Stolberg.

Romanze.



In der Väter Hallen ruhte
Ritter Rudolphs Heldenarm,
Rudolphs, den die Schlacht erfreute,
Rudolphs, welcher Frankreich scheute
Und der Sarazenen Schwarm.

Er, der letzte seines Stammes
Weinte seiner Söhne Fall:
Zwischen moosbewachsenen Mauern
Lönte seiner Klage Trauern
In der Zellen Wiederhall.

Agnes mit den goldnen Locken
War des Greises Trost und Stab;
Sanft wie Tauben, weiß wie Schwäne,
Küßte sie des Vaters Thräne
Von den grauen Wimpern ab.

Ach! sie weinte selbst im Stillen,
Wenn der Mond in's Fenster schien.
Albrecht mit der offenen Stirne
Brannte für die edle Dirne,
Und die Dirne liebte ihn!

Aber Horst, der hundert Krieger
Unterhielt in eig'nem Sold,
Rühmte seines Stammes Ahnen,
Prangte mit erschot'nen Fahnen,
Und der Vater war ihm hold.

Ginst beim freien Mahle küßte
Albrecht ihre weiche Hand,
Ihre sanften Augen strebten
Ihn zu strafen, ach! da bebten
Thränen auf das Busenband.

Horst entbrannte, blickte seitwärts
Auf sein schweres Mordgewehr;
Auf des Ritters Wange glühte
Zorn und Liebe; Feuer sprühte
Aus den Augen wild umher.

Drohend warf er seinen Handschuh
In der Agnes keuschen Schooß;
„Albrecht, nimm! Zu dieser Stunde
Harr' ich dein im Mühlengrunde!“
Kaum gesagt, schon floh sein Ross.

Albrecht nahm das Fehdezeichen
Ruhig, und bestieg sein Ross;
Freute sich des Mädchens Zähre,
Die der Lieb' und ihm zur Ehre
Aus dem blauen Auge floß.

Nöthlich schimmerte die Rüstung
In der Abendsonne Strahl;
Von den Hufen ihrer Pferde
Lönte weit umher die Erde,
Und die Hirsche flohn in's Thal.

Auf des Söllers Gitter lehnte
Die betäubte Agnes sich,
Sah die blanken Speere blinken
Sah — den edlen Albrecht sinken,
Sank, wie Albrecht, und verblich.

Bang' vor leiser Ahnung spornet
Horst sein schaumbedecktes Pferd;
Höret nun des Hauses Jammer
Gilet in des Fräuleins Kammer
Starrt und stürzt sich in sein Schwert.

Rudolph nahm die kalte Tochter
In den väterlichen Arm,
Hielt sie so zwei lange Tage,
Thänenlos und ohne Klage,
Und verschied in stummen Harm.

Lied eines deutschen Knaben.

Mein Arm ist stark! und groß mein Muth,
Gieb, Vater, mir ein Schwert!
Verachte nicht mein junges Blut;
Ich bin der Väter werth!

Ich finde fürder keine Ruh'
Im weichen Knabenstand!
Ich stürb' o Vater, stolz wie du,
Den Tod für's Vaterland!

Schon früh in meiner Kindheit war
Mein täglich Spiel der Krieg!
Im Bette träumt' ich nur Gefahr
Und Wunden nur und Sieg.

Mein Arm ist stark und groß mein Muth!
Gieb, Vater, mir ein Schwert!
Verachte nicht mein junges Blut,
Ich bin der Väter werth!

Mein Feldgeschrei erweckte mich
Aus mancher Türken Schlacht;
Noch jüngst ein Haußschlag, welchen ich
Dem Bassa zugebacht!

Als neulich unsrer Krieger Schaar
Auf dieser Straße zog,
Und, wie ein Vogel, der Husar
Das Haus vorüberflog;

Da gaffte starr, und freute sich
Der Knaben froher Schwarm:
Ich aber, Vater, härmte mich,
Und prüfte meinen Arm.

Christian Graf zu Stolberg.

Kaiser Albrecht vor Zürich.

anst ein Schloß des Thalgefildes
Zwischen See und Weingebirg',
Unterm Schuß des Bürgerschildes,
Ruht die Alpentochter Zürich.

Ihres Fleißes Hab'! — (ach, saget,
Was ist, das zu Frevellust
Nicht der Wurm, der rastlos naget,
Reizt in der Tyrannen Brust?)

Ihres Fleißes Hab' erhißte
Albrechts Bier — schon säubte Kies
Unter Sohl' und Huf', schon bligte
Wiederstrahlend Schwert und Spieß.

Zahllos stürmten Albrechts Ritter
Gegen Zürich; der Berge Haupt,
Dräuend, flammend wie Gewitter,
Deckt das Heer, das sengt und raubt.

Höhnend schau'n sie auf der Bürger
Schaar hinab, heraufschüt im Wahn
Ihres Sieges, schon als Bürger
Wegend ihren Tigerzahn.

Was vermag dein Häuflein, gute
Zürch, und was der Tapfern Bund?
Labt sich nicht an deinem Blute
Morgen schon der Feinde Schlund?

Gott und Zürich! Der Losung Glaube
Täuscht uns nicht, ist uns der Bürg'
Unser Rettung! — Komm' und raube
Ihn uns Albrecht: Gott und Zürich!

Leis' im Frauenkreise flüstert
Bei der Kunkel guter Rath,
Von der Dämm'ung Hüll' umbüstert,
Silen Dirn' und Weib zur That:

Gilen in das Zeughaus, wählen
Wehr und Rüstung jede Stugs;
Männerschmuck und Waffen hehlen
Täuschend schlanken Weiberwuchs.

Unterm Helm empörend, wallend
Thürmt sich Lock' und Flechtenkranz;
Hell vom blanken Harnisch prallend
Strahlt ihr Bild im Helldenglanz.

Sträubend drängt die weiche, warme
Brust sich in den kalten Stahl;
Schwert am Gürtel, Schild am Arme
Geht's hinab vom Waffensaal.

Schimmernd in der Morgenröthe
Purpur, bei der Fahne Wehn,
Zieh'n sie; Sang und Horn und Flöte
Hall'n in's Thal und auf die Höh'n.

Sagt, Heldinnen, sagt, belebte
Männermuth das zarte Herz
Ungezaubert? Oder bebte
Eöpenlaub Euch unterm Grz? —

„Mag's doch, wie an's Ei das Täubchen
Pickt, geklopft uns haben! — Sei's!
Raubt der Helm, 's giebt das Häubchen
Weiblichkeit, des Weibes Preis?“ —

„Jene bebten mehr! Im Heere
Sagt die Furcht; schon wähnt sie, Bern
Send' uns ihre Jugend, mehre
Unfre Kraft, die Heldin Bern.“

„Ha, sie bebten mehr! Sie kriegten
Nicht mit uns, es schwieg ihr Dreh'n.
Weiber kamen, sahen, siegten!
Stolze Fürstenheere stöhn.“

Johann Heinrich Voss.

Reigen.



Sagt mir an, was schmunzelt ihr?
Schiebt ihr's auf das Kirneßbier?
Daß ich so vor Freude krähe,
Und auf einem Bein mich drehe?
Schurken um und um!

Kommt die schmucke Biederin
Euch denn gar nicht in den Sinn,
Die mich wirft mit Haselnüssen,
Und dann schreit: Ich will nicht küssen!
Nun, so schert euch zum . . .!

Diesen Strauß und diesen Ring
Schenke mir das kleine Ding!
Seht, sie horcht! Komm her, mein Engel!
Tanz' einmal mit deinem Bengel!
Dudelbidel dum!

Ha! wie schön das Hackbrett summt,
Und der alte Brummbaß brummt!

Ha! wie drehn sich rings ohn' Ende
Hüt' und Hauben, Thür' und Wände!

Dudelbidel, dudelbidel dum!
Dudelbidel dum dum dum!

Fiedler, siedelt nicht so lahm;
Wir sind Braut und Bräutigam!
Fiedelt frisch; ich mach' es richtig!
Und bestreicht den Wogen tüchtig
Mit Kalfonium!

Polnisch muß hübsch lustig gehn,
Daß die Köcke hinten wehn!
Wart', ich werd' euch 'mal kuranzen!
Meint ihr, Trödler, Bären tanzen
Hier am Seil herum?

Heiße lustig! nun kommt her!
Unten, oben, kreuz und quer,
Laß uns Arm in Arm verschränken,
Und an unsern Brauttanz denken!
Heiße! rund herum!

An Selma.

Denkt mein Mädchen an mich? Balsamischer duftet der Garten
 Nach dem Regen, und Glanz träufelt am grüneren Busch.
 Aber ich hefte den Blick auf den Bach, der voller hinabstürzt,
 Gleite sanft wie ein Traum gegen die schäumende Fluth,
 Und mein horchendes Ohr hört leisen Laut, wie des Mädchens
 Liebe seufzendes Ach, tief in des Falles Geräusch.
 Denkt mein Mädchen an mich? und erfüllt mit zitternder Ahnung
 Hier in Blumengedüft, etwa ihr Engel mein Herz?
 O so beschwör' ich dich bei des Mädchens reinsten Empfindung,
 Die ihr mit Himmelsroth' Augen und Wangen verklärt;
 Zeige mir die Gestalt der Herrlichen, welche voll Tiefinn,
 Kern auf verlassener Flur, ihres Erkorenen denkt!
 Iret sie im bunten Thale, von frohen Gespielen genöthigt,
 Stumm, den grünen Hut über die Augen gesenkt;
 Pflückt ohn' Absicht Blumen, und springt jetzt freudig zur Blüthe
 Jenes Hollunders, der einst unsere Küsse verbarg?
 Oder zum rieselnden Quell, den in hohler Hand sie bei Mondschein
 Einst zu trinken mir bot? Spielte sie zögernd im Quell,
 Unachtsam des Getändels um sie; und lispelt vergebens
 Ihr die Freundin ins Ohr: Mädchen, du bist ja so still?
 Oder sitzt sie einsam im grünen Dunkel der Laube,
 Auf der Stelle, wo einst mir an dem Herzen sie lag?
 Die ihr die sonnigen Blätter mit duftender Kühle durchathmet,
 Weht mir den Rosenbusch, freundliche Weste, zurück!
 Ach! sie lehnt die Stirne, von braunen Locken umflattert,
 Hingesenkt auf die Hand, an den gebogenen Ast;
 Thränen nehen die Hand und die glühende Wange; sie seufzet,
 Nennet mich, und schwer zittert ihr Busen empor.
 Selma, Selma! weine nicht so! Du weinst um mich zwar;
 Aber es heicht mir das Herz, Weste, dich weinen zu seh'n.
 Der mit segnendem Blicke so ägnlich unsere Seelen
 Schuf, so wunderbar uns beide vereinigte, Gott,
 Unser Vater, beschied uns Trennungen; aber nicht zürnend
 Bald vereint uns, bald! wieder ein ewiger Bund!
 Still! sie athmet leif, auf die müde geweinten Wimper
 Gießt mein Genius ihr duftigen Schlummer herab,
 Und umstrahlt ihr den Geist mit des heiligen Tages Erscheinung,
 Der den Locken der Braut Rosen und Myrthen umflieht:
 Athemlos umarmt sie des Bräutigams Bild, und mit holdem,
 Wollust schmachtemdem Laut drückt sie ihn fester ans Herz,
 Bebt! und wie Abendroth auf regenbeträufelter Rose,
 Schimmert ein Lächeln sanft über ihr nasses Gesicht.

Die kleine Näherin.



Schwesterchen, mein Finger thut
Mir so wehe!
Leih mir deinen Fingerhut,
Daß ich nähe;
Oh Mama zu fragen kömmt:
Kind, wie weit das neue Hemd?

Bald mit Liebe neckt' er mich,
Bald mit Tadel;
Pflöcklich hat er einen Stich
Von der Nadel:
So entriß der Nimmergut
Mir im Zorn den Fingerhut.

O ich rang, das glaube du,
So gewaltig!
Stich nur, laßt' er, stich nur zu;
Dies behalt' ich!
Und im Ringen, o Verdruss!
Raubt' er mir noch einen Kuß!

Schwester, mehr wie einen Zoll
Bist du größer;
Wie man was vertuschen soll,
Weißt du besser.
Mutter, sag' ich, suche doch!
Mäuschen trug ihn wohl in's Loch!

Huldigung.



ben glänzt des Himmels Bläue,
Weit umher die schöne Flur,
In des großen Tempels Freie
Schwör' ich Treue,
Gottes Abglanz, dir, Natur!

Wird, o Geist, des Wahnes Schranken,
Wo dich Ort geengt und Zeit!
Auf zu Gott entfluch mit franken
Lichtgedanken,
Endlos durch Unendlichkeit!

Schau, wie hehr und wunderprächtigt
Alles strahlt, so hoch du drangst!
Vater, gut und weis' und mächtig,
O wie dächt' ich
Dein mit Schwermuth, dein mit Angst?

Aller Wesen Stimm' erhebet:
Gott ist Gott! in hellem Chor.
Wo ein Staub sich regt und lebet,
Alles strebet
Zu der Geister Wonn' empor.

Allem Volk in's Herz geschrieben
Ward sein ewiges Gebot:
Keine Menschlichkeit zu üben;
Nur zu lieben
Gott in uns, im Bruder Gott!

Ueberall ertönt von Allen
Fromme Sehnsucht, frommer Dank.
Gott vernimmt mit Wohlgefallen
Dort das Lallen,
Dort gereistern Lobgesang.

Wunderbar durch Glanz und Trübe
Wird der Geist uns angefaßt.
Ob der Staub um uns zerfließe;
Gottes Liebe
Läutert auch durch Todesnacht!



Friedrich v. Schiller.



u den reich begabten, aber eben so seltenen Dichtern, die vermöge der Mannichfaltigkeit und der Vielseitigkeit ihres Talentes nach so vielen und so verschiedenen Richtungen hin gleich Herrliches und Vortreffliches leisten, die einen jeden Gegenstand, dem sie sich nahen und den der warme, belebende Hauch ihrer Poesie anweht, aus dem starren, nächtigen Tode zum Leben wach rufen, zum frischen, freudigen, sonnigen Leben, wie es die wunderschöne Sage der Allen von der Lezer und dem Gesange des Orpheus und Arions erzählt, zu jenen Dichtern, deren Name fortklingen wird noch nach Jahrtausenden in der gewaltigen Sauberkraft ihres Liedes, zu jenen Männern, auf welche das Land stolz ist, welches sie hervorgebracht, gehört vor Allen, Er, Friedrich von Schiller.

Der Raum, welchen uns diese Blätter bieten, ist zu gering, auch nur den Versuch zu machen, dem gewaltigen Geist des gottbegabten Sängers überall dahin zu folgen, wohin ihn der mächtige Genius geführt; Talente, die sich bei Anderen einzeln finden, oder doch in ihrer Verbindung sich gegenseitig in ihrer Wirkung beeinträchtigen, finden wir bei ihm in schönem, harmonischen Einklange, und so ist es nicht der Dichter allein, den wir in ihm bewundern, nein, wir müssen ihm auch als Philosophen, als Kritiker, als Geschichtschreiber, in allen Beziehungen die vollkommene Anerkennung zu Theil werden lassen, und wenn es diese Richtungen besonders wären, jede einzeln eine für sich besondere Besprechung erfordert, bleibt uns hier nichts weiter übrig, als den Dichter in seinem Gesamtwirken, so gut als es unsrer Feder gelingen mag, dem Auge des Lesers vorzuführen.

Es ist wohl ziemlich allgemein bekannt, daß Schiller am 10. November 1759 zu Marbach im Württembergischen geboren ist; sein Vater, Offizier in der herzoglichen Armee, bestimmte den Knaben ebenfalls für den Militairstand, und so wurde dieser bereits in seinem vierzehnten Jahre auf die Militair-Akademie in Stuttgart geschickt, die damals unter den Bildungsanstalten in Deutschland einen sehr bedeutenden Platz einnahm, wo er bis zum Jahre 1780 verweilte und nach seinem Austritt als Regimentsarzt in Stuttgart angestellt wurde. — Die strenge Disciplin, welche in der Akademie herrschte und der Eifer womit die Lehrer für das praktische Wissen ihrer Söglinge zu sorgen bemüht waren, hatten indessen den Funken der Poesie, der tief und mächtig in der Seele des jungen Mannes erglühte, nicht zu erlödten vermocht, und nachdem er schon früher sich in dramatischen Arbeiten versucht, die er indessen mit selbstständiger Kritik verwarf und vernichtete, schuf der achtehnjährige Jüngling jenes gigantische Werk ungezügelter Kraft, die Räuber, mit denen er, nachdem er die Akademie verlassen, zuerst öffentlich austrat. — Aber lassen wir ihn über diese Arbeit und zugleich über die Tage, welche er bis dahin verlebt hatte, selbst sprechen: „Früh verlor ich mein Vaterland," sagt er; „um dasselbe gegen die große Welt einzutauschen, die ich nur eben durch die Fernröhre kannte. Ein seltsamer Mißverstand der Natur hatte mich in meinem Geburtsorte zum Dichter verurtheilt. Neigung für Poesie beleidigte die Geseße des Instituts, worin ich erzogen ward, und widersprach dem Plan seines Stifters. Acht

Jahre rang mein Enthusiasmus mit der militairischen Regel; aber Leidenschaft für die Dichtkunst ist feurig und stark, wie die erste Liebe. Was sie ersticken sollte, fachte sie an. Verhältnissen zu entziehen, die mir eine Fetter waren, schweifte mein Herz in eine ideale Welt aus, aber unbekannt mit der wirklichen, von welcher sie eiserne Stäbe schieden — unbekannt mit den Menschen, — denn die vierhundert, die mich umgaben, waren ein einziges Geschöpf, der getreue Abguss Eines und eben dieses Modells, von welchem die plastische Natur sich feierlich lossagte, — unbekannt mit der Neigung feier, sich selbst überlassener Wesen, denn hier kam nur Eine zur Reife; Eine, die ich jetzt nicht nennen will: jede übrige Kraft des Willens erschlaffte, indem eine einzige sich convulsivisch spannte; jede Eigenheit, jede Ausgelassenheit der tausendfach spielenden Natur ging in dem regelmäßigen Tempo der herrschenden Ordnung verloren; — unbekannt mit dem schönen Geschlechte — die Thore dieses Instituts öffneten sich, wie man wissen wird, Frauenzimmern nur, ehe sie anfangen interessant zu werden, und wenn sie aufgehört haben, es zu sein; — unbekannt mit Menschen und Menschenschicksal, mußte mein Pinsel nothwendig die mittlere Linie zwischen Engel und Teufel verfehlen, mußte er ein Ungeheuer hervorbringen, das zum Glück in der Welt nicht vorhanden war, dem ich nur darum Unsterblichkeit wünschen möchte, um das Beispiel einer Geburt zu verewigen, die der naturwidrige Geiselschlag der Subordination und des Genius in die Welt schle. — — Ich meine die Räuber. — Dies Stück ist erschienen. Die ganze sittliche Welt hat der Verfasser als einen Beleidiger der Majestät vorgefordert. Seine ganze Verantwortung sei das Klima, unter dem es geboren wurde. Wenn von allen den unmöglichen Klageschriften gegen die Räuber nur eine einzige mich trifft, so ist es diese, daß ich zwei Jahre vorher mir anmaßte, Menschen zu schildern, ehe mir nur einer begegnete. —

Wenn wir Schiller klüchlich mit Göthe vergleichen, so besteht der Unterschied zwischen beiden vor allem Anderem darin, daß Göthe die Natur und das ihn umgebende Leben mit poetischem Gemüthe auffaßte und so aus der äußeren Erscheinung des ihn Umgebenden seine Dichtungen schuf, Schiller dagegen ging von der Idee aus und suchte diese Idee in seinen Dichtungen zu verkörpern und zu veranschaulichen. So ruft er selbst in einem seiner Epigramme Jenem zu:

Wahrheit suchen wir Beide, du Außen im Leben, ich innen
In dem Herzen, und so findet sie Jeder gewiß, o
Ist das Auge gesund, so begegnet es Außen dem Schöpfer,
Ist es das Herz, dann gewiß spiegelt es innen die Welt.

Von diesem Standpunkte aus, den uns der Dichter selbst bezeichnet, muß man ihn auch beurtheilen, um ihn ganz und gar würdigen zu können. Freilich ist es gefährlich einem solchen Princip zu folgen, das uns leicht mit der wirklichen Welt in Widersprüche verwickeln kann, und dies ist ihm auch von seinen Gegnern jederzeit zum Vorwurf gemacht worden. Aber die Idee, die sein innerstes Gemüth ausfüllte und somit seinen Dichtungen jederzeit zur Basis diente, war der universelle Gedanke der Freiheit und der Haß gegen das Unwürdige und Gemeine. — So ist auch sein ganzes Dichten und Streben nur als ein Kampf des Sinnlichguten gegen das Böse zu betrachten, und wenn jemals ein Dichter seiner ehrenseften, durch nichts zu erschütternden Gesinnungen wegen die vollkommenste Hochachtung verdient, so ist Schiller derselben vor allen Andern würdig. Und in diesem steten Kampfe, diesem ewigen Ringen nach dem Ideal, welches in seinem innersten Dichterbussen wohnte, opferte er freudig den Zweck seines ganzen Daseins, ja dieses Dasein selbst.

Er wendete die Blüthe höchsten Strebens
Das Leben selbst an dieses Bild des Lebens

sagt sein großer Freund von ihm, gezwungen bei dem Nebenbuhler das anuerkennen, was ihm selbst fehlt.

Wenn wir indessen dem Lebenslaufe des Dichters weiter folgen, so sehen wir ihn bald genug, nachdem er seine Stelle als Regimentsarzt angetreten, Stuttgart verlassen; das Nationalgefühl eines Graubündners, welches sich durch eine Stelle in den Räubern gekränkt fühlte, gab die Veranlassung dazu, denn auf die Beschwerde dieses guten Mannes verbot der Herzog dem Dichter fernernhin etwas drucken zu lassen, und so nahm Schiller seinen Abschied und ging nach Mannheim, wo er im Jahre 1782 Theaterdichter wurde, während ihm zu gleicher Zeit die dortige kurfürstlich deutsche Gesellschaft zu ihrem Mitgliede aufnahm. — Hier unternahm Schiller

seine Thalia und bald nachher erschienen die beiden Trauerspiele: Fiesko und Kabale und Liebe.

Später verließ er Mannheim und ging nach Mainz, wo er seinen Don Karlos begann, und nachdem er dort die Bekanntschaft des Großherzogs von Weimar gemacht, begab er sich nach Dresden, wo er die dortige Bibliothek ganz besonders dazu benutzte, die nöthigen Notizen über Philipp den Zweiten zur Vollendung seines Don Karlos aufzusuchen. Angezogen von dem tiefem Studium, schrieb er damals seine Geschichte des Abfalls der vereinigten Niederlande. Sein zweites historisches Werk, die Geschichte des dreißigjährigen Krieges erschien in dem Taschenkalender für Damen 1790 bis 1793. Diese beiden Werke, welche einem ganz verschiedenen Genre angehören, als den, in welchem der Dichter sich bisher bewegt hatte, fordern nichts desto weniger die allgemeinste Anerkennung, und Johannes von Müller selbst konnte seine Bewunderung nicht verbergen, denn in einer Beurtheilung derselben vergleicht er ihr klassisches Verdienst mit dem, welches sich Thucydides durch seine Beschreibung des peloponesischen Krieges erworben.

Seinen Don Karlos vollendete Schiller in Cohlis, einem Dorfe bei Leipzig, wo sein Freund, der Buchhändler Götsche ihn auf seinem Landsitze gütlich aufnahm. Der Don Karlos scheint ihn selbst wenig befriedigt zu haben, und an mehren Orten spricht er sich selbst darüber aus; auch wollte er es nicht auf die Bühne gebracht sehen, und nannte es vielmehr ein Familiengemälde aus einem königlichen Hause.

Inzwischen hatte er bereits im Jahre 1784 vom Herzoge von Weimar den Rathstitel erhalten und nahm, nachdem er 1787 seinen Aufenthalt in Leipzig mit dem in Weimar verlaufte, eine außerordentliche Professur in Jena an. Hier begann er seine Memoiren, während er sich zu gleicher Zeit dem Studium der Philosophie mit allem Eifer hingab. Von allen Seiten kamen zu jener Zeit Beweise der Anerkennung seines Verdienstes; der Landgraf von Hessen-Darmstadt ertheilte ihn im Jahre 1788 den Rathstitel, zwei Jahre darauf wurde er vom Herzog von Meiningen zum Hofrath ernannt; die französische Republik ertheilte ihm das Ehrenbürgerrecht, und der deutsche Kaiser erhob ihn im Jahre 1803 in den Reichsadelstand. Damals schrieb er seinen Wallenstein, aber bald nachdem er dies bedenkliche Werk vollendet, versiel er in eine gefährliche Krankheit, und nachdem er von derselben genesen, begab er sich, seinen früheren Beruf und Geschäften entsagend, nach Weimar. Dort in der Gesellschaft der geistreichsten Männer damaliger Zeit schuf er seine Maria Stuart, die Jungfrau von Orleans, Brant von Messina und Wilhelm Tell. Im Jahre 1804 reiste er nach Berlin, um dort der Aufführung seines Tell beizuwohnen; die ehrenvollsten Auszeichnungen wurden ihm dort zu Theil, aber kränkelnd kehrte er nach Weimar zurück wo er seine Gesundheit wieder herzustellen hoffte. Und wirklich schienen sich seine Hoffnungen zu verwirklichen, man glaubte ihn auf dem Wege zur Genesung, als ihm am 16ten May 1805 der Tod eben so unvermuthet als plötzlich überraschte.

Nie ward der Tod eines Dichters tiefer und allgemeiner betrauert, als der Schiller's, aber dennoch war es ein schönes Loos gerade in dem Augenblick zu sterben, als er sich auf dem Gipfel der höchsten Vollkommenheit befand, welchen er in seinen letzten Arbeiten erreicht hatte.

Wir haben indessen noch nichts über seine prosaische Arbeiten, seine Uebersetzungen verschiedener Schauspiele und vor allen über seine Gedichte gesagt — aber was wäre uns über diese zu sagen übrig? Ein Jeder kennt sie und sie sind im Munde des Volkes und werden es bleiben so lange deutsches Wort und deutsche Sprache nicht verloren gegangen sind. Ueberall erkennen wir den Meister; in seinen Liedern, unter denen sein Lied an die Freude obenansteht, in seinen Oden, wie die Macht des Gesanges und andere, in der Hymne, der Dithyrambe, in der Elegie, der Parabel, dem Epos, der Romanze, in dem Epigramm und der didactischen Poesie, überall hat er gleich Vortreffliches geleistet, und wenn wir dem Leser noch ein Gesammturtheil über des Dichters Wirken und Schaffen geben wollen, so sehen wir die Worte Friedrich von Schlegels hierher, der sich in seiner Literaturgeschichte folgendermaßen über ihn ausspricht: „Wenn auch zwischen seiner Poesie und unserer Bühne noch einige Disharmonie bleibt, so ist Schiller doch als der wahre Begründer unseres Dramas zu betrachten, der die eigentliche Sphäre desselben und die ihm angemessene Form am glücklichsten getroffen hat. Er war ganz dramatischer Dichter; selbst die leidenschaftliche Rhetorik, die er neben der Poesie besitzt, ist diesem wesentlich. Seine historischen und philosophischen Werke sind nur als Studien und Vor-

übungen seiner dramatischen Kunst zu betrachten. Doch sind die philosophischen auch von der Seite merkwürdig, daß sie das am meisten darstellen, wie er in seinem Innern dachte und wie wenig er in sich zur vollkommenen Harmonie gelangt war. Eine zweisehende, skeptische und unbefriedigte Ansicht leuchtet aus allen jenen Versuchen, seinen unbefriedigten Geist Genüge zu leisten, hervor. Er ist durchaus im Zweifel stehen geblieben, daher weht uns selbst aus seinen edelsten lebendigsten Werken bisweilen der Hauch einer inneren Kälte entgegen. Einige sind der Meinung gewesen, das Studium der Philosophie sei ihm schädlich gewesen auch für die Kunst, allein im Zweifel befangen war er schon früher und die innere Befriedigung eines solchen Geistes muß doch immer als das erste gelten, und ist wichtiger, als alle äußere Kunstübung. Und selbst für die Kunst dürften diese historischen und philosophischen Zurichtungen Schillers zu einigen Dramen eher zu loben, als zu tadeln sein. Nicht durch eine noch so große Menge und schnelle Arbeiten vielschreibender Theaterdichter wird bei uns die Bühne aufblühen. Nur durch Gedankentiefe und historischen Gehalt ist dramatische Vortrefflichkeit, wie in Griechenland, England und Spanien, so insonderheit für uns erreichbar. In Schiller in einigen Werken seiner mittleren Periode nicht frei von einer verkehrten Anwendung philosophischer Begriffe über das Wesen der alten Tragödie oder von historischer Einseitigkeit, so entspringen diese Mängel nicht daraus, daß er sich der Spekulation ergab, sondern nur daraus, daß diese Studien, so ernst er sie auch betrieb und so gründlich er sie auch meinte, doch noch nicht zum Ziel gelangt und für seinen Zweck vollendet waren."

Was die äußere Erscheinung Schillers anbetraf, so vereinten sich in ihm auch hier jene Eigenschaften, die wir in seinen Werken bewundern. Seine lange, hagere Figur, sein bleiches, kränkliches Aussehen waren zwar nicht geeignet im ersten Augenblick einen besonders günstigen Eindruck für ihn hervorzurufen, aber aus seinem großen blauen Auge blickte das Feuer seines gewaltigen Geistes, und seine hohe, freie Stirn verkündete männliche Energie und Entschlossenheit, das treue Abbild seiner markigen Worte:

Festen Muth in schweren Leiden,
Hülfe, wo die Unschuld weint
Ewigkeit geschwornen Eiden,
Wahrheit gegen Freund und Feind,
Männerstolz vor Königsthronen —
Brüder! gelt es Gut und Blut —
Dem Verdienste seine Kronen
Untergang der Lügenbrut!



F. v. Schiller.



Der
Graf von Habsburg.



gez. u. radirt v. A. Müller.

Verlag v. A. Hofmann & Comp. in Berlin.

Der Graf von Habsburg.



Zu Aachen in seiner Kaiserpracht
Im alterthümlichen Saale,
Sah König Rudolph's heilige Nacht
Bei'm festlichen Krönungsmahle.
Die Speisen trug der Pfalzgraf des Rheins,
Es schenkte der Böhme des perlenden Weins,
Und alle die Wähler, die Sieben,
Wie der Sterne Chor um die Sonne sich stellt,
Umstanden geschäftig den Herrscher der Welt,
Die Würde des Amtes zu üben.

Und rings erfüllte den hohen Balken
Das Volk in freud'gem Gedränge,
Laut mischte sich in der Posaunen Ton
Das jauchzende Rufen der Menge:
Denn geendigt nach langem, verderblichen Streit
War die kaiserlose, die schreckliche Zeit,
Und ein Richter war wieder auf Erden.
Nicht blind umher waltet der eiserne Speer,
Nicht fürchtet der Schwache, der Friedliche mehr,
Des Mächtigen Beute zu werden.

Und der Kaiser ergreift den goldnen Pokal,
Und spricht mit zufriedenen Blicken:
Wohl glänzt das Fest, wohl pranget das Mahl,
Mein königlich Herz zu entzücken;
Doch den Sänger vermiss' ich, den Bringer der Lust,
Der mit süßem Klang mir bewege die Brust
Und mit göttlich erhabenen Lehren.
So hab' ich's gehalten von Jugend an,
Und was ich als Ritter gepflegt und gethan,
Nicht will ich's als Kaiser entbehren."

Und sieh! in der Fürsten umgebenden Kreis
Trat der Sänger im langem Kalare.
Ihm glänzte die Locke silberweiß,
Gehleicht von der Fülle der Jahre.
Süßer Wohlklang schläft in der Saiten Gold;
Der Sänger singt von der Minne Sold,
Er preiset das Höchste, das Beste,
Was das Herz sich wünscht, was der Sinn begehrt,
Doch sage, was ist des Kaisers werth
An seinem herrlichsten Feste?

„Nicht gebieten werd' ich dem Sänger,“ spricht
Der Herrscher mit lächelndem Munde;
„Er steht in des größeren Herren Pflicht,
Er gehorcht der gebietenden Stunde.
Wie in den Lüften der Sturmwind fauft,
Man weiß nicht, von wannen er kommt und brauf'
Wie der Duell aus verborgenen Tiefen:
So des Sängers Lied aus dem Innern schallt,
Und wecket der dunkeln Gefühle Gewalt,
Die im Herzen wunderbar schliefen.“

Und der Sänger rasch in die Saiten fällt
Und beginnt sie mächtig zu schlagen:
„Auf's Maidwerk hinaus ritt ein edler Held,
Den flüchtigen Gensbock zu jagen.
Ihm folgte der Knapp' mit dem Jägergeschloß.
Und als er auf seinem stattlichen Rosß
In eine Au' kommt geritten,
Ein Glöcklein hört er erklingen fern:
Ein Priester war's mit dem Leibe des Herrn;
Vorau kam der Messner geschritten.“

„Und der Graf zur Erde sich neiget hin,
Das Haupt mit Demuth entblößet,
Zu verehren mit gläubigem Christenfinn,
Was alle Menschen erlöset.
Ein Bächlein aber rauschte durch's Feld,
Von des Gießbachs reißenden Fluthen geschwellt.
Das hemmte der Wandrer Tritte,
Und beiseit legt jener das Sacrament,
Von den Füßen zieht er die Schuhe behend,
Damit er das Bächlein durchschritte.

„Was schaffst Du? redet der Graf ihn an,
Der ihn verwundert betrachtet.
Herr, ich walle zu einem sterbenden Mann,
Der nach der Himmelskost schwachtet.
Und da ich mich nahe des Baches Steg,
Da hat ihn der strömende Gießbach hinweg
Im Strudel der Wellen gerissen.
Drum, daß dem Lebenden werde sein Heil,
So will ich das Wasserlein jetzt in Eil
Durchwaten mit nackenden Füßen.

„Da setzt ihn der Graf auf sein ritterlich Pferd,
Und gibt ihm die prächtigen Zäume,
Daß er labe den Kranken, der sein begehrt,
Und die heilige Pflicht nicht versäume.
Und ihn selber auf seines Knappen Thier
Vergnügt noch weiter des Jagens Begier;
Der Andre die Reise vollführt,
Und am nächsten Morgen mit dankendem Blick
Da bringt er dem Grafen sein Ross zurück,
Bescheiden am Zügel geführt.

„Nicht wolle das Gott! rief mit Demuthfinn
Der Graf, daß zum Streiten und Jagen
Das Ross ich bestritte fürderhin,
Das meinen Schöpfer getragen!
Und magst Du's nicht haben zu eignem Gewinnst,
So bleibt es gewidmet dem göttlichen Dienst!
Denn ich hab' es dem ja gegeben,
Von dem ich Ehre und irdisches Gut
Zu Lehen trage und Leib und Blut
Und Seele und Athem und Leben.

„So mög' Euch Gott, der allmächtige Gott,
Der das Flehen der Schwachen erhöret,
Zu Ehren Euch bringen hier und dort,
So wie Ihr jetzt Ihn gehöret.
Ihr seid ein mächtiger Graf, bekannt
Durch ritterlich Walten im Schweizerland;
Euch bläh'n sechs liebe Töchter.
So mögen sie, rief er begeistert aus,
Sechs Kronen Euch bringen in Euer Haus
Und glänzen die spätesten Geschlechter!“

Und mit sinnendem Haupt sah der Kaiser da,
Als dächt' er vergangener Zeiten;
Jetzt da er dem Sänger in's Auge sah,
Da ergreift ihn der Worte Bedenken.
Die Züge des Priesters erkennt er schnell
Und verbirgt der Thränen stürzenden Quell
In des Mantels purpurnen Falten.
Und Alles blickte den Kaiser an,
Und erkannte den Grafen, der das gethan,
Und verehrte das göttliche Walten.

Der Taucher.

er wagt es, Rittermann oder Knapp',
Zu tauchen in diesen Schlund?
Einen gold'nen Becher werf' ich hinab,
Verschlungen schon hat ihn der schwarze Mund,
Wer mir den Becher kann wieder zeigen,
Er mag ihn behalten, er sei sein eigen.“

Der König spricht es und wirft von der Höh'
Der Klippe, die schroff und steil
Hinaus hängt in die unendliche See,
Den Becher in der Charibde Geheul.
„Wer ist der Beherzte, ich frage wieder,
Zu tauchen in diese Tiefe nieder?“

Und die Ritter, die Knappen um ihn her,
 Vernehmen's und schweigen still,
 Sehen hinab in das wilde Meer,
 Und Keiner den Becher gewinnen will.
 Und der König zum dritten Mal wieder fraget:
 „Ist Keiner, der sich hinunter waget?“

Doch Alles noch stumm bleibt, wie zuver,
 Und ein Edelknecht, sanft und fest,
 Tritt aus der Knappen zagendem Chor,
 Und den Gürtel wirft er, den Mantel weg,
 Und alle die Männer umher und Frauen
 Auf den herrlichen Jüngling verwundert schauen.

Und wie er tritt an des Felsens Hang,
 Und blickt in den Schlund hinab,
 Die Wasser, die sie hinunterschläng,
 Die Charybde jetzt brüllend wiedergab,
 Und wie mit des fernern Donners Getöse
 Erstürzen sie schäumend dem finstern Schooße.

Und es waltet und siedet und brauset und zischt
 Wie wenn Wasser mit Feuer sich mengt;
 Bis zum Himmel sprizet der dampfende Gisch,
 Und Kluth auf Kluth sich ohn' Ende drängt,
 Und will sich nimmer erschöpfen und leeren,
 Als wollte das Meer noch ein Meer gebären.

Doch endlich, da legt sich die wilde Gewalt,
 Und schwarz aus dem weißen Schaum
 Klafft hinunter ein gährender Spalt,
 Grundlos, als ging's in den Hölle Raum;
 Und reizend sieht man die brandenden Wegen
 Hinab in den strudelnden Trichter gezogen.

Jetzt schnell, eh' die Brandung wiederkehrt,
 Der Jüngling sich Gott befehlt,
 Und — ein Schrei des Entsetzens wird rings gehört, —
 Und schon hat ihn der Wirbel hinweggespült;
 Und geheimnißvoll über den kühnen Schwimmer
 Schließt sich der Rachen, er zeigt sich nimmer.

Und stille wird's über dem Wasserfälund,
 In der Tiefe nur brauset es hohl,
 Und bebend hört man von Mund zu Mund:
 „Hochherziger Jüngling, fahre wohl!“

Und hohler und hohler hört man's heulen,
 Und es harret noch mit bangem, mit schrecklichem Weilen.

Und würfst Du die Krone selber hinein
 Und sprächst: „Wer mir bringet die Kron',
 Der soll sie tragen und König sein!“
 Mich gelüstete nicht nach dem theuren Lohn,
 Was die heulende Tiefe da unten verhehle,
 Das erzählt keine lebende glückliche Seele.

Wohl manches Fahrzeug, vom Strudel gefaßt,
 Schoß jäh in die Tiefe hinab;
 Doch zerschmettert nur rangen sich Kiel und Mast
 Hervor aus dem Alles verschlingenden Grab, —
 Und heller und heller, wie Sturmes Saufen,
 Hört man's näher und immer näher brausen.

Und es waltet und siedet und brauset und zischt,
 Wie wenn Wasser mit Feuer sich mengt,
 Bis zum Himmel sprizet der dampfende Gisch,
 Und Well' auf Well' sich ohn' Ende drängt,
 Und wie mit des fernern Donners Getöse,
 Entstürzt es brüllend dem finstern Schooße.

Und sieh! aus dem finstern, stuhenden Schooß,
 Da hebet sich's schwanenweiß,
 Und ein Arm und ein glänzender Nacken wird bloß,
 Und es rudert mit Kraft und mit emsigem Fleiß;
 Und er ist's und hoch in seiner Linken
 Schwingt er den Becher mit freudigem Winken.

Und athmete lang' und athmete tief,
 Und begrüßte das himmlische Licht;
 Mit Frohlocken es Einer dem Andern rief:
 „Er lebt! Er ist da! Es behielt ihn nicht!
 Aus dem Grab, aus der strudelnden Wasserhöhle
 Hat der Brave gerettet die lebende Seele.“

Und er kommt, es umringt ihn die jubelnde Schaar,
 Zu des Königs Füßen er sinkt,
 Den Becher reicht er ihm kniend dar,
 Und der König der lieblichen Tochter winkt,
 Die füllt ihn mit funkelndem Wein bis zum
 Rande;
 Und der Jüngling sich also zum König wandte:

„Lang' lebe der König! Es freue sich,
Wer da athmet im rothigen Licht!
Da unten aber ist's fürchterlich,
Und der Mensch versuche die Götter nicht,
Und begehre nimmer und nimmer zu schauen,
Was sie gnädig bedecken mit Nacht und Grauen.“

„Es riß mich hinunter blitzeschnell;
Da stürzt mir aus felsigem Schwacht,
Wildfluthend entgegen ein reißender Quell;
Mich packte des Doppelstroms wüthende Macht
Und wie einen Kreisel mit schwindelndem Drehen
Trieb mich's um, ich konnte nicht widerstehen.“

Da zeigte mir Gott, zu dem ich rief,
In der höchsten, schrecklichen Noth,
Aus der Tiefe ragend ein Felsenriff,
Das erfaßt ich behend und entrann dem Tod,
Und da hing auch der Becher an spitzen Korallen,
Sonst wär' er in's Bodenlose gefallen.“

Denn unter mir lag's noch Berge tief
In purpurner Finsterniß da.
Und ob's hier dem Dhye gleich ewig schlief,
Das Auge mit Schauern hinunter sah,
Wie's von Salamandern und Molchen und Drachen
Sich regt in dem fürchtbaren Höllenrachen.“

„Schwarz wimmelten da, in grauem Gemisch
Zu scheußlichem Klumpen geballt,
Der stachlichte Noche, der Klippenfisch,
Des Hammers gräßliche Ungehalt,
Und bräwend wies mir die grimmigen Zähne
Der entseßliche Hai, des Meeres Hyäne.“

„Und da hing ich, und war's mir mit Grausen bewußt,
Von der menschlichen Hülfe so weit,
Unter Larven die einzige fühlende Brust,
Allein in der gräßlichen Einsamkeit,
Tief unter dem Schall der menschlichen Rede,
Bei den Ungeheuern der traurigen Oede.“

„Und schauernd dacht' ich's: — da froch's heran,
Regte hundert Gelenke zugleich,
Will schnappen nach mir, in des Schreckens Wahn
Laß ich los der Koralle umklammerten Zweig.
Gleich faßt mich der Strudel mit rasendem Toben,
Doch es war mir zum Heil: er riß mich nach oben.“

Der König darob sich verwundert schier,
Und spricht: „Der Becher ist Dein,
Und diesen Ring noch bestimm' ich Dir,
Geschmückt mit dem köstlichsten Edelstein,
Versuchst Du's noch einmal und bringst mir Kunde,
Was Du jähst auf des Meeres tiefunterstem Grunde.“

Das hörte die Tochter mit weichem Gefühl,
Und mit schmeichelndem Munde sie steht:
„Laßt, Vater, genug sein das grausame Spiel!
Er hat Euch bestanden, was Keiner besteht,
Und könnt Ihr des Herzens Gelüste nicht zähmen,
So mögen die Ritter den Knappen beschämen.“

Drauf der König greift nach dem Becher schnell,
In den Strudel ihn schleudert hinein:
„Und schaffst Du den Becher mir wieder zur Stell',
So sollst Du der trefflichste Ritter mir sein,
Und sollst sie als Eh'gemahl heut noch umarmen,
Die jetzt für Dich bittet mit zartem Erbarmen!“

Da ergreift's ihm die Seele mit Himmelsgevalt
Und es blickt aus den Augen ihm kühn,
Und er siehet erröthen die schöne Gestalt,
Und sieht sie erbleichen und sinken hin;
Da treibt's ihn, den köstlichen Preis zu erwerben,
Und stürzt hinunter auf Leben und Sterben.“

Wohl hört man die Brandung, wohl kehrt sie zurück,
Sie verkündigt der donnernde Schall,
Da bückt sich's hinunter mit liebendem Blick,
Es kommen, es kommen die Wasser all',
Sie rauschen herauf, sie rauschen nieder,
Den Jüngling bringt keines wieder.“

Die Kraniche des Ibykus.



zum Kampf der Wagen und Gefänge,
 Der auf Korinthus Landesenge
 Der Griechen Stämme froh vereint,
 Zog Ibykus der Götterfreund.
 Ihm schenkte des Gefanges Gabe,
 Der Lieder süßen Mund Apoll;
 So wandert er an leichtem Stabe
 Aus Aegium, des Gottes voll.

Schon winkt auf hohem Bergedrüden
 Afrokorinth des Wandrers Blicken,
 Und in Poseidons Fichtenhain
 Tritt er mit frommem Schauder ein.
 Nichts regt sich um ihn her, nur Schwärme
 Von Kranichen begleiten ihn,
 Die fernhin nach des Sidens Wärme
 In graulichem Geschwader zieh'n.

„Seid mir begrüßt, befreund'te Schaaren,
 Die mir zur See Begleiter waren!
 Zum guten Zeichen nehm' ich euch;
 Mein Loos, es ist dem euren gleich.
 Von fernher kommen wir gezogen,
 Und stehen um ein wirklich Dach;
 Sei uns der Gastliche gewogen
 Der von dem Fremdling wehrt die Schmach!“

Und munter fördert er die Schritte
 Und sieht sich in des Waldes Mitte;
 Da sperren auf gebrängtem Steg
 Zwei Mörder plötzlich seinen Weg.
 Zum Kampfe muß er sich bereiten,
 Doch bald ermattet sinkt die Hand;
 Sie hat der Leier zarte Saiten,
 Doch nie des Bogens Kraft gespannt.

Er ruft die Menschen an, die Götter,
 Sein Flehen dringt zu keinem Retter;
 Wie weit er auch die Stimme schickt,
 Nichts Lebendes wird hier erblickt.
 „So muß ich hier verlassen sterben,
 Auf fremden Boden, unbeweint,
 Durch böser Buben Hand verderben,
 Wo auch kein Rächer mir erscheint!“

Und schwer getroffen sinkt er nieder;
 Da rauscht der Kraniche Gefieder.
 Er hört, — schon kann er nicht mehr seh'n, —
 Die nahen Stimmen sursichtbar kräh'n.

„Ben euch, ihr Kraniche dort oben,
 Wenn keine andre Stimme spricht,
 Sei meines Nordes Klage' erhoben!“
 Er ruft es, und sein Auge bricht.

Der nackte Leichnam wird gefunden,
 Und bald, obgleich entsetzt von Wunden,
 Erkennt der Gastfreund in Korinth
 Die Jüge, die ihm theuer sind.
 „Und muß ich so Dich wieder finden,
 Und hoffte mit der Fichte Kranz
 Des Sängers Schläfe zu umwinden,
 Bestrahlt von seines Ruhmes Glanz!“

Und jammernd hören's alle Gäste
 Versammelt bei Poseidon's Feste;
 Ganz Griechenland ergreift der Schmerz;
 Verloren hat ihn jedes Herz,
 Und stürmend drängt sich zum Pytanen
 Das Volk, es fordert seine Wuth,
 Zu rächen des Erschlag'nen Mänen,
 Zu sühnen mit des Mörders Blut.

Doch wo die Spur, die aus der Menge,
 Der Völker stuhendem Gedränge,
 Gelockt von der Spiele Pracht,
 Den schwarzen Thäter kenntlich macht?
 Sind's Räuber, die ihn feig erschlagen?
 That's neidisch ein verborg'ner Feind?
 Nur Helios vermag's zu sagen,
 Der alles Irdische bescheint.

Er geht vielleicht mit frechem Schritte
 Jetzt eben durch der Griechen Mitte;
 Und während ihn die Rache sucht,
 Genießt er seines Frevels Frucht.
 Auf ihres eig'nen Tempels Schwelle
 Trogt er vielleicht den Göttern, mengt
 Sich dreist in jene Menschenwelle,
 Die dort sich zum Theater drängt.

Dem Bank' an Bank' gedrängt sitzen, —
 Es brechen fast der Bühne Stützen, —
 Herbeigeströmt von fern und nah,
 Der Griechen Völker wartend da,
 Dumpf brausend wie des Meeres Wogen;
 Von Menschen wimmelnd wächst der Bau
 In weiter stets geschweiften Bogen
 Hinauf bis in des Himmels Blau.

Wer zählt die Völker, wer die Namen,
Die gastlich hier zusammenkamen?
Von Thebens Stadt, von Aulis Strand,
Von Phocis, vom Spartanerland,
Von Aëns entlegner Küste,
Von allen Inseln kamen sie
Und horchten von dem Sängerküste
Des Chores grause Melodie.

Der streng und ernst nach alter Sitte
Mit langsam abgemess'nem Schritte
Hervortritt aus dem Hintergrund,
Umwandelnd des Theaters Rund.
So schreiten keine ird'schen Weiber,
Die zeugete kein sterblich Haus,
Es steigt das Niesenmaaß der Leiber
Hoch über Menschliches hinaus.

Ein schwarzer Mantel schließt die Lenden,
Sie schwingen in entfleischten Händen
Der Fackel düsterrothe Gluth;
In ihren Wangen fließt kein Blut.
Und wo die Haare lieblich flattern,
Um Menschenstirnen freundlich weh'n,
Da sieht man Schlangen hier und Rattern
Die giftgeschwoll'nen Bänder bläh'n.

Und schauerlich gedreht im Kreise,
Beginnen sie des Hymnus Weise,
Der durch das Herz zerreißend dringt,
Die Bänder um den Sünder schlingt.
Besinnungraubend, herzbethörend,
Schallt der Grinnhen Gesang,
Er schallt, des Hörers Mark verzehrend,
Und duldet nicht der Reier Klang:

„Wohl dem, der frei von Schuld und Fehle
Bewahrt die kindlich reine Seele!
Ihm dürfen wir nicht rächend nah'n,
Er wandelt frei des Lebens Bahn.
Doch wehe, wehe, wer verhöhlet
Des Mordes schwere That vollbradt;
Wir heften uns an seine Sohlen,
Das furchtbare Geschlecht der Nacht!

„Und glaubt er fliehend zu entspringen,
Geflügelt sind wir da, die Söhlinge
Ihm werfend um den flücht'gen Fuß,
Daß er zu Boden fallen muß,
So jagen wir ihn ohn' Ermatten, —
Verzehnen kann uns keine Keu! —
Ihn fort und fort bis zu den Schatten,
Und geben ihn auch dort nicht frei.“

So singend tanzen sie den Reigen,
Und Stille, wie des Todes Schweigen,
Liegt über'm ganzen Hause schwer,
Als ob die Gottheit nahe wär;
Und feierlich nach alter Sitte
Umwandelnd des Theaters Rund
Mit langsam abgemess'nem Schritte,
Verschwinden sie im Hintergrund.

Und zwischen Trug und Wahrheit schwebet
Noch zweifelnd jede Brust und bebet,
Und huldiget der furchtbar'n Macht
Die rächend im Verborg'nen wadt,
Die unerforschlich, unergründet,
Des Schicksals dunkeln Knäuel sacht,
Dem tiefen Herzen sich verkündet,
Doch fliehet vor dem Sonnenlicht.

Da hört man auf den höchsten Stufen
Auf einmal eine Stimme rufen:
„Sieh da! Sieh da, Timotheus,
Die Kraniche des Ibykus!“ —
Und finster plötzlich wird der Himmel
Und über dem Theater hin
Sieht man in schwärzlichem Gewimmel
Ein Kranichsheer vorüberziehen.

„Des Ibykus?“ — Der theure Name
Rührt jede Brust mit neuem Gram,
Und wie im Meere Well' auf Well'
So läuft's von Mund zu Munde schnell:
„Des Ibykus, den wir beweinen,
Den eine Mörderhand erschlug?
Was ist's mit dem? Was kann er meinen?
Was ist's mit diesem Kranichzug?“ —

Und lauter immer wird die Frage
Und ahnend steigt's mit Bligesschläge
Durch alle Herzen: „Gebet Acht!
Das ist der Cumeniden Macht!
Der fromme Dichter wird geredet;
Der Mörder bietet selbst sich dar!
Ergreift ihn, der das Wort gesprochen,
Und ihn, an den's gerichtet war!“

Doch dem war kaum das Wort entfahren,
Mocht' er's im Busen gern bewahren.
Umsonst! der schreckenbleiche Mund
Macht schnell die Schuldbewußten kund.
Man reißt und schleppt sie vor den Richter,
Die Scene wird zum Tribunal,
Und es gesch'hn die Vöfewichter,
Getroffen von der Rache Stahl.

F. v. Schiller.



gez. u. radirt. v. A. Müller.

Verlag v. A. Hofmann & Comp. in Berlin.

Ritter Toggenburg.



Ritter, treue Schwesterliebe
Widmet euch dies Herz,
Fordert keine andre Liebe,
Denn es macht mir Schmerz!
Ruhig mag ich euch erscheinen,
Ruhig gehen seh'n,
Eurer Augen stillen Weinen
Kann ich nicht versteh'n."

Und er hört's mit stummem Harne,
Reißt sich blutig los,
Preßt sie heftig in die Arme,
Schwingt sich auf sein Ross,
Schickt zu seinen Mannen allen
In dem Lande Schweiz;
Nach dem heil'gen Grab sie wallen,
Auf der Brust das Kreuz.

Große Thaten dort geschehen
Durch der Helden Arm;
Ihres Helmes Büsche wehen
In der Feinde Schwarm.
Und des Toggenburgers Name
Schreckt den Muselmann;
Doch das Herz von seinem Gram
Nicht genesen kann.

Und ein Jahr hat er's getragen,
Trägt's nicht länger mehr;
Ruhe kann er nicht erjagen,
Und verläßt das Heer,
Sieht ein Schiff an Joppe's Strande
Das die Segel bläht,
Schiffet heim zum theuren Lande
Wo ihr Athem weht.

Und an ihres Schlosses Pforte
Klopft der Pilger an,
Ach! und mit dem Donnerworte
Wird sie aufgethan:
„Die ihr suchet, trägt den Schleier,
Ist des Himmels Braut.
Gestern war des Tages Feier,
Der sie Gott getraut.“

Da verläßt er auf immer
Seiner Väter Schloß,
Seine Waffen sieht er nimmer,
Noch sein treues Ross.
Von der Toggenburg hernieder
Steigt er unbekannt,
Denn es deckt die edlen Glieder
Härenes Gewand.

Und er baut sich eine Hütte
Jener Gegend nah,
Wo das Kloster aus der Mitte
Düsterer Leiden sah;
Harrend von des Morgens Lichte
Bis zu Abends Schein,
Stille Hoffnung im Gesichte,
Saß er da allein.

Blickte nach dem Kloster drüben,
Blickte Stunden lang
Nach dem Fenster seiner Lieben,
Bis das Fenster klang,
Bis die Liebliche sich zeigte,
Bis das theure Bild
Sich in's Thal herunter neigte,
Ruhig, engelmild.

Und dann legt er froh sich nieder,
Schlaf getröstet ein;
Still sich freuend, wenn es wieder
Morgen würde sein.
Und so saß er viele Tage,
Saß viel Jahre lang,
Harrend ohne Schmerz und Klage
Bis das Fenster klang.

Bis die Liebliche sich zeigte,
Bis das theure Bild
Sich in's Thal herunter neigte
Ruhig, engel mild.
Und so saß er, eine Leiche,
Eines Morgens da.
Nach dem Fenster noch das bleiche
Stille Antlitz sah.

Der Spaziergang.



Sei mir gegrüßt, mein Berg, mit dem röthlich strahlenden Gipfel,

Sei mir, Sonne, gegrüßt, die ihn so lieblich bescheint,
Dich auch grüß' ich, belebte Flur, Euch säuselnde Linden,
Und den frohlichen Chor, der auf den Nesten sich wiegt,
Ruhige Bläue dich auch, die unermesslich sich ausgießt
Um das braune Gebirg, über den grünenden Wald,
Auch um mich, der, endlich entloh'n des Zimmers Gefängniß
Und dem engen Gespräch, freudig sich rettet zu Dir;
Deiner Lüfte balsamischer Strom durchrinnt mich erquickend,
Und den durstigen Blick labt das energische Licht,
Kräftig auf blühender Au' erglänzen die wechselnden Lauben,
Aber der reizende Streit löset in Anmuth sich auf.
Frei empfängt mich die Wiese mit weithin verbreiteten Teppich,
Durch ihr freundliches Grün schlingt sich der ländliche Pfad,
Um mich summt die geschäftige Bien', mit zweifelndem Flügel
Wiegt der Schmetterling sich über dem röthlichen Klee,
Glühend trifft mich der Sonne Pfeil, still liegen die Wäste,
Nur der Lerche Gesang wirbelt in heiterer Luft.
Doch jetzt braust's aus dem nahen Gebüsch, tief neigen der Erlen
Kronen sich, und im Wind wogt das versilberte Gras;
Mich umfängt ambrosische Nacht; in dustende Kühlung
Nimmt ein prächtiges Dach schwattender Buchen mich ein,
In des Waldes Geheimniß entflieht mir auf einmal die Landschaft,
Und ein schlängelnder Pfad leitet mich steigend empor,
Nur verstoßen durchdringt der Zweige laubiges Gitter
Sparfames Licht, und es blickt lachend das Blaue herein.
Aber plötzlich zerreißt der Flor. Der geöffnete Wald giebt
Ueberraschend des Tags blendendem Glanz mich zurück,
Unabsehbar ergießt sich vor meinen Blicken die Ferne
Und ein blaues Gebirg endigt im Dufte die Welt.
Tief an des Berges Fuß, der jählings unter mir abstürzt,

Ballet des grünlichen Stroms fließender Spiegel vorbei;
 Endlos unter mir sah ich den Aether, über mir endlos
 Blicke mit Schwindel hinauf, blicke mit Schauern hinab.
 Aber zwischen der ewigen Höh und der ewigen Tiefe
 Trägt ein geländerter Steig sicher den Wanderer dahin.
 Lachend fliehen an mir die reichen Ufer verüber,
 Und den fröhlichen Fleiß rühmet das prangende Thal.
 Jene Linien, sieh! die des Landmanns Eigenthum scheiden,
 In den Teppich der Flur hat sie Demeter gewirkt.
 Freundliche Schrift des Gesetzes, des menschenhaltenden Gottes,
 Seit aus der ehernen Welt fliehend die Liebe verschwand,
 Aber in freieren Schlangen durchkreuzt die geregelten Felder,
 Setzt verschlungen vom Wald, jekt an den Bergen hinauf
 Klimmend, ein schimmernder Streif, die Länder verknüpfende Straße,
 Auf dem ebenen Strom gleiten die Flöße dahin.
 Vielfach ertönt der Heerden Geläut im belebten Gesilde,
 Und den Wiederhall weckt einsam des Hirten Gesang.
 Muntre Dörfer bekränzen den Strom, in Gebüschen verschwinden
 Andre, vom Rücken des Bergs stürzen sie jäh dort herab.
 Nachbarlich wohnet der Mensch noch mit dem Acker zusammen,
 Seine Felder umruhn friedlich sein ländliches Dach,
 Traulich rankt sich die Reb' empor an dem niedrigen Fenster,
 Einen umarmenden Zweig schlingt um die Hütte der Baum.
 Glückliches Volk der Gesilde! noch nicht zur Freiheit erwachet,
 Theilst du mit deiner Flur fröhlich das enge Gesetz.
 Deine Wünsche beschränkt der Ernten ruhiger Kreislauf,
 Wie dein Tagewerk, gleich, windet dein Leben sich ab!
 Aber wer raubt mir auf einmal den lieblichen Anblick?

Ein fremder

Geist verbreitet sich schnell über die fremdere Flur!
 Spröde sondert sich ab, was kaum noch liebend sich mischte,
 Und das Gleiche nur ist's, was an das Gleiche sich reiht.
 Stände seh ich gebildet, der Pappeln stolze Geschlechter
 Ziehn in geordnetem Pomy vornehm und prächtig daher,
 Regel wird Alles und Alles wird Wahl nach Alles Bedeutung,
 Dieses Dienergefolg meldet den Herrscher mir an:
 Prangend verkündigen ihn von fern die beleuchteten Kuppeln
 Aus dem felsigten Kern hebt sich die thürmende Stadt.
 In die Wildniß hinaus sind des Waldes Faunen verstoßen,
 Aber die Andacht leiht höheres Leben dem Stein.
 Näher gerückt ist der Mensch an den Menschen. Enger wird um ihn,
 Neger erwacht, es umwälzt rascher sich in ihm die Welt.
 Sieh! da entbrennen in feurigem Kampfe die eifernden Kräfte,
 Großes wirket ihr Streit, Größeres wirket ihr Bund.
 Tausend Hände belebt Ein Geist, hoch schläget in tausend

Brüsten, von Einem Gefühl glühend, ein einziges Herz,
 Schlägt für das Vaterland und glüht für der Ahnen Gesetze,
 Hier auf dem theuern Grund ruht ihr verehrtes Gebein.
 Nieder steigen vom Himmel die seligen Götter, und nehmen
 In dem geweihten Bezirk festliche Wohnungen ein,
 Herrliche Gaben bescheerend, erscheinen sie; Ceres vor Allen
 Bringet des Pfluges Geschenk, Hermes den Anker herbei,
 Bacchus die Traube, Minerva des Delbaums grünende Reiser,
 Auch das krieg'rische Ross führet Poseidon heran,
 Mutter Cybele spannt an des Wagens Deichsel die Löwen,
 In das gastliche Thor zieht sie als Bürgerin ein.
 Heilige Steine! Aus euch ergossen sich Pflanzler der Menschheit,
 Fernen Inseln des Meers sandtet ihr Sitten und Kunst,
 Weise sprachen das Recht an diesen geselligen Thoren,
 Helden stürzten zum Kampf für die Penaten heraus.
 Auf den Mauern erschienen, den Sängling im Arme, die Mütter,
 Blickten dem Heerzug nach, bis ihn die Ferne verschlang.
 Betend stürzten sie dann vor der Götter Altären sich nieder,
 Flehten um Ruhm und Sieg, flehten um Rückkehr für Euch.
 Ehre ward Euch und Sieg, doch der Ruhm nur kehrte zurücke,
 Gurer Thaten Verdienst meldet der rührende Stein:
 „Wanderer, kommst Du nach Sparta, verkündige dorten, Du habest
 Uns hier liegen gesehen, wie das Gesetz es befahl.“
 Ruhet sanft, ihr Geliebten! Von Euerm Blute begossen
 Grünet der Delbaum, es keimt lustig die köstliche Saat.
 Munter entbrennt, des Eigenthums froh, das freie Gewerbe,
 Aus dem Schilf des Stroms winket der bläuliche Gott.
 Birschend fliegt in den Baum die Art, es erseufzt die Dryade,
 Hoch von des Berges Haupt stürzt sich die donnernde Last
 Aus dem Felsbruch wiegt sich der Stein, vom Hebel beflügelt.
 In der Gebirge Schlucht taucht sich der Bergmann hinab.
 Muldeibers Ambos tönt von dem Takt geschwungener Hämmer,
 Unter der nervigten Faust spritzen die Funken des Stahls,
 Glänzend umwindet der goldne Lein die tanzende Spindel,
 Durch die Saiten des Garns sauset das webende Schiff,
 Fern auf der Rhede ruft der Pilot, es warten die Flotten,
 Die in der Fremdlinge Land tragen den heimischen Fleiß,
 Andre ziehen frohlockend dort ein, mit den Gaben der Ferne,
 Hoch von dem ragenden Mast wehet der festliche Kranz.
 Siehe, da wimmeln die Märkte, der Krahn von fröhlichem Leben,
 Seltsamer Sprachen Gewirr brau't in das wundernde Ohr.
 Auf den Stapel schüttet die Ernten der Erde der Kaufmann,
 Was dem glühenden Strahl Afrikas Boden gebiert,
 Was Arabien kocht, was die äußerste Zone bereitet,
 Hoch mit erfreuendem Gout füllt Amalthea das Horn.

Da gebietet das Glück dem Talente die göttlichen Kinder,
 Von der Freiheit gefängt, wachsen die Künste der Lust.
 Mit nachahmendem Leben erfreuet der Bildner die Augen,
 Und vom Meißel befeelt, redet der fühlende Stein,
 Künstliche Himmel ruhn auf schlanken, jeniſchen Säulen,
 Und den ganzen Olympe ſchließet ein Pantheon ein,
 Leicht, wie der Iris Sprung durch die Luft, wie der Pfeil von der Sehne,
 Hüpfet der Brücke Joch über den brauſenden Strom.
 Aber im ſtillen Gemach entwirft bedeutende Zirkel
 Sinnend der Weiße, beſchleicht forſchend den ſchaffenden Geiſt,
 Prüft der Stoffe Gewalt, der Magnete Haſſen und Lieben,
 Folgt durch die Lüfte dem Klang, folgt durch den Aether dem Strahl,
 Sucht das vertraute Geſetz in des Zufalls graufenden Wundern,
 Sucht den ruhenden Pol in der Erſcheinungen Fluht.
 Körper und Steinen leiht die Schrift dem ſtummen Gedanken,
 Durch der Jahrhunderte Strom trägt ihn das rebende Blatt.
 Da zerrinnt vor dem wundernden Blick der Nebel des Wahnes,
 Und die Gebilde der Nacht weichen dem tagenden Licht.
 Seine Fesseln zerbricht der Menſch, der Beglückte! Zerriß er
 Mit den Fesseln der Furcht nur nicht den Jügel der Schaam!
 Freiheit ruft die Vernunft, Freiheit die wilde Begierde,
 Von der heiligen Natur ringet ſie lüſtern ſich los.
 Ach, da reißen im Sturm die Anker, die an dem Ufer
 Warnend ihn hielten, ihn faßt mächtig der ſlutende Strom,
 In's Unendliche reißt er ihn hin, die Küſte verſchwindet,
 Hoch auf der Fluten Gebirg wiegt ſich entmaſtet der Kahn,
 Hinter Wolken erlöſchen des Wagens beharrliche Sterne
 Bleibend iſt Nichts mehr, es irrt ſelbſt in dem Buſen der Gott.
 Aus dem Geſpräche verſchwindet die Wahrheit, Glauben und Treue
 Aus dem Leben, es lügt ſelbſt auf der Lippe der Schwur.
 In der Herzen vertraulichſten Bund, in der Liebe Geheimniß
 Drängt ſich der Sykophant, reißt von dem Freunde den Freund,
 Auf die Unſchuld ſchießt der Verrath mit verſchlängeltem Blicke,
 Mit vergiftetem Biß tödtet des Läſterers Zahn.
 Feil iſt in der geſchändeten Bruſt der Gedanke, die Liebe
 Wirft des freien Gefühls göttlichen Adel hinweg.
 Deiner heiligen Zeichen, o Wahrheit, hat der Betrug ſich
 Angemaßt, der Natur köſtlichſte Stimmen entweicht,
 Die das bedürftige Herz in der Freude Drang ſich erſündet;
 Kaum giebt wahres Gefühl noch durch Verſtummen ſich kund.
 Auf der Tribune prahlet das Recht, in der Hütte die Eintracht,
 Des Geſetzes Geſpenſt ſieht an der Könige Thron,
 Jahre lang mag, Jahrhunderte lang die Mumie dauern,
 Mag das trügende Bild lebender Fülle beſehn,
 Bis die Natur erwacht, und mit ſchweren, ehernen Händen

An das hohle Gebäude rühret die Noth und die Zeit,
 Einer Tigerin gleich, die das eiserne Gitter durchbrochen,
 Und des numidischen Balbs vloglich und schrecklich gedenkt,
 Aufsteht mit des Verbrechens Wuth und des Glends die Menschheit,
 Und in der Asche der Stadt sucht die verlorne Natur.
 O so öffnet euch, Mauern, und gebt den Gefangenen ledig,
 In der verlassenen Klur fehr't er gerettet zurück!
 Aber wo bin ich? Es birgt sich der Pfad. Abschwüßige Gründe
 Hemmen mit gährender Klust hinter mir, vor mir den Schritt.
 Hinter mir blieb der Gärten, der Hecken vertraute Begleitung,
 Hinter mir jegliche Spur menschlicher Hände zurück.
 Nur die Stoffe seh' ich gethürmt, aus welchen das Leben
 Keimt, der rothe Basalt hofft auf die bildende Hand,
 Brausend stürzt der Gießbach herab durch die Rinne des Felsen,
 Unter den Wurzeln des Baumes bricht er entrüstet sich Bahn.
 Wild ist es hier und schauerlich öd'. Im einsamen Luftraum
 Hängt nur der Adler, und knüpft an das Gewölke die Welt.
 Hoch herauf bis zu mir trägt keines Windes Gefieder
 Den verlornen Schall menschlicher Mühen und Lust.
 Bin ich wirklich allein? In Deinen Armen, an Deinem
 Herzen wieder, Vater! Ach! und es war nur ein Traum,
 Der mich schauernd ergriff, mit des Lebens furchtbarem Bilde,
 Mit dem stürzenden Thal stürzte der finstre hinab.
 Keiner nehm' ich mein Leben von Deinem reinen Altare,
 Nehme den fröhlichen Muth hoffender Jugend zurück!
 Ewig wechselt der Wille den Zweck und die Regel, in ewig
 Wiederholter Gestalt wälzen die Thaten sich um.
 Aber jugendlich immer, in immer veränderter Schöne
 Ehrst Du, fromme Natur, züchtig das alte Gesetz,
 Immer dieselbe bewahrst du in treuen Händen dem Manne,
 Was dir das gaukelnde Kind, was dir der Jüngling vertraut,
 Nährt an gleicher Brust die vielfach wechselnder Alter;
 Unter demselben Blau, über dem nämlichen Grün
 Wandeln die nahen und wandeln vereint die fernen Geschlechter:
 Und die Sonne Homers, siehe! sie lächelt auch uns.